EOS

COMMENTARII
SOCIETATIS PHILOLOGAE POLONORUM

EDITORES

VICTOR STEFFEN IOANNES WIKARJAK

Volumen LXI 1973

Fasciculus 2

WROCŁAW • WARSZAWA • KRAKÓW • GDAŃSK
ZAKŁAD NARODOWY IMIENIA OSSOLIŃSKICH
WYDAWNICTWO POLSKIEJ AKADEMII NAUK

EDITORUM CONSILIUM

SOPHIA ABRAMOWICZ, TORUNII
BRONISLAUS BILIŃSKI, ROMAE
MIECISLAUS BROŻEK, CRACOVIAE
CASIMIRUS FELIX KUMANIECKI, VARSAVIAE
GEORGIUS ŁANOWSKI, WRATISLAVIAE
VICTOR STEFFEN, POSNANIAE
IOANNES WIKARJAK, POSNANIAE

COMMENTARII EDUNTUR ADMINISTRANTUR

POZNAŃ, UL. MARCHLEWSKIEGO 124—126
KATEDRA FILOLOGII KLASYCZNEJ

EDITORUM ADIUTOR
ANDREAS WÓJCIK

Commentarii eduntur sumptibus
Academiae Scientiarum Polonae

Zakład Narodowy im. Ossolińskich — Wydawnictwo. Wrocław 1973. Nakład: 570 egz. Objętość: ark. wyd. 13,80, ark. druk. 9,88, ark. A1 12. Papier druk. sat. kl. III, 70 g, 70×100. Oddano do składania 9 IV 1973. Podpisano do druku 5 XII 1973. Druk ukończono w grudniu 1973. Wrocławska Drukarnia Naukowa. Zam. nr 1124/73-N-15. Cena zł 45.—

Eos LXI 1973

DAS WELTREICH UND DIE PHILOSOPHIE*

Von

MARIAN PLEZIA

In meinem Aufsatz *Die Geburtsurkunde des Hellenismus* (Eos LVIII 1969/70, S. 51-62), in dem ich die historische Situation zu umreissen versucht habe, der der vor kurzem von J. Bielawski und von mir zum ersten Mal in der vollständigen Fassung veröffentlichte, nur arabisch überlieferte Brief von Aristoteles an Alexander d. Gr.[1] aus dem J. 330 v. u. Z. seine Entstehung verdankte, konnte ich nur am Schluss ganz kurz auf den merkwürdigen Abschnitt hinweisen, in dem der Verfasser des Briefes zu den grossartigen Perspektiven Stellung genommen hatte, die sich nach Alexanders endgültigem Sieg vor seinem Weltreich eröffneten. Auch in dem Kommentar zur genannten Ausgabe[2] habe ich lediglich einige Parallelen bei Aristoteles, Plato und Plutarch hervorgehoben mit dem Verweis, dass ich die weitere Behandlung des Themas einer anderen Gelegenheit vorbehalte.

Ich kannte damals noch nicht das kurz vorher von dem namhaften Oxforder Orientalisten Dr. S. M. Stern veröffentlichte Buch *Aristotle on the World-State*, Oxford 1968, in dem der Verfasser zu demselben Gegenstand in gewisser Ausführlichkeit das Wort genommen hatte. Dr. Stern war der arabische Aristotelesbrief aus den Handschriften bekannt: er hat einen Teil davon in seiner Abhandlung abgedrückt und knüpfte daran gewisse Betrachtungen hinsichtlich der Echtheit dieses Teiles an. Unsere Gesichtspunkte und Feststellungen decken sich an manchen Stellen, an anderen gehen sie wieder auseinander. Es ist nicht meine Absicht, hier auf diese Meinungsverschiedenheiten einzugehen, da zumal mein gelehrter Oxforder Kollege inzwischen vorzeitig hingeschieden ist. Ich will vielmehr meine eigene, schon in dem genannten Kommentar angedeutete Interpretation dieses Abschnitts vorlegen. Dass Dr. Sterns Ausführungen mit gebührender Dankbarkeit zur Kenntnis genommen worden sind, versteht sich von sich selbst; ich lege aber den Nachdruck vornehmlich darauf, was ich über seine Erklärung hinaus hinzufügen zu können glaube.

Es scheint zweckmässig, die ganze Stelle vorerst in deutscher Übersetzung anzuführen (10, 4-8 in der Texteinteilung von Bielawski):

---

* Vortrag gehalten an der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg (i.d. Schweiz), am 20. Juni 1972.

[1] *Lettre d'Aristote à Alexandre sur la politique envers les cités*, texte arabe établi et traduit par J. Bielawski, commentaire de M. Plezia, Wrocław 1970 (Archiwum Filologiczne XXV).

[2] *O.c.* S. 130-133.

„worin ihre Wohlfahrt und die Wohlfahrt ihrer Städte und ihrer Länder besteht". Die Unterscheidung von Städten (πόλεις) und Ländern (χώραι) scheint darauf hinzuweisen, dass der Schreibende zwei verschiedene Bevölkerungsgruppen im Auge hatte: die κατὰ πόλεις lebenden Griechen und die κατ' ἔθνη organisierten nicht-griechischen Stämme, zu denen in diesem Fall auch die Makedonen zu rechnen wären. Im Grunde genommen hätte eine solche Erklärung dieser Worte nichts unmögliches an sich: selbst der barbarenfeindliche Isokrates nahm ja keinen Anstoss daran, dass im künftigen Reiche Philipps II. die nicht-griechische und nicht-makedonische Bevölkerung „der hellenischen Fürsorge" (τῆς Ἑλληνικῆς ἐπιμελείας) teilhaft werden sollte (or. 5,154). Dieser Auffassung widerspricht auch nicht, dass der Briefautor kurz vorher (Kap. 9) seinem königlichen Adressaten nahelegt, wenn nicht das ganze persische Volk, so wenigstens den persischen Adel aus seiner Heimat auszusiedeln. Diese Massnahme erschien ihm ja als eine politische Notwendigkeit, um den wahrscheinlich zu erwarteneden Aufständen vorzubeugen (9,5-7) und Aristoteles billigte ein deratiges Verfahren ausdrücklich, soweit es πρὸς τὸ κοινὸν ἀγαθόν, um des gemeinsamen Vorteils willen vorgenommen würde (*Pol.* III 13. 1284b 3 ff.). Auf die Legende von Aristoteles, der angeblich Alexander geraten haben soll, verschiedenerweise den Griechen und den Barbaren, jenen ἡγεμονικῶς, diesen aber δεσποτικῶς entgegenzutreten, brauchen wir keine Rücksicht mehr zu nehmen, denn gerade der Vergleich mit unserem Brief hat erwiesen, dass es sich in diesem Fall um eine Legende handelt, die die moderne Wissenschaft aus einer pointierten Redewendung Plutarchs herausgesponnen hatte[7].

Aber schon der nächste, auf die Erwähnung von „Städten und Ländern" folgende Satz lehrt uns, dass man mit voreiligen Schlussfolgerungen vorsichtig sein soll. Der Verfasser kommt dort auf den Gebrauch zu sprechen, den Alexanders Untertanen von der überall herrschenden „Sicherheit und Stabilisierung" machen werden. Er meint, sie werden ihre Musse zwischen die Körperpflege und Erholung einerseits, anderseits aber zwischen die geistige Betätigung mit der Philosophie an der Spitze teilen. Die „Körperpflege" kann in diesem Zusammenhang nichts anderes sein, als die bei den Griechen so verbreitete Gymnastik, derer Übung bei den wohlhabenden Leuten einen bedeutenden Teil der täglichen Beschäftigungen ausmachte. Ihre Erwähnung kann also nur auf die griechische Bevölkerung bezogen werden, wie auch später, im hellenistischen Zeitalter οἱ ἀπὸ τοῦ γυμνασίου immer nur den hellenischen Teil einer Stadtgemeinde zu bedeuten pflegte. Aus diesen scheinbar sich widersprechenden Andeutungen ist m. E. nur eins zu entnehmen: dass der Verfasser des Briefes an keine festen Unterschiede zwischen den im Weltreich Alexanders vereinigten ethnischen Gruppen dachte, vornehmlich aber seine griechischen Landsleute im Auge behielt.

Von diesem eher modern gedachten Umweg kehren wir jetzt zur Friedensproblematik zurück. Das wesentliche Merkmal, das ihre Behandlung in unserem

---

[7] Vgl. *Lettre d'Aristote*, S. 12.

Bundes unannehmbar erschienen, was wohl niemand im Ernst auszusagen wagen würde.

Dass ein Universalregent mittels seiner Macht die Aufrechterhaltung einer gesetzlichen Ordnung sichern kann, ist uns begreiflich; der Gedanke dagegen, dass er eine „freundliche Eintracht" und ein „allgemeines Wohlwollen" herbeizuführen im Stande sei, erscheint uns etwas bizarr. Der Verfasser des Briefes denkt aber in anderen Kategorien als wir. Sein Regent ist nämlich zugleich ein Gesetzgeber und Erzieher der Untertanen im Geiste der Gesetze (Kap. 2-4), er bewirkt es, „dass in den Städten gute Sitten herrschen und Laster aus ihnen verbannt sind" (4,3)[6]. Er wacht darüber, dass die Menschen, im Frieden und Wohlstand lebend, der Versuchung der Trägheit und Leichtsinnigkeit nicht nachgeben, was zur baldigen Auflösung der sozialen Bände führen würde, er leitet sie zum richtigen Handeln an, indem er bei den Edelgesinnten an ihr Schamgefühl (αἰδώς) appelliert, den gemeinen Leuten dagegen Furcht (φόβος) einflösst (4,1 vgl. 13,7). Wir sind somit den Ausführungen am Ende des X. Buches der *Nikomachischen Ethik* sehr nahe gekommen, wo dieselben zwei Erziehungsmittel in Anspruch genommen und wo von einem Erzieher grossen Stils auch gesetzgeberische Fähigkeiten erfordert werden (X 10, 1179b 7 ff. 1180a 33 ff.).

Auf dem Hintergrund der früheren Aussagen des Briefes betrachtet, gewinnt also der uns hier näher angehende Abschnitt an Tiefe und Schärfe. Er erweist sich als ganz in Platos Sinne aufgefasst, ja, Alexanders Weltreich wird in dieser Perspektive zu einer kolossalen Erziehungsanstalt, die durch die rechte Bildung der Menschheit zur wahren Eudaimonie verhelfen soll. Das von dem Verfasser entworfene Wunschbild wirkt aber dadurch konkreter, es ist in den Gegebenheiten seiner Epoche begründet, entfernt von den zur Topik gewordenen Träumen vom „Goldenen Zeitalter". Seine Zeitverbundenheit kommt sowohl darin zum Ausdruck, dass die zu erwartende Glückseligkeit der Menschheit sich noch „auf dieser Welt", zu Lebzeiten von nächsten Generationen verwirklichen soll, und zwar als Folge bestimmter, bereits im Wirken begriffener Ursachen, als auch darin, dass auf Mittel verwiesen wird, welche die erhofften Zustände herbeiführen sollen. Damit hängt es zusammen, dass auch in der sprachlichen Prägung unseres Abschnittes keinerlei Anklänge an die wohlbekannten Schilderungen des „Goldenen Zeitalters" zu beobachten sind.

An diesem Punkt sind wir, vielleicht unter dem Einfluss unserer eigenen Denkgepflogenheiten, geneigt zu fragen, für wen eigentlich diese künftige Glückseligkeit bestimmt werden sollte: für alle Einwohner des neuentstandenen Weltreiches, oder nur für die Eroberer, Griechen und Makedonen? Auf diese Frage gibt unsere Stelle keine eindeutige Antwort. Zwar sieht es zunächst so aus, als hätte der Verfasser an alle Untertanen Alexanders gedacht, er betont doch, dass die von der ständigen Kriegsgefahr befreiten Menschen darum sorgen werden,

---

[6] Schlagende Parallele bei Plato *Gorg.* 504 DE.

beizutreten und sie hatten zu den Waffen gegriffen in dem Augenblick, als Alexander in Syrien und Mesopotamien sich zum entscheidenden Kampf mit Dareios anschickte. Das konnte das rücksichtslose Zugreifen des Antipatros rechtfertigen und den Gedanken nahelegen, dass die relative Unabhängigkeit der Mitglieder des Korinthischen Bundes in keiner Weise beeinträchtigt sein werde. Es sollte noch sechs Jahre dauern, bis 324 ein griechischer Stabsoffizier Alexanders in die Heimat zurückkam, um die souveränen Verbündeten des Königs in seinem Namen aufzufordern, ihren bisherigen Hegemon als Gott anzuerkennen, was einfach nichts anderes als die völlige Anerkennung seiner absoluten Oberherrschaft bedeutete.

Davon ahnte man aber 330 noch nichts. Ein anderer Aspekt der grundsätzlich veränderten politischen Lage musste sich dagegen jedem aufmerksamen Beobachter von sich selbst aufdrängen: der Krieg schien schlechthin zu Ende zu sein, weil kein nennenswerter Gegner zum Bekämpfen da war. Es fingen zwar an wage Gerüchte sich zu verbreiten, dass Alexander weiter in das Innere Asiens vorzudringen gedenke, aber von der tatsächlichen Ausbreitung der sich vor ihm erstreckenden Gebiete hatte man damals in Griechenland keine richtige Vorstellung. H. Berve hat in seinem schönen Aufsatz „Alexander der Grosse als Entdecker"[3] nachdrücklich hervorgehoben, dass es erst dem grossen Eroberer vorenthalten blieb, manche falschen Meinungen seiner Zeitgenossen (seinen Lehrer Aristoteles nicht ausgenommen), welche sich auf Innerasien bezogen, auf Grund der an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen und vorgenommenen Erkundigungen richtigzustellen. Besonders die östlich von Mesopotamien gelegenen Gebiete stellte man sich viel geringer vor, als sie in Wirklichkeit sind; diese Ansicht teilte auch Aristoteles. Nachdem also das Hauptziel des Krieges, die Unterwerfung des Perserreiches in vollem Umfang erreicht und ein neues Weltreich errichtet worden war, dem von keiner Seite her eine ernst zu nehmende Gefahr drohte, schien unerwartet die Epoche eines allgemeinen Friedens anzubrechen. Von diesem Standpunkt aus ist die Begeisterung und die weit ausgesponnenen Erwartungen des Verfassers unseres Briefes zu verstehen und zu beurteilen.

Man hat von mancher Stelle mit Recht darauf hingewiesen, dass im Laufe des vierten vorchristlichen Jahrhunderts in der öffentlichen Meinung der Griechen der Friedensgedanke sich anzubahnen begann[4]. Zwar geschah das nicht nach dem Vorbild der politischen Wirklichkeit, die alles andere eher als friedlich war. Vielmehr wirkte sich in dieser Richtung die Kampfmüdigkeit nach den Jahrzehnten unaufhörlicher Kriege sowie die bittere Erfahrung aus, dass die kriegerische Machtpolitik keine dauernden Früchte zu bringen pflegt. Dementsprechend mehrten sich seit den achtziger Jahren des vierten Jahrhunderts die Bemühungen, eine möglich weit ausgedehnte Friedensordnug herzustellen[5]. Sie scheiterten ausnahmslos

---

[3] H. Berve, *Gestaltende Kräfte der Antike*[2], München 1966, S. 333–353.

[4] Vgl. *Lettre d'Aristote*, S. 130 f.

[5] H. Fuchs, *Augustin und der antike Friedensgedanke*, Berlin 1926, S. 135–138; derselbe in Museum Helveticum XII 1955, S. 203–205.

mann, kommt der aktive Sinn des platonisch-aristotelischen Theoria-Begriffes, den I. Düring neulich in seinem Aristoteles-Buch so trefflich charakterisiert hat[12], sehr eindrucksvoll zum Ausdruck.

Es muss als ein krasser Gegensatz zu dieser platonisch-aristotelischen Bewertung der Philosophie empfunden werden, wenn bei dem unmittelbaren Schüler und Nachfolger des Aristoteles, Dikaiarchos von Messane, in seiner Darstellung desselben Themas, d.h. des Goldenen Zeitalters unter Kronos (frg. 49 Wehrli), die sonst meist mit den traditionellen Motiven des allgemeinen Friedens, des freundlichen Zusammenlebens mit den Tieren und der mühelosen Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse operiert, jegliche Erwähnung der Philosophie und der Wahrheitsforschung überhaupt fehlt. Dikaiarchos' Schweigen darüber ist umso mehr bedeutungsvoll, als er gerade die Musse (σχολή), derer sich die damalige Menschheit seiner Auffassung nach erfreuen durfte, mehrfach hervorhebt. Sein σχολή-Begriff aber knüpft an den spät-aristotelischen an und bedeutet nichts mehr als die bare Freizeit, während er bei dem frühen Aristoteles, der das Buch VII der *Politik* geschrieben hat, der Inbegriff des ungestörten Forschens und Erkennens gewesen ist[13]. Bei Dikaiarchos hängt diese Entwertung der σχολή mit seiner ganzen Einstellung zum βίος-Problem zusammen; er gab bekanntlich dem βίος πολιτικός vor dem βίος θεωρετικός den Vorzug[14]: so konnte er auch der Philosophie als einem wesentlichen Bestandteil des dauernden Friedens wenig Verständnis entgegenbringen. Seine Stellungnahme sollte für die ganze Folgezeit charakteristisch werden, wie es aus den weiteren Erwägungen einleuchtet.

Es gibt aber noch einen antiken Text, der in diesem Zusammenhang der Erwähnung wert ist: er befindet sich in Plutarchs bekanntem Dialog *Von dem Daimonion des Sokrates*. Es ist dort (7. 578 F — 579 D) von der Eröffnung des Grabes von Herakles' Mutter Alkmene in Haliartos in Böotien die Rede, wie sie um 380 v. u.Z. auf den Befehl des Königs Agesilaos von den Spartanern vorgenommen wurde. Im Grabe sollte man eine mit unbekannter Schrift bedeckte Tafel entdeckt haben, die Agesilaos nach Ägypten überbringen liess, wo es in Memphis dem Propheten Chenuphis nach dreitägigem zähen Studium gelang, die Inschrift zu entziffern. Bei Chenuphis weilten aber damals Plato und Simmias von Theben, in dessen Mund der Bericht von der ganzen Angelegenheit bei Plutarch eingelegt wird. Nach Chenuphis also enthielt die Tafel einen Rat und eine Ermahnung an die Griechen, sich in Ruhe und Frieden der Philosophie zu widmen (ἄγειν σχολὴν καὶ εἰρήνην διὰ φιλοσοφίας), weiterhin Agone zu Ehren der Musen zu veranstalten und in den Gerechtigkeitsfragen verständnismässig zu entscheiden, ohne von den Waffen Gebrauch

---

[12] I. Düring, *Aristoteles, Darstellung und Interpretation seines Denkens*, Heidelberg 1966, S. 472 f.

[13] E. Mikkola, *„Schole" bei Aristoteles*, Arctos II 1958, S. 68–87.

[14] W. Jäger, *On the Origin and Cycle of the Philosophic Ideal of Life*, [in:] *Aristotle, Fundamentals of the History of his Development*[2], Oxford 1950, S. 450 ff.

dank der Bildung in zweckmässiger Weise befriedigt, sich ungestört dem Forschen und Erkennen widmen können.

In der Pflege der Philosophie gipfelt also, nach der Auffassung unseres Briefes, die Glückseligkeit der im dauernden Frieden lebenden Menschheit. Das klingt natürlich echt aristotelisch: die reine Erkenntnis sieht ja der Stagirite als das höchste Ziel des Menschen und als seine edelste Tätigkeit an, die ihn gewissermassen mit den Göttern gleichstellt[9]. Der allgemein herrschende Frieden wird somit am zweckmässigsten ausgenützt werden, wenn er auf die ungeschränkte Wahrheitsforschung verwendet sein wird. Dazu bietet sich wieder eine Analogie mit Plato an und zwar mit seinem *Staatsmann*, dessen Bedeutung für die aristotelische Staatslehre mehrfach hervorgehoben wurde[10]. Mitten in der Erzählung des Mythos vom Goldenen Zeitalter unter Kronos' Regierung (271 D ff.) fällt unerwartet eine merkwürdige Frage: war das damals lebende Menschengeschlecht glücklicher als unsere Generation, oder war es nicht? (272 B). Die Leute von damals lebten doch im vollkommenen Frieden unter sich selbst und sogar mit den Tieren, die sie nicht zu töten brauchten, weil alle ihre Bedürfnisse von der göttlichen Vorsehung vollkommen befriedigt wurden. Wie stand es nun mit ihrer Glückseligkeit? Darauf erhalten wir eine bemerkenswerte Antwort (272 BC): „Wenn die Zöglinge des Kronos die ihnen zu Gebote stehende Musse und die Möglichkeit nicht nur mit den anderen Menschen, sondern auch mit den Tieren den Meinungsaustausch zu pflegen, dazu benutzten, die Philosophie zu fördern (ἐχρῶντο τούτοις σύμπασιν ἐπὶ φιλοσοφίαν) und mit den Tieren sowie auch mit den anderen Menschen verkehrend sich von jedem Wesen erkundigten, ob es dank der ihm eigenen Kraft etwas besonderes und den anderen unbekanntes wahrgenommen habe zur Vermehrung der Kenntnisse, dann ist es eindeutig klar, dass sie die heutige Generation tausendmal an der Glückseligkeit übertrafen. Wenn sie aber, mit Speisen und Getränken gesättigt, sich untereinander und den Tieren solche Geschichten erzählten, die auch heute von ihnen erzählt werden, dann ist die Antwort, wenigstens meiner Meinung nach, ebenfalls eindeutig".

Auch hier wird die Philosophie zum entscheidenden Moment, das die wahre Glückseligkeit des Menschengeschlechtes bestimmt. Der Frieden und die Erfüllung materieller Bedürfnisse reichen an und für sich zur Eudaimonie nicht aus: als ihre Vervollständigung ist noch die Philosophie und die ungestörte Forschung unentbehrlich. Denn selbst die heutige, von so vielen Übeln geplagte Menschheit wäre doch wegen des Besitzes der Philosophie glücklicher zu preisen als ihre im Goldenen Zeitalter lebenden Vorfahren, wenn die letzteren aus irgendeinem Grund unfähig gewesen wären, sich der Wahrheitsforschung, der „Vermehrung der Kenntnisse" zu widmen[11]. An beiden Stellen, im Aristoteles-Brief und im platonischen *Staats-*

---

[9] *EN* X 7.

[10] Neulich A. E. Taylor, *Plato, The Sophist and Statesman*, Translation and Introduction by ..., Folkestone and London 1971 (first published 1961), S. 248 f.

[11] Taylor, *o. c.* S. 213.

nuphis-Episode umzudeuten. Der Ursprung seiner neuen Auffassung muss daher in der Chenuphis-Episode gesucht werden[18]. Woher kannte er nun die Geschichte von der in Alkmenes Grabe gefundenen Inschrift und von ihrer Entzifferung in Memphis? Entweder aus Kallisthenes' *Hellenika*, die als seine Hauptquelle in *De genio Socr.* gelten[19], oder — was uns mehr ansprechend erscheint — aus Simmias Dialog περὶ γραμμάτων, der von Diog. Laert. 2, 124 erwähnt wird[20]. Die Erzählung von einer uralten Tafel, beschrieben mit den Buchstaben „aus der Zeit des Königs Proteus", wie Chenuphis in seinem Gutachten festgestellt haben soll, würde zu einem solchen antiquarischen Buch bestimmt gut passen, sei dies letztere authentisch gewesen oder nicht und welcher auch der Anteil von Dichtung und Wahrheit an der ganzen Geschichte gewesen sein mag[21]. Auf jeden Fall scheint die Prägung der Anekdote dem IV. vorchristlichen Jahrhundert und dem Kreise platonisch beeinflusster Schriftsteller anzugehören, wofür nicht zuletzt die dort hervortretende Verbindung von Philosophie und Frieden spricht, denn in der Folgezeit kommt, wie schon angedeutet, ihre Beziehung zueinander nicht mehr vor.

Besonders augenscheinlich wird das, nachdem dreihundert Jahre nach Alexander wieder ein politisches Gebilde entstanden ist, das sich an räumlicher Ausdehnung mit seinem Weltreich messen konnte und an der Dauerhaftigkeit es bei weitem übertreffen sollte, das *imperium Romanum*. In der reichen Literatur, die das Entstehen des neuen Weltreiches feiert und dann seinen Segen preist, begegnet uns der Gedanke von dem von ihm gebrachten Frieden vielfach wieder, von der Philosophie ist aber in diesem Zusammenhang bezeichnenderweise nicht mehr die Rede[22]. Nehmen wir als Beispiel die IV. *Ekloge* Vergils: der Segen der anbrechenden neuen Zeit wird dort mit den traditionellen Farben der *Saturnia regna* ausführlich geschildert, die Menschheit, mit der übrigen Natur versöhnt und befreundet, soll wieder im Zustand der Gerechtigkeit und Unschuld leben, wie in dem platonischen Mythos im *Staatsmann* von einer dämonischen Macht geleitet. Der grosse Umbruch soll aber irgendwie wunderartig zustande kommen: der ganzen Stimmung und Stilisierung des Gedichtes entsprechend, wird sie prophezeit, jedoch nicht analysiert. Im VI. Buche der *Äneis* wieder, als der Vater Anchises dem in die Unterwelt herabgestiegenen Äneas die künftige Grösse Roms in ihren bedeutendsten Vertretern vor die Augen führt, wird vornehmlich die territoriale Ausdehnung des augusteischen Imperiums ins Licht gerückt (6, 791 ff.): weder Herkules noch Bakchus haben so viele Länder

---

[18] So richtig Corlu, *o. c.* S. 43.

[19] Corlu, *o. c.* S. 38 f.; K. Ziegler, Art. *Plutarchos* RE XX, Sp. 842.

[20] Hobein, Art. *Simmias* RE III A, Sp. 149 ff., macht mit der Liste der Simmias-Dialoge bei Diog. Laert. viel mehr Ernst als die frühere Literatur, welche diese Liste kurzerhand als eine Erfindung beseitigte.

[21] J. Schwartz, *Le tombeau d'Alcmene*, Revue Archéologique I 1958, S. 76—83.

[22] Vgl. Fuchs, *o. c.* S. 197 ff., mit dem interessanten Hinweis auf Plinius *NH.* II 117—118 und XIV praef. 2—6, der die wissenschaftliche Unfruchtbarkeit der pax Romana mit Staunen betrachtet.

und der Philosophie widmen werden, ihre volle Bedeutung. Bildung (παιδεία) ist seit Plato der Inbegriff der Fähigkeit zur rechten Wahl zwischen wahren und scheinbaren Gütern; auch Aristoteles nennt im *Protreptikos* ἀπαιδευσία die Unkenntnis mit Bezug auf diese Dinge (frg. B 4 Düring). Die Bildung (im Brief schon oben 2,4 in demselben Zusammenhang erwähnt) wird also die Menschen befähigen, im Wohlstand ethisch richtig zu handeln. Was hat aber damit die Philosophie zu tun?

Es gibt zunächst im VII. Buch der Aristotelischen *Politik* eine Stelle (15. 1334a 22 ff.), die uns darüber Bescheid geben kann. Sie ist für unsere Frage umso aufschlussreicher, da sie mit den bereits von uns besprochenen Kapiteln des Briefes an Alexander interessante Parallelen aufweist. Sie gehört nämlich der ausführlichen Kritik an, die an der spartanischen Verfassung unter dem Gesichtspunkt geübt wird, dass sie die Bürger ausschliesslich zu kriegerischen Tugenden erziehe, die in der Friedenszeit unentbehrlichen Geistesfähigkeiten dagegen ausser Acht lasse. Es heisst an der genannten Stelle wörtlich: „Der Tapferkeit und der Ausdauer bedürfen wir zur Tätigkeit, der Philosophie zur Musse, der Selbstbeherrschung und der Gerechtigkeit aber zu beiden Fällen, im höheren Grade sogar, wenn wir Frieden und Musse haben. Denn der Krieg zwingt (von sich selbst) zur Gerechtigkeit und Selbstbeherrschung, der Genuss des Glücks dagegen und die Musse im Frieden verleiten zum Hochmut. Diejenigen also, denen es anscheinend am besten geht und denen alles zur Verfügung steht, was die Menschen selig preisen, als ob sie, wie die Dichter sagen, auf den Gesegneten Inseln lebten, denen ist die Gerechtigkeit und Selbstbeherrschung in besonderem Masse nötig. Ja, sie werden um so mehr die Philosophie, die Selbstbeherrschung und die Gerechtigkeit brauchen, je mehr sie sich, in der Fülle derartiger Güter lebend, die Musse gönnen dürfen".

Die hier cin der Rede stehende Bedeutung des Begriffes „Philosophie" ist am passendsten durch die im *Protreptikos* (frg. B 53 Düring) enthaltene Definition, sie sei als „der Erwerb und der Gebrauch der Weisheit" (κτῆσις καὶ χρῆσις σοφίας), zu erklären. Die so begriffene Philosophie bildet zunächst die theoretische Grundlage der zusammen mit ihr an unserer Briefstelle genannten Bildung (παιδεία). Wer die Fähigkeit besitzt, sich die Weisheit anzueignen und sie zu gebrauchen, wird auch die richtige Wahl zwischen den in Fülle vorhandenen Gütern treffen können. Die Erwähnung der Philosophie in unserem Brief scheint aber nicht nur darauf hinzudeuten. Bemerkenswert ist ausserdem der Nachdruck, der auf die theoretische Funktion der Philosophie gelegt wird. Es lautet doch wörtlich an unserer Stelle: „Die Leute werden überlegen, was sie von ihr bereits erkannt haben und danach fragen, was noch zum Erkennen übrig bleibt". Das erinnert uns an Platos *Staat* und an die dort (571 D ff.) gemachte Bemerkung, dass ein gesunder und sich selbst beherrschender Mann, „indem er zum Schlafen geht, vorerst den muthaften Teil seiner Seele besänftigt und den begehrenden mässig befriedigt, damit sie den denkenden Teil rein und unversehrt der Forschung und Prüfung dessen überlassen, was er noch nicht weiss, in der Vergangenheit, oder in der Gegenwart, oder in der Zukunft". So werden auch die Bürger von Alexanders Weltreich, ihre Bedürfnisse

zu machen[15]. Das sollte Chenuphis seinen griechischen Gästen mitgeteilt haben, nachdem er die Tafel samt der Übersetzung seinen Auftraggebern zurückgesandt hatte. Als aber bald danach Plato und Simmias aus Ägypten nach Griechenland zurückfuhren, kamen sie an der karischen Küste mit einer Gesandschaft von Deliern zusammen, die Plato um Hilfe bei der Lösung des ihnen von einem Orakel aufgegebenen sg. Delischen Problems (die Verdoppelung eines Würfels) bat. Plato hat die Delier in Bezug auf die rein geometrische Frage an Eudoxos von Knidos und Helikon von Kyzikos angewiesen, aber in Erinnerung dessen, was er in Ägypten erlebt hatte, machte er sie darauf aufmerksam, „dies wäre nicht, was der Gott verlangte, sondern er beföhle allen Griechen, Krieg und Übeltun aufzugeben, mit den Musen zu verkehren, durch Erörterungen und Wissenschaften ihre Leidenschaften zu mässigen und so ohne Schädigung unter gegenseitiger Förderung untereinander zu leben".

Es ist nicht leicht, den persönlichen Anteil Plutarchs an der Gestaltung dieser Anekdote gegenüber dem vorauszusetzenden Inhalt seiner Quellen zu bestimmen[16]. Die Geschichte des Delischen Problems ist uns auch aus anderen Berichten bekannt, deren ältester aus dem *Platonikos* des Eratosthenes von Kyrene stammt[17]. Aus ihrem Vergleich darf sicher geschlossen werden, dass der Schluss der Anekdote in *De genio Socr.* 7, mit dem Nachdruck auf den Friedenswillen des Gottes, von Plutarch selbst so geprägt worden ist, da zumal er auf die ägyptischen Vorgänge (τοῦ Αἰγυπτίου μνησθείς) als auf den Grund von Platos Deutung des Orakels hinweist. Plutarch scheint hier die konventionelle Moral der Erzählung von dem Delischen Problem (die er auch anderswo — *Quaest. conv.* VIII 2,1. 718 EF und *De EI ap. Delph.* 6. 386 E — mehr traditionsgetreu wiederholt) im Sinne der Che-

---

[15] In der Deutung und Übersetzung des Abschnitts 579 A weiche ich von den meisten modernen Interpreten (E. des Places, *Plutarque, Le démon de Socrate*, [in:] H. Pourrat, *Le sage et son démon*, Paris 1950; K. Ziegler, *Plutarch über Gott und Vorsehung, Dämonen und Weissagung*, Zürich-Stuttgart 1952; Z. Abramowicz, *Plutarch, Moralia* [Auswahl in polnischer Übersetzung], Wrocław 1954; Ph. H. de Lacy — B. Einarson, *Plutarch's Moralia VII*, Cambridge Mass.-London 1959 [Loeb Classical Library]; A. Corlu, *Plutarque, Le démon de Socrate*, Paris 1970) ab. Ausschlaggebend ist m.E., dass das ἀγωνιζομένους ἀεὶ Μούσαις ganz offenbar auf das vorhergehende Μούσαις ἀγῶνα συντελεῖσθαι verweist; ἀγωνίζεσθαι ist also an unserer Stelle als verkürzter Ausdruck für ἀγωνίζεσθαι ἀγῶνας aufzufassen, wie *Vita Antonii* 64,1 (945 E) παμπόλλους ἀγωνισάμενος ἀγῶνας Ἀντωνίῳ. Daher darf kein Komma zwischen ἀεί und Μούσαις gesetzt werden, denn ἀγωνίζεσθαι und Μούσαις gehören zusammen. Ferner hängt διὰ φιλοσοφίας (διά m. Gen. = Adverb oder Partizip, wie oft bei Plutarch, vgl. D. Wyttenbach, *Lexicon Plutarcheum*, Oxford 1830, Neudruck Hildesheim 1962) von ἄγειν σχολὴν καὶ εἰρήνην ab, wie *Quomodo adulator* 26 (67 E) ὡς συγγένοιτό σοι διὰ φιλοσοφίας (= φιλοσοφῶν; in derselben Bedeutung διὰ φιλοσοφίαν *De genio Socr.* 5.578 A). Der Sinn ist, dass man nur zu Ehren (im Dienste) der Musen wetteifern (streiten) darf, sonstige Streitfragen dagegen vernunftsmässig schlichten soll, ohne zu den Waffen zu greifen.

[16] Vgl. Corlu, *o. c.* S. 40—43.

[17] Vgl. *Theonis Expositio rerum mathematicarum ad legendum Platonem utilium, ed.* E. Hiller, Lipsiae 1878, S. 2, und R. Vallois, *La duplication d'un autel d'Apollon à Delos*, Bulletin de Correspondence Hellénique LXX 1946, S. 584—587.

„Fürwahr, ich bin ja dessen bewusst, dass wenn es den Leuten auf dieser Welt überhaupt vergönnt sein sollte, die Gunst des Glücks zu geniessen, so würde es die freundliche Eintracht und die Ordnung sein, die ich dir beschreibe. Glückselig werden diejenigen sein, die mit eigenen Augen die Freude dieses Tages erblicken, wenn sich die Leute um einen Staat und um einen König zusammenscharen, auf Kriege und Zwistigkeiten verzichten und dazu gelangen, worin ihre Wohlfahrt und die Wohlfahrt ihrer Städte und ihrer Länder besteht. Allgemeine Sicherheit und Stabilisierung werden unter ihnen herrschen. Dann werden sie ihren Tag teilen und einen Teil davon für Erholung und Körperpflege bestimmen, einen anderen aber für Bildung und Pflege der edlen und erhabenen Sache, die Philosophie ist. Sie werden überlegen, was sie davon bereits erkannt haben und danach fragen, was noch zum Erkennen übrig bleibt. Ich möchte am Leben bleiben, um mit eigenen Augen diesen Tag zu sehen — wenn nicht alles, so wenigstens einen Teil davon. Wenn es aber für mich unmöglich sein sollte wegen meines vorgeschrittenen Alters und dessen, was von meinen Tagen schon vergangen ist, dann möge (diese Freude) meinen nahen Freunden und Verwandten zuteil werden; wenn sie auch ihnen nicht vergönnt sein sollte, dann denjenigen, die ihnen ähnlich sind und ihnen folgen werden".

Es ist zunächst die persönliche Anteilnahme zu beobachten, von der dieses Bekenntnis getragen wird. Dem Schreibenden liegt es offenbar am Herzen, seinen eigenen Hoffnungen und Erwartungen Ausdruck zu geben. Diese Erwartungen dürfen aber als vollauf berechtigt und begreiflich erscheinen angesichts des historischen Momentes, in dem sie geäussert worden sind. Denn der Moment war ja tatsächlich einmalig in der bisherigen griechischen Geschichte. Nach dem endgültigen Sieg über den Perserkönig bei Gaugamela (1. Okt. 331) und nach der Besetzung der vier persischen Hauptstädte (Winter 331 bis Frühling 330) lag das Achämenidenreich unter den Füssen des Eroberers. Der makedonisch-griechische Vergeltungsfeldzug gegen den persischen Erbfeind, zu dessen Zwecke der Korinthische Bund geschaffen worden war, war zu Ende: es blieb nichts mehr zu erreichen übrig. Diese neue, unerwartet eingetretene Lage der Dinge bedeutete jedoch mehr als die endgültige Begleichung der alten Rechnungen zwischen den Hellenen und dem Grosskönig: sie bedeutete darüber hinaus die völlige Änderung des seit etwa zwei Jahrhunderten bestehenden Kräfteverhältnisses, das sich dadurch charakterisierte, dass der zersplitterten und innerlich entzweiten Welt der griechischen Stadtstaaten am südöstlichen Rande Europas das persische Weltreich in Vorderasien gegenüberstand. Nun waren Persien und sein König als Machtfaktoren ausgeschaltet: über den grössten Teil der den Griechen bekannten Oikumene erstreckte sich die Gewalt des Königs von Makedonien, der zugleich der Oberbefehlshaber des Korinthischen Bundes war.

Seine Gewalt erstreckte sich in der Tat auch über Griechenland: das hat der gleichzeitig mit der Schlacht bei Gaugamela erfochtene Sieg über Sparta, den der makedonische Statthalter in Europa, Antipatros, davongetragen hatte, anschaulich gezeigt. Aber die Spartaner haben sich bisher geweigert, dem Korinthischen Bund

Brief von der früheren griechischen Literatur unterscheidet, liegt darin, dass man vorher fast ausschliesslich an der Erlangung, bzw. an der Sicherung des Friedens interessiert war: das war sicher eine Selbstversändlichkeit in der durch unaufhörliche Waffenkonflikte geplagten Zeit. Der Verfasser des Briefes dagegen glaubt einem anbrechenden Weltfrieden gegenüberzustehen und die Frage lautet für ihn danach, wie deser Frieden beschaffen sein soll, was durch ihn zu erreichen ist? Unser Autor teilt nicht die von jeher verbreitete Ansicht, dass die Herstellung des Friedens alle Nöte sozusagen automatisch aufheben und allgemeinen Segen über die Menschheit verbreiten wird. Er ist vielmehr überzeugt, dass „Ruhe und Sicherheit zu geniessen, nicht im Vermögen der Vielen (οἱ πολλοί) liege" (3,2 vgl. 2,1), denn es sei kaum möglich, „dass der Wohlstand mit der Vernunft Hand in Hand gehe" (2,3) und dass die Menschen deswegen besonders im Frieden „die Bildung und das Gesetz" benötigen würden (2,4). Ebenso dachte auch Aristoteles, er meinte ja, dass „nicht jedermann das Glück zu ertragen vermag" (*Polit.* V 8. 1308b 15) und er kritisierte den Gesetzgeber der Lakedaimonier, dass er es versäumt hätte, seine Bürger zu belehren, „wie sie im Frieden leben sollten" (οὐ παιδεύσας δύνασθαι σχολάζειν), was die Auflösung ihrer alten Zucht zur Folge gehabt hätte, sobald sie keine Eroberungspolitik mehr zu betreiben vermöchten (ebd. VII 14. 1334a 5 ff., vgl. 1333b 20 ff.).

Der Blick der älteren griechischen Literatur, die den Frieden oft in sehr beredten, ja rührenden Worten zu preisen wusste, blieb meist auf seine materiellen Vorteile gerichtet[8]; nicht umsonst nennen ihn sowohl Euripides (frg. 453,1 N.) als auch Aristophanes (frg. 109,1 K.) „reichtumsvoll" (βαθύπλουτος). Nicht umsonst hat auch Kephisodoros die Eirene auf dem bekannten Standbild mit dem Plutos-Kind auf dem Arm dargestellt. Es ist lehrreich, Stobaios' Ekloge Περὶ εἰρήνης (IV 14 = Bd. IV, S. 370 ff. Wachsmuth-Hense) unter diesem Gesichtspunkt zu prüfen. Aristophanes hebt zwar des öfteren hervor, dass im Frieden die einfachen, ehrlichen Leute die Oberhand über die Abenteuerer und Wucherer gewinnen werden, dass also die sozialen Verhältnisse in der Friedenszeit vorteilhafter für das rechte Handeln und Leben sein werden als während des Krieges, aber auch er hegt nicht den geringsten Zweifel daran, dass der Frieden diese glücklichen Zustände von sich selbst mit sich herbeiführen werde. Aristoteles dagegen denkt über das Verhältnis zwischen dem Reichtum und der Moral tief nach (*Polit.* II 6. 1265a 31 ff.), an einer anderen Stelle (ebd. VIII 5. 1326b 30 ff.) bemüht er sich um dieselbe Problematik und verspricht darauf noch näher einzugehen — ein Versprechen, das in unserem Text der *Politik* nicht eingelöst wird — und in dem Briefe an Alexander erörtert er dieselbe Frage in einer auffallend ähnlichen Weise (10,1-3) dicht vor dem Abschnitt, um den sich jetzt unsere Betrachtung bewegt.

Erst in diesem Licht gesehen, erhält seine Behauptung, dass die Bewohner des Weltreichs Alexanders sich ausser der Erholung und Körperpflege auch der Bildung

---

[8] Fuchs, *o. c.* S. 167 ff.

an den kaum zu überwindenden Konflikten und tief eingewurzelten Feindschaften, aber ihr Wiederkehren lässt erkennen, dass die Idee eines dauernden Friedens dem tiefen Bedürfnis der Epoche entsprach. Umso mehr verbreitete sich der Friedensgedanke in den intellektuellen Kreisen, in der politischen Publizistik und in der Philosophie, welche besonders in der Form, die ihr Plato eingeprägt hatte, streng politisch eingestellt war.

Platos Schüler Aristoteles übernahm von seinem Meister die Einsicht, dass der Frieden als Normalzustand, der Krieg dagegen als eine Gelegenheitsmassnahme zu betrachten sei, die auf Sicherung und Befestigung des Friedens berechnet ist. Mit diesem Grundsatz stimmt die Tatsache, dass der Verfasser unseres Briefes wiederholt Alexander taktvoll aber eindeutig dazu ermahnt, dem Krieg ein Ende zu machen und sich künftighin den Friedenswerken zu widmen, vor allem der Gründung neuer Griechenstädte in den eroberten Gebieten sowie der Gesetzgebung für diese Städte. Der Gedanke taucht bereits am Anfang des Briefes (1, 2-3) auf, wiederholt sich besonders eindrucksvoll an unserer Stelle und in den Betrachtungen, die ihr unmittelbar folgen (11, 2-4), um dann in dem Schlusswort wieder nachdrücklich hervorgehoben zu werden (17, 3-5). Er gehört danach zu den Leitmotiven des Briefes, und der uns hier näher angehende Abschnitt darf nicht leichter Hand aus diesem Zusammenhang herausgelöst werden: er ist kein fremdes Einschiebsel, sondern steht und fällt mit dem ganzen Brief zusammen.

Diese Auffassung wird sofort durch den ersten Satz unseres Abschnitts bestätigt, wo es heisst, die „freundliche Eintracht und Ordnung" (wohl φιλικὴ ὁμόνοια καὶ τάξις) werden die „Gunst des Glücks" ausmachen, die der Menschheit möglicherweise noch auf dieser Welt beschieden sein könne. Wenn der Verfasser dazu bemerkt „(die Eintracht und Ordnung), die ich dir beschreibe", so weist er damit auf seine früheren Ausführungen hin, welche im Kapitel 4 des Briefes stehen. Die Begriffe der Vertrautheit (οἰκειότης), der rechtlichen Ordnung (τάξις) sowie der Freundschaft (φιλία) kehren dort 4,2 tatsächlich wieder. Auch der weitere Satz unseres Abschnitts: „wenn sich die Leute um einen Staat und um einen König zusammenscharen" findet ebendort seine Entsprechung in der Ausdrucksweise „der Universalregent, der die Leute um sich in Vertrautheit und Ordnung zusammenschart". Die Voraussetzung des bevorstehenden glücklichen Zustands der Menschheit bildet somit die allgemein herrschende rechtliche Ordnung und das allgemeine Wohlwollen, die nur von einem Universalregenten aufrechterhalten werden können. Das ist im Grunde genommen nichts anderes als eine Projektion in die Weltperspektive derjenigen politischen Zustände, welche in Griechenland durch die Errichtung des Korinthischen Bundes geschaffen wurden, d.h. des allgemeinen Friedens (κοινὴ εἰρήνη), der durch die überlegene Macht des Königs von Makedonien auferlegt worden war. Und wenn jemand behaupten wollte, es sei mit den Ansichten des Aristoteles unvereinbar, einem Monarchen eine so übergeordnete Stellung anzuerkennen, wie es in unserem Brief geschieht, der könnte nicht an der Schlussfolgerung umhin, dem Stagiriten sei auch die Verfassung des Korinthischen

un concours de baiser[14]. Il serait difficile de voir dans ce chant des éléments purement populaires.

On n'en découvre pas, non plus dans le chant de l'idylle XV (v. 100-144) concernant Adonis et chanté par une artiste professionelle. L'opinion qu'en donne Gorgô (v. 145) et le fait qu'il est chanté à une fête de cour prouvent qu'il est de provenance artistique. Il contient cependant quelques éléments rituels, liés au culte. On y parle d'un cortège matinal de femmes aux cheveux dénoués, allant au bord de la mer. Toute cette fête a lieu dans un décor somptueux. Le chant se termine à la manière des hymnes, mais sans le traditionnel: χαῖρε. On y fait appel à la bienveillance d'Adonis et on lui demande de revenir dans un an.

Daphnis, le pâtre mythique est, comme Adonis, le héros préféré des chants et des légendes populaires et en même temps auteur du chant pastoral. Le mythe qui parle de sa naissance, de son amour malheureux et de sa mort est présenté en plusieurs versions. Il est mentionné pour la première fois par Stésichore. Le dramaturge alexandrin Sositheos lui a consacré un drame satyrique dans lequel il le confond avec le roi de Phrygie Lityersès. Théocrite donne sa propre version du mythe dans le chant de Tyrsis (idylle I) agrémenté d'un beau refrain: Ἄρχετε βουκολικᾶς, Μοῖσαι φίλαι, ἄρχετ' ἀοιδᾶς. Les derniers moments et la mort de Daphnis en sont le thème. Toute la nature le plaint, viennent aussi près de lui son père Hermès et Priape et à la fin Vénus qui se réjouit de le voir vaincu par Eros. Daphnis congédie Vénus avec des paroles ironiques, dit adieu à la nature qui l'environne, appelle Pan pour lui laisser sa syrinx. Dans les dernières strophes le refrain change: λήγετε βουκολικᾶς, ἴτε λήγετ' ἀοιδᾶς.

Puisque Daphnis meurt la nature elle-même se modifie. Le poète l'exprime à l'aide de ce qu'on appelle: „adynata". C'est le chant le plus long dans les idylles de Théocrite. Thyrsis qui l'exécute en est visiblement content et demande la récompense promise: une timbale artistement sculptée dont la description, écrite selon la manière littéraire de l'école alexandrine, s'étend sur 23 vers.

Dans les diverses versions de la légende qui parle de Daphnis on trouve plusieurs noms de femmes qu'il a aimées: dans l'une d'elles celui d'une nymphe, Nomia, dans l'autre Pimplea. Dans les Thalysies, Théocrite en nomme une troisième Xenéa. Il résulte du contexte qu'il y avait des pastorales sur le même thème, car Lycidas en propose une parmi plusieurs autres à Tityre. Ce qui n'est pas clair dans la version de Théocrite c'est la cause de la mort de Daphnis. Hermès lui demande ce qui lui fait tant de peine et pour qui il brûle d'amour mais Daphnis ne répond pas aux questions de ceux qui le plaignent, il dit seulement à Cypris qu'au Hadès encore il causera des ennuis à Eros.

On a pu remarquer que beaucoup de chants, surtout les chants de concours constituent un important élément de construction dans les idylles de Théocrite.

---

[14] Cf. *Theocriti idyllia. Commentariis criticis atque exegeticis instruxit* Ad. Th. Arm. Fritzsche, Lipsiae 1870; le commentaire au v. 28–29 (idylle XII).

Friedens in einer des Menschen würdigen Weise auszunützen? Es würde uns wohl schwer fallen, diese Frage eindeutig zu bejahen. Auf jeden Fall ist auf dieser Welt noch kein Erzieher und Gesetzgeber erschienen, der die Leute gelehrt hätte, den richtigen Gebrauch von der ihnen durch den technischen Fortschritt zugänglich gemachten Musse zu machen (παιδεύσας δύνασθαι σχολάζειν). Die schier unbegrenzten Reisemöglichkeiten, das Fernsehen und Radio, der Sport und allerlei Vergnügungen reichen nicht aus, dienen mehr der Zerstreuung (παιδιά) als der Bildung (παιδεία) des Menschen. Unsere Soziologie bemüht sich allen Ernstes um die zweckmässige Freizeitgestaltung, hat aber offenbar keine bedeutenden praktischen Resultate darin erzielt; unverhüllte Genusssucht lässt kaum einen Gedanken von der sinnvollen Ausnützung der bestehenden Möglichkeiten zu. Von der seit langem preisgegebenen Philosophie würde heute in diesem Zusammenhang kaum jemand zu sprechen wagen und doch ist die Problematik durchaus philosophisch. Die Tatsache aber, dass diese Problematik schon von Aristoteles erkannt und angeschnitten worden ist, zeugt, wie so vieles andere, von der dauernden geistigen Gegenwart der Antike in unserer Zivilisation.

Kraków

comme des brebis sevrées de leur mère. Ayant tressé un couronne, elles l'accrocheront à un platane et graviront sur son écorce le nom d'Hélène, à qui l'arbre sera désormais consacré.

Enfin dans la dernière partie du chant, terminée par l'expression χαίροις — ainsi qu'on le fait dans les hymnes — se trouve la prière adressée à Latone, à Cypris et à Zeus, pour assurer aux mariés la descendance, l'amour réciproque et le bonheur d'une génération à l'autre. Souhaitant au couple un bon sommeil, les jeunes filles l'avertissent qu'elles reviendront au matin, au premier chant du coq[18]. Le chant se termine par une sorte d'appel ou de cri traditionnel: Ὑμὴν ὦ Ὑμέναιε.

Il a été mentionné au début qu'il est difficile de constater aujourd'hui combien sont originaux ou authentiques les chants entrelacés dans l'oeuvre de Théocrite. En principe on devrait les compter parmi les créations du folklore stylisé. Mais qui pourra dire si cette stylisation s'appuie sur d'authentiques chants populaires ou si elle est simplement une fiction littéraire. Kowalski[19] assure que Théocrite ne puisait pas ses thèmes dans la réalité populaire mais qu'il les trouvait dans le mime pastroal et qu'il n'y a chez lui que des débris d'éléments populaires. Ce point de vue est trop radical, me semble-t-il. Sil'on peut admettre une stylisation assez poussée chez Théocrite, on ne peut pas lui refuser une bonne connaissance des réalités populaires car elle s'avère dans divers domaines, ce qu'on s'efforce de démontrer ici-même. Une compréhension très grande du milieu paysan et pastoral (par exemple en ce qui concerne la faune et la flore) que l'on découvre chez lui, le prouve aussi. Nous sommes loin de contredire par là les influences de toute sorte que le poète a subies, comme l'a démontré Sinko[20] à propos des idylles II, XI, XIII, XVI, XVII. Il nous est impossible cependant de définir exactement le dégré de cette pénétration, à cause du morcellement des textes transmis. L'influence que Sophron ou Épicharme ont exercée sur le poète a été étudiée par Ławińska[21] dans son article contenant des remarques détaillées, mais cela ne se rapporte pas en principe à notre sujet.

Nous avons parlé précédemment de la forme, du contenu et des motifs des chants de Théocrite. Malheureusement nous ne pouvons presque rien dire de leurs mélodies et rythmes, de même que nous ne savons pas grand'chose des mélodies, des chants choraux des tragédies ou des comédies. Très souvent c'est leur forme métrique que nous remarquons, surtout dans les chants de l'antiquité. Quant aux idylles de Théocrite la plupart en sont écrites en hexamètres dactyliques. Mais cela ne devrait pas nous induire en erreur. J. Kowalski a démontré[22] que les oeuvres composées

---

[18] On sait que les festivités, liées aux noces se prolongeaient jusqu'au lendemain, car c'est alors que les hôtes offraient des cadeaux au jeune marié; on les appellaient: ἀνακαλυπτήρια car la jeune femme se montrait déjà alors sans voile. Cf. *Charikles*, p. 312.

[19] J. Kowalski, *Pieśń u Teokryta*, Eos XLI 1940—1946, I, 2, p. 109—129.

[20] Sinko, *o. c.* p. 290.

[21] J. Ławińska, *Echa Sofrona i Epicharma w twórczości Teokryta*, Eos LIV 1964, p. 74—86.

[22] Kowalski, *o. c.*

Eos LXI 1973

LE FOLKLORE DANS LES IDYLLES DE THÉOCRITE

Par

JAN HOROWSKI

Dans l'oeuvre de Théocrite se réflètent les traits essentiels et caractéristiques de la littérature de l'époque hellénistique. Ce poète, très apprécié, a su voir d'un oeil perspicace et peindre avec talent de petits tableaux de genre de la vie des bergers et des petites gens. Les beautés littéraires de son style cachent un grand nombre d'éléments realistes, qui révèlent la mentalité, le psychisme des gens simples, rattachés étroitement à la vie de campagne. On fait connaissance de leur langue, riche en dictons, sentences, proverbes, allusions aux expressions proverbiales, comparaisons, métaphores. Dans les idylles de Théocrite, les références fréquentes aux chants pastoraux, à la rivalisation dans la composition des chansons, souvent improvisées sur un sujet donné, sont en rapport, sans aucun doute, avec ce folklore musical et vocal, qui existait à l'époque et dont il nous est difficile aujourd'hui d'analyser le dégré d'originalité et d'authenticité, conservé dans l'oeuvre de Théocrite. On suppose que les premières bucoliques étaient liées aux chants rituels, populaires, chantés en l'honneur d'Artemis[1]. Ceci se rapporte du reste surtout au caractère compétitif des poèmes pastoraux. Par analogie aux chants populaires de divers métiers dont les traces peux nombreuses, nous ont été transmises par les anciens, on peut admettre que le chant pastoral, lié à l'emploi du berger est aussi ancien que cette profession. C'est cet emploi et le lieu où on l'exerçait qui ont créé les meilleures conditions pour le développement de la chanson populaire. C'est là qu'elle prenait son essor et qu' on la cultivait. On en trouve le reflet dans l'oeuvre de Théocrite, comme on trouve chez lui aussi d'autres chants, rituels ou de noces (idylle XVIII), ce qui prouve que le poète s'intéressait aux chansons populaires dans une large mesure. Un autre domaine de la vie du peuple auquel le poète s'intéressait, était le domaine des superstitions, de la sorcellerie, de la magie, tous ces phénomènes tellement significatifs pour le monde héllenistique. Bien que les éléments et les motifs populaires n'épuisent pas l'ensemble de l'oeuvre littéraire de Théocrite, ils en forment le pilier principal. Il faudra donc les étudier de plus près. On s'occupera tout d'abord des proverbes et des sentences dans les idylles de cet écrivain[2].

---

[1] Cf. J. Łanowski, *Sielanka grecka. Teokryt i mniejsi bukolicy*, Wrocław 1953, p. XIII.

[2] L'édition d' A. S. F. Gow, *Bucolici Graeci*, Oxonii 1958, a servi de base à mes investigations. Elle comprend, sans exception aucune, toutes les idylles qui font d'habitude partie de ce qu'on appelle le „Corpus Theocriteum", même celles d'origine douteuse, car elles aussi avaient été écrites selon la manière de ce poète et lui sont apparentées.

Ce sujet a déjà été étudié d'une façon approfondie[3] par les savants, je ne vais donc pas m'occuper des considérations théoretiques concernant les proverbes de l'antiquité, ni des sentences, dictons, proverbes, rencontrés dans l'oeuvre de Théocrite; je mettrais en lumière ceux qui ont des attaches folkloriques. Il est à remarquer que le seul fait de l'emploi très fréquent des proverbes et dictons souligne le caractère populaire de la création poétique de Théocrite. Ce fait, du reste, qui caractérise encore aujourd'hui le langage quotidien du paysan était à l'époque absolument conformé aux tendences générales de la poésie hellénistique. Et comme les proverbes folkloriques[4] comprennent des sujets extrêmement divers, il faudra parler d'eux à plusieurs reprises aux divers endroits de ces pages.

La plupart des proverbes et dictons ont trait aux sentiments, aux choses de la vie du peuple, des bergers tout spécialement[5]. Relativement peu de sentences se rapportent à leur travail qui semble avoir une moindre importance dans leur vie que leurs soucis et leurs souffrances d'amour. Ce sont surtout des faits vécus et l'observation de la nature qui trouvent leur expression dans toutes ces comparaisons, figures rhétoriques, dans les dictons et proverbes. Et cela n'a rien d'étonnant car la vie des bergers s'écoule au contact permanent de la nature.

La faune et la végétation y sont abondamment représentées. Voici l'énumeration des bêtes cités dans les proverbes et les expressions qui s'en rapprochent. Elle ne donne pas une image complète de cet univers d'animaux décrit ou mentioné dans l'oeuvre de Théocrite, mais elle est significative et bien fournie. Le plus souvent revient le nom d'un oiseau appelé ἴυγξ. Il reparait dix fois dans une formule magique dans l'idylle II 17, 22, 27, 32, 37, 42, 47, 52, 57 et 63. Plusieurs fois on nomme le loup: IV 11; V 38; X 30; XIV 22; le chien: V 27, 38; X 11; XXI 45; la chèvre V 27; X 30; le taureau: XIV 43; l'âne: XXI 36; le lion III 15; le cochon: V 23; le grillon: IV 16; IX 31; la fourmi IX 31; XV 45; l'alouette X 50; la grue X 31; l'hirondelle XIV 39; l'autour IX 32; le rossignol V 136; la pie V 136; la cygne V 137; la huppe V 137; les pigeons XV 88; le coq XVIII 56; la grenouille VII 41; X 52; la souris XIV 51; la sangsue II 56; le poisson XXI 45; la guêpe V 29; la cigale V 34; le cheval V 40; comme il résulte de ce tableau les thèmes des proverbes sont rattachés à la campagne et à la nature.

La végétation abondamment représentée dans l'ensemble des poèmes, se trouve bien reduite dans les proverbes. On mentionne le chêne V 61; la figue X 45; l'oignon

---

[3] En dehors des remarques générales, concernant les proverbes dans l'oeuvre de Theocrite que l'on trouve dans les grands manuels d'histoire de la littérature greque, je voudrais spécialement attirer l'attention sur deux études: celle d'A. Baar, *Sprichwörter und Sentenzen aus den griechischen Idyllendichtern*, Görz 1887; P. Getulius Heimgartner, *Die Eigenart Theokrits in seinem Sprichwort*, Freiburg 1940. La notion du proverbe et du dicton dans l'antiquité a été étudiée également par M. Swoboda dans son travail: *De proverbiis a Cicerone adhibitis*, Toruń 1963. C'est là qu'on trouve également la bibliographie concernant ce sujet.

[4] Heimgartner a isolé dans son étude un tel groupe de proverbes, *o. c.* p. 143.

[5] Cf. idylle XI 20—21.

V 121 et le cumin X 55. Sont nommés également: les éléments, le ciel V 144; la mer XVI 60; le soleil I 102; les montagnes VII 46; les étoiles XXX 27.

Le monde qui se dessine dans les proverbes c'est bien le monde des gens simples, des petites gens liées à la glèbe, à la campagne, car c'est ce milieu avec ses traditions qui a donné naissance à la plupart des proverbes. Et c'est pour cette raison que les Grecs les ont appelés: αἱ δημώδεις παροιμίαι τῶν ἀγροίκων. Le poète a recours très rarement à la matière folklorique littérale des proverbes et il indique une seule fois seulement que le dicton dont il se sert est un proverbe[6].

Ce n'est donc pas du tout par hasard que la plupart des proverbes se trouvent dans les oeuvres qui ont un caractère purement pastoral comme c'est le cas des idylles I, V, X, XI, XIV. Il y en a aussi dans le mime citadin des Syracousaines (idylle XV), mais là également l'action se déroule parmi des rustres quoique habitant une grande ville. Gorgô et Praxinoè se font remarquer par leur manières et leur langage grossières (v. 87 et suiv.).

A travers certaines sentences une sorte de langueur, le désir du bonheur et du bien-être, se manifeste. Le pêcheur voudrait tirer de l'eau un énorme poisson, le chien sommeillant rêve d'un morceau de pain. Le berger envie la grenouille voyant qu'elle a de l'eau tant qu'elle en veut. Cette nostalgie des „temps meilleurs" se fait sentir aussi dans les „adynata" (cf. p. 203 sq.) genre voisin des proverbes. L'attitude envieuse envers les riches est exprimée dans le proverbe: ἐν ὀλβίῳ ὄλβια πάντα (idylle XV 24). Le pauvre pêcheur se rend compte cependant que la misère est la mère de l'ingéniosité.

Heimgartner met en lumière les motifs communs dans les proverbes de Théocrite et de Hérondas[7]. Il est d'avis que Théocrite lui-même n'a pas inventé des proverbes nouveaux, qu'il en a transformé un grand nombre à son usage, leur imposant une couleur locale dorique, que, surtout, il a le mérite d'être médiateur et de nous les transmettre. La comparaison est la forme la plus fréquemment employée dans les proverbes. Chez Théocrite, ils n'ont pas de tendance moralisatrice. On y découvre le parler propre aux hommes du peuple contenant parfois des velléités polémiques ce qui apporte à l'action beaucoup d'animation. C'est pour cette raison que l'auteur place parfois le proverbe au début de l'idylle, parfois il en farcit la partie centrale et il arrive aussi qu'en guise de pointe, il se serve du proverbe pour terminer son chant. Très habile, il sait toujours relier la maxime artistement au récit. Au point de vue formel, c'est-à-dire métrique, Théocrite adapte les proverbes, les dictons à son oeuvre en se servant entre autres de divers variations du vers dit „paroemiacus". Les dessins et les raisons de ces transformations et de ces supplements sont variés. Et ce ne sont pas seulement des causes formelles ou esthétiques qui y jouent un rôle, mais aussi le côté pratique, le style, les idées. Parfois les modi-

---

[6] Idylle XIV 43: αἶνός θην λέγεταί τις „ἔβα ποκὰ ταῦρος ἀν' ὕλαν". Cf. id. XXVII 3: κενὸν τὸ φίλαμα λέγουσιν.

[7] Heimgartner, *o. c.* p. 141.

courage à chanter. Le chant doit consoler le pâtre dans ses peines d'amoureux et devenir un stimulant dans son travail. Théocrite, poète doublé du psychologue, sait que le chant n'exprime pas seulement la gaieté, mais aussi la nostalgie et la tristesse. Battus chante donc la beauté de Bombyca, sa mie et la langueur qu'elle lui fait éprouver. Milon, considérant que l'amour est un sentiment auquel un paysan ne peut pas se permettre de rêver, répond à l'ami par un proverbe bien conu: χαλεπὸν χορίῳ κύνα γεῦσαι. C'est pour cette raison que le chant qu'il chante à son tour est plein de louanges pour Déméter qu'il remercie des récoltes abondantes et des bons conseils qu'elle prodigue aux moissonneurs. Ce chant pourrait être appelé „chant de la moisson". A remarquer qu'on y trouve des allusions à l'avarice de l'économe — bien caractéristique pour ce genre de chants:

κάλλιον, ὦ 'πιμελητὰ φιλάργυρε, τὸν φακὸν ἔψειν
μὴ 'πιτάμῃς τὰν χεῖρα καταπρίων τὸ κύμινον.

Même chose dans le chant d'amour chanté par le cyclope dans l'idylle XI. Polyphème y est bien different de celui de *l'Odyssée* que nous connaissons. Chez Théocrite c'est un jeune homme amoureux et langoureux dont l'amour n'est pas exaucé. Le chant d'amour parait être le meilleur remède contre la langueur amoureuse. Le cyclope y résume sa passion depuis le moment où il a vu pour la premìère fois l'objet de son amour — la nymphe Galatée. Pour décrire sa beauté, il se sert de comparaisons typiques pour son milieu: le teint de sa bien-aimée est plus blanc que fromage, elle est plus douce qu'une brebis, plus fière qu'un veau. Elle s'enfuit devant le cyclope comme à la vue du loup. Le cyclope devine que c'est à cause de son oeil unique et de son nez camus que Galatée ne veut pas de lui, malgré son beau troupeau, ses fromages et son lait, malgré aussi qu'il sache jouer de la syrinx. N'ayant pas de branchies, il ne peut pas séjourner avec elle sous l'eau, alors il l'invite de venir dans sa grotte, merveilleusement située et richement ornée. Mais tout cela, ce sont des rêves irréalisables, se rend-il compte, il vaut donc mieux trouver une autre Galatée, habitant la terre ferme. Et cette conclusion, on la trouve dans le proverbe ou plutot la sentence que voici (idylle XI 75):

τὴν παρεοῦσαν ἄμελγε, τί τὸν φεύγοντα διώκεις;

Le cyclope de Théocrite semble trop sentimental et trop délicat pour un pâtre, mais son chant exprime les mêmes sentiments que celui de Battus dans l'idylle X.

Par contre, dans l'idylle XII c'est tout autre chose: l'heureux amant y désire que son amour, payé en retour devienne l'objet d'un chant pour générations futures:

ἐπεσσομένοις δὲ γενοίμεθα πᾶσιν ἀοιδή.

Ce désir l'apparente aux héros d'Homère. Dioclès de Mégare est un tel amant glorieux, entouré d'un véritable culte, sur le tombeau duquel les jeunes organisaient

fications sont si importantes, qu'à certains endroits on ne voit plus qu'une allusion à tel ou tel proverbe. Ce procédé permet au poète de garder toute son indépendance et son originalité littéraire et de sauvegarder en même temps le caractère essentiel du proverbe populaire: la concision, la clarté.

Lorsqu'on étudie la vie pastorale dans l'oeuvre de Théocrite on est tenté de croire que l'occupation principale des bergers était de chanter. Ils chantaient tout en veillant des bêtes ou des troupeaux qui paissaient aux alentours. Savoir chanter, composer des chansons, jouer de la syrinx, de l'aulos, ou du fifre c'était là les qualités irremplaçables d'un bon pâtre[8]: Le berger Corydon se vante de savoir chanter les chansons de Glaucé et de Pyrrhus[9] et il entonne même le début de l'une d'entre elles: καλὰ πόλις ἅ τε Ζάκυνθος ...

On pourrait protester en disant que ce n'étaient pas des chansons populaires puisque Corydon cite les noms des poètes qui en étaient les auteurs, mais d'autre part, il est à remarquer que ces chansons furent chantés par un pâtre. Les chansons d'origine littéraire et celles d'origine populaire marquaient et influençaient les unes les autres. Les chants dont parle Corydon etaient composés à la gloire des localités situées sur le Péloponnèse et dans le sud de l'Italie. Certaines chansons — les pâtres le disent bien nettement — ont été composées par eux-mêmes[10]. Le début d'une chanson théssalienne est entonnée par l'un des convives (idylle XIV 30).

Bon nombre de chansons possèdent un caractère compétitif. L'une d'entre elles (idylle V) est spécialement intéressante à cause de son caractère populaire. Elle commence par une sorte de querelle ou d'agaceries entre deux pâtres, Comatas et Lacon. Dans ce dialogue très animé, chacun d'eux emploie la même quantité de vers pour donner la replique à son interlocuteur. De ces agaceries mutuelles, qui du reste ne sont pas trop méchantes, s'ensuit l'appel à la compétition musical (v. 22).

Chacun des participants donne un gage: qui un mouton, qui un bouc. Il y a du reste un peu de marchandage à ce sujet. Chacun des participants fait aux dieux une offrande dans l'espoir d'obtenir ainsi la victoire. On demande à un bûcheron du voisinage, un nommé Morson, d'être juge. Depuis le 80-ième vers commence le concours proprement dit. Jusqu'au 137-ième vers chacun des champions chante à tour de rôle deux vers, continuant ou imitant à chaque fois le motif proposé par l'un d'eux. On croit avoir affaire à l'improvisation. Les motifs principaux de ces rivalisations dans la vantardise, ce sont les succès en amour, les rivaux surpassés, une hutte bien amenagée, un beau pâturage etc. Pendant ces tournois de chants,

---

[8] Idylle XX 28 sq.:

ἀδὺ δέ μοι τὸ μέλισμα, καὶ ἢν σύριγγι μελίσδω,
κἢν αὐλῷ λαλέω, κἢν δώνακι, κἢν πλαγιαύλῳ.

[9] Glaucé de Chios — poetèsse lyrique contemporaine de Théocrite. Pyrrhus d'Erytrée ou de Lesbos également poète lyrique du temps de Théocrite.

[10] Cf. idylle VII 51.

leur soient favorables. Ensuite ils se souhaitent l'un à l'autre réussite et bonnes récoltes. Dans les strophes suivantes il y a quelques lacunes. Leur contenu comprend certains motifs patriotiques et amoureux. Le vers 61 et celui qui suit constituent comme une sorte d'interrupteur musical, après quoi il y a deux strophes de 8 lignes parlant de la vie heureuse et aisée des bergers et de leurs amours. A la fin c'est le chevrier qui prend parole. Il loue la belle chanson de Daphnis et le nomme vainqueur en lui donnant la syrinx. Il ajoute que lui-même aimerait apprendre le chant de Daphnis et qu'il serait prêt de lui apporter une chèvre en récompense. Le vainqueur fait des bonds de joie et applaudit des mains. Cependant le vaincu est bien triste. Dès lors Daphnis est devenu célèbre parmis les pâtres et bien que très jeune, il a pris pour femme Naïade, la nymphe.

Quoique les savants n'attribuent pas cette bucolique à Théocrite, elle a certains caractères communs avec les idylles de cet auteur, notamment le motif des chants compétitifs auquel nous nous intéressons. Chose curieuse et insolite, c'est que quelques strophes (v. 33-60) sont écrites en distiques élégiaques. Les strophes ont un caractère amoïbaïque, ce qui veut dire que l'un des participants continue le thème que l'autre a proposé, tout en se servant parfois des mêmes paroles[13]. Lorsque, par exemple, Menalque commence sa strophe par l'invocation adressée aux ravins et aux rivières (v. 33) Daphnis s'adresse aux sources et aux pâturages (v. 37). De même lorsque Ménalque se vante de jouer de la syrinx, Daphnis se compare au rossignol. Tous les deux du reste, se veulent du bien.

L'ensemble des vers est de construction symétrique et se compose d'une introduction, de chants amoïbaïques, divisés par un interrompteur de deux vers et d'une conclusion (v. 81-93). A part le motif du chant qui tient de Théocrite, on n'y trouve pas d'éléments spécialement folkloriques.

Deux chants de la même envergure (de 7 vers chacun) ont été introduits par le poète dans l'idylle IX. Daphnis et Ménalque les chantent à tour de rôle sur les instances d'un poète anonyme. Le thème des deux chants se ressemble. Daphnis fait l'éloge de la vie bienheureuse des pâtres se reposant auprès d'une source fraîche sur les peaux molles des bêtes. Dans ces conditions il ne craint pas les chaleurs comme l'amoureux les gronderies d'un père ou d'une mère. Ménalque, lui, chante la bauté de sa grotte rocheuse, la richesse de son troupeau, les bons plats qu'il se prépare et il termine ainsi que Daphnis, par une sentence proverbiale, en disant qu'il se soucie de l'hiver moins qu'un vieillard édenté d'une noix, quand il a un gâteau devant lui. Ce sont donc surtout les proverbes à la fin des chants qui leur confèrent un caractère populaire.

Les chants de Battus et de Milon dans l'idylle X sont moins compétitifs mais plus revelés. Le compagnon de Battus qui travaille avec lui dans les champs, l'en-

---

[13] Comp. les expressions αἰ δ' ἂν ἀφέρπῃ dans les v. 43 et 47, ou χρήσδεις ὧν ἐσιδεῖν dans les v. 11 et 12.

Bien que la plupart d'entre eux ne soient que des chants populaires stylisés, ils contiennent beaucoup de motifs populaires. Les pâtres se servent souvent dans leurs chants de comparaisons empruntées à la vie de la nature. Battus (dans l'idylle IV 39) voulant exprimer le sentiment profond qu'il a pour Amaryllis dit qu'il l'aime autant que ses chèvres. Dans la même idylle les bêtes ont leurs noms: Λέπαργος, Κυμαίθα[15]. Un autre trait qui caractérise les chants, c'est le refrain qui se répète comme on a pu le voir le mieux dans l'idylle I. Le refrain de l'idylle II ressemble à une formule magique. Dans l'idylle XVIII, le poète a ouvertement recours au chant populaire de noce, rituel. Du reste il appelle ce chant lui-même „chant nuptial": ἐπιθαλάμιος et celui-ci se compose de plusieurs parties: introduction v. 1-8; railleries adressées au jeune marié v. 9-15; louanges du bonheur de Ménélas v. 16-21; louanges des vertus de la jeune mariée v. 22-48; prière adressée aux dieux pour la réussite du ménage v. 50-58.

Dans l'introduction, le poète explique qu'il s'agit du mariage de Ménélas et d'Hélène et il indique le moment auquel le chant se rapporte. Le chant a été chanté par 12 demoiselles dont chacune avait une jacinthe dans les cheveux, devant la chambre nuptiale, au soir de la noce. Cela se passait après le départ de la fiancée de la maison de son père, à son arrivée dans la maison de son futur mari[16]. Le scholiaste ajoute que l'épithalame était chanté pour qu'on n'entende pas la voix de la jeune femme lorsque son mari l'épousait. Cette explication n'est probablement pas très juste, car ces chants ont un caractère de rite et en même temps magique.

Dans la première partie de l'épithalame proprement dit, les jeunes filles raillent le jeune marié de s'être endormi si vite et lui demandent s'il a trop bu. S'il était si pressé de dormir, pourquoi a-t-il emmené sa jeune femme, pourquoi ne lui a-t-il pas permis de rester encore auprès de sa mère. Le même motif de raillerie se trouve aussi dans le chant de noce de Sapho dont on a conservé des fragments[17]. La poétesse y parle de la haute taille du jeune homme et de son attitude pareille à celle d'Arès.

Dans la deuxième partie du chant on exalte le bonheur du jeune marié dont Zeus a fait son gendre. Suit la description de la beauté et des vertus d'Hélène. Celle-ci a été le plus bel ornement de Sparte lorsque, jeune fille, elle prenait part aux compétitions sportives, au milieu de vingt-quatre championnes de son âge, qu'elle surpassait en beauté. Très habile dans tous les travaux de femme, elle savait jouer aussi de la lyre. Devenue maîtresse de maison, elle ne pourra plus courir dans les prés, ni cueillir des fleurs avec ses camarades. Ses compagnes languiront après elle

---

[15] Idylle IV 45: Λέπαργος veut dire blanc de peau. A côté du nom: Κυμαίθα on trouve chez Théocrite Κισσαίθα qui equivaut à chèvre (id. I 151).

[16] Cf. E. Mireau, *Życie codzienne w Grecji w epoce homeryckiej*, przeł. S. Kołodziejczyk, Warszawa 1962, p. 170, et O. Jurewicz i L. Winniczuk, *Starożytni Grecy i Rzymianie w życiu prywatnym i państwowym*, Warszawa 1958, p. 18, et. A. Becker, *Charikles. Bilder altgriechischer Sitte zur genaueren Kenntniss des griechischen Privatlebens*, III, Leipzig 1854, p. 311.

[17] Th. Bergk, *Poetae lyrici Graeci*, Lipsiae 1853, frg. 91 (73).

les pâtres ne doivent pas oublier toutefois leurs devoirs essentiels qui consistent à surveiller les bêtes ou leur troupeau. Une strophe (v. 100-103) est donc consacré à ce thème. Malice et railleries ne font pas défaut jusqu'a ce que le juge Morson mette un terme à tout cela, accordant la primauté à Comatas sans aucun commentaire ni justification. Toute la vie des pâtres, leurs joies et leurs peines se reflètent dans ces compétitions de chant. L'idylle se termine par une accent joyeux: c'est Comatas qui se rejouit de sa victoire sur Lacon. La construction du poème est symétrique, le débit en est rapide. C'est une étude artistique et littéraire des motifs de chansons populaires ce qu'affirme également Łanowski[11]: „Le tournoi dans notre idylle dans sa sauvagerie et sa passion est encore très proche des sources folkloriques". Et Sinko écrit de même que les railleries de Comatas et de Lacon sont une imitation d'authentiques chansons de pâtres siciliens et bas-italiens[12].

Bien différent — malgré la mise en scène pastorale — est le tournoi dans l'idylle VII, car, comme on sait, Simichide et Lycidas qui y combattent ne sont pas de vrais pâtres, mais des poètes déguisés. En dépit de certains motifs populaires, les thèmes de leurs chansons sont plutôt littéraires, la forme de la première chanson c'est ce que nous connaissons en littérature sous le nom de προπεμπτικόν. Ce qui est d'origine populaire dans cette chanson c'est la croyance concernant les alcyons et la légende qui parle de Comas, le chevrier, miraculeusement sauvé par les abeilles. Par contre la citation de quelques poètes contemporains qui dans leur orgueil veulent égaler Homère, est une preuve d'ambitions peu pastorales et qui n'ont rien à voir avec des vrais bergers. Le second chant de cette idylle traitant de l'amour d'un adolescent et revelant de vastes connaissances géographiques, paraît trop savant pour être composé par des bergers ignorants. Les derniers vers de l'oeuvre, exaltant les beautés de l'automne, on pu être écrits par un citadin plutôt que par un pâtre. Du reste les personnes presentées, avouent tout au début leur origine, racontant qu'elles se rendent de la ville à la campagne pour les Thalysies. Aujourd'hui aussi les habitants des villes voient avec plaisir la fête de la moisson au village. Il y a donc en géneral peu d'éléments populaires dans ces concours de chant.

Dans l'idylle VIII, attribuée également à Théocrite, on est aussi en présence des compétitions vocales. Deux jeunes pâtres Daphnis et Menalque en sont les champions. L'idylle commence par une introduction, écrite par l'auteur, v. 1-5, ensuite Menalque jette le défi à Daphnis qui le relève. Ils se mettent d'accord au sujet des prix. Daphnis promet un veau, Menalque, craignant la colère de son père, n'ose pas offrir un agneau et propose donc une syrinx de neuf tons. Daphnis en apporte un tout pareil. Puis ils choisissent comme juge un chevrier voisin et le concours commence.

Les pâtres chantent à tour de rôle des strophes de quatre vers (c'est Menalque qui commence). D'abord ils s'adressent aux pâturages et aux sources pour que ceux-ci

---

[11] Łanowski, *o. c.* p. XXXIX.

[12] T. Sinko, *Zarys literatury greckiej*, II, Varsovie 1959, p. 272.

L'épyllion concernant Hylas, le bien-aimé d'Héraclès (idylle XIII 43) se rattache aussi à la croyance populaire que les nymphes aquatiques ravissaient de beaux garçons et les etraînaient dans des régions inconnues. Les deux hommes en question allaient à la recherche de la toison d'or avec les Argonautes. S'étant arrêtés auprès de Propontis, l'un d'eux, Hylas, entreprit de chercher de l'eau de source à l'intérieur du pays. Lorsqu'il mit son pot dans l'eau, les nymphes qui s'y trouvaient l'entraînèrent au fond. Comme il tardait de revenir au bateau, Héraclès se rendit à sa rencontre, mais ne le trouva nulle part. Apollonios, poète alexandrin de Rhodes[76], décrit le même évenement. Il y en avait d'autres encore. Callimaque[77] en traite lorsqu'il parle du pâtre Astacide de Crète ravi par une nymphe des montagnes. Ce caractère des nymphes de l'antiquité amène Klinger[78] à la conviction qu'elles se trouvaient à l'origine de toutes les croyances, très répandues en Europe orientale, concernant les nymphes (ondines) et d'autres êtres démoniaques.

Une autre légende fait aussi partie des contes populaires qui ont fourni des thèmes aux chants. C'est l'histoire du chevrier Comatas, enfermé par son maître indigne et nourri par des abeilles qui lui apportaient du miel, le sauvant ainsi d'une mort certaine (idylle VII 78-89). Grâce aux bêtes qu'on y introduit, grâce aussi à son côté merveilleux, cette histoire s'apparente aux contes d'animaux. La façon dont on introduit ce conte, le démontre aussi: ἀσεῖ δ'ὥς ποκ'[79]. Les scholies nous en rapportent les sources et nous apprenons qu'il vient de Lykos[80]. Celui-ci parle, sans le nommer, d'un pâtre du bord de la rivière Lusios qui, pour faire des offrandes aux Muses, volait des bêtes du troupeau de son maître. Indigné, ce dernier l'enferma dans une caisse et attendit pour voir si les déesses interviendront et sauveront leur homme. Lorsqu'il ouvrit la caisse après deux mois, il trouva le pâtre vivant et la caisse remplie de cire.

Chez Théocrite, le pâtre est chevrier et s'appelle Comatas. Le poète en fait un très bon chanteur, disant que la muse a rempli de nectar sa bouche. Rappelons ici que Justinus[81], raconte aussi une histoire d'abeilles à propos du futur roi Hiéron II qui, tout petit, a été abandonné et nourri par ces laborieux insectes. Ceci ne veut pas dire qu'il y ait un rapport quelconque entre ces deux contes. Leur motif fait penser à la légende concernant Romulus et Rémus élevés par une louve.

Ce qu'on a dit de Daphnis[82], mentionné par Théocrite à plusieurs reprises, trouve probablement sa genèse dans le riche trésor des contes populaires. Cependant ce sujet a déjà été exploité par des écrivains comme Stésichore par exemple, au VI[e]

---

[76] *Argonautika* I 1221—1239.

[77] Callimaque, *Epigr.* 22.

[78] W. Klinger, *Wschodnio-europejskie rusałki i pokrewne postacie demonologii ludowej a tradycja grecko-rzymska*, Lublin—Kraków 1949.

[79] Cf. vers 73, 74, 78.

[80] Il s'agit probablement de l'historien de Rhegion (IV[e] s. av. J.—C.).

[81] Iustinus, *Epit. hist. Philipp.* 23, 4.7.

[82] Cf. l'idylle VII 73—77 et l'idylle I 66—142.

siècle avant J. C. et repris ensuite à l'époque héllenistique par d'autres poètes. On ne peut donc pas parler du caractère purement populaire de ces légendes bien qu'elles soient étroitement liées à la vie du peuple. Aux nombreuses versions de ce sujet, Théocrite a ajouté des maillons de son invention qu'il nous est difficile aujourd'hui d'y distinguer. Il y a chez lui plus de stylisation et d'art littéraire que de véritables traits populaires. Le poète a donné au conte la forme d'un refrain qui se répète et on peut lui faire confiance, je pense, quand il dit que ce conte a été souvent le sujet des chants bucoliques populaires. La mention que nous trouvons dans l'idylle I (v. 19) et dans l'idylle V (v. 20) prouve le caractère quasi-proverbial des souffrances d'amour de Daphnis dans les deux cas on parle de Δάφνιδος ἄλγεα[83]. Ce personnage apparaît aussi bien dans plusieurs idylles authentiques de Théocrite que dans celles qu'on lui attribue sans preuve d'authenticité. Nous ne sommes pas certains s'il s'agit d'un pâtre mythique, auteur prétendu de l'idylle bucolique ou d'un pâtre quelconque, nommé Daphnis.

A part les proverbes, les chants, les croyances et les superstitions populaires, on trouve chez Théocrite mainte mention concernant les coutumes et les rites. Ce ne sont que des mentions de circonstance — la vie des pâtres n'étant pas présentée dans leur milieu familial, dans un groupe important de personnes mais au sein de la nature, où, la plupart du temps, ils se trouvent isolés, quelques-uns tout au plus. Ceci fait que les notions que l'on a de leurs moeurs ou de leurs coutumes familiales p. ex. sont très restreintes. Certaines relations aux rites concernant la célébration du mariage ont été déjà mentionnées. Au domaine des coutumes et rites touchant le mariage se rapporte aussi l'expression proverbiale: ἔνδοι πᾶσαι (idylle XV 77) à laquelle s'ajoute le commentaire: ὁ τὰν νυὸν εἶπ' ἀποκλάξας. Il résulte du contenu de cette sentence qu'elle se rapporte à un moment de la fête du mariage. Quand on conduisait la jeune femme dans le cortège nuptial à la chambre des époux, ses amies faisaient semblant de vouloir empêcher le marié d'y entrer et de s'unir à sa femme. C'est alors qu'un ami du jeune homme se mettait à ses côtés devant la porte de la chambre, chassant les filles (les demoiselles d'honneur, dirait-on aujourd'hui) et quand le jeune couple était dans la chambre le jeune marié fermait la porte disant: ἔνδοι πᾶσαι employant le mot „toutes" par rapport à sa femme, les autres ne l'intéressant pas dans ce cas.

Du caractère proverbial de cette expression témoignent surtout les circonstances qui l'accompagnent. La sentence a été employée aussi par Praxinoé (idylle XV 77) lorsque, après beaucoup de difficultés et malgré la foule, elle réussit à pénétrer avec son amie dans le palais royal pour les fêtes d'Adonis. Les scholies florentines nous le confirment également. Une expression toute pareille κατακλάξατο se rapportant à la même situation au mariage a été utilisée par Théocrite dans l'Epithalame en l'honneur d'Hélène (idylle XVIII 5).

Le poète nous fait connaître, pour ainsi dire en passant, certains éléments rituels

---

[83] Cf. le commentaire de Frietzsche.

durchwandert, wie sie dem römischen Weltreich angehören werden. Nicht anders Horaz in den römischen Oden und im *Carmen saeculare*: er preist die Weiträumigkeit des Reiches, ruft zur Pflege der alten *virtus* und *pietas* auf, auf die weiteren Perspektiven dieses glücklichen Zustandes kommt er jedoch nicht zu sprechen.

Viel ausführlicher und sachlicher als die genannten Dichter, wenngleich auch in sehr gehobenem Ton, schildert der griechische Rhetor der Antoninenzeit, Aelius Aristides, in seiner berühmten 26. Rede *Auf Rom*[23] den Segen der seit anderthalb Jahrhunderten bestehenden *pax Romana*. Er hat dort wohl alles zusammengetragen, was über diese Topik zu sagen war, er schwelgt in den Lobpreisungen der Glückseligkeit, die sich über die im römischen Weltreich vereinigte Menschheit ergossen hat, von der allgemeinen Sicherheit und Stabilisierung, von dem Gedeihen des Handels und dem Schmuck der Städte (worin ihm unsere archäologischen Ausgrabungen völlig beipflichten), er hat aber auffallend wenig von der geistigen Seite des Lebens zu sagen und die Philosophie erwähnt er selbst bei dem Namen nicht. Man ging damals offenbar über die materiellen Vorteile des Friedens selbst in den Gedanken nicht hinaus und von der Problematik, die ein dauernder Frieden und Wohlstand mit sich bringen, wollte man gar nichts wissen. Die Besinnung darauf blieb ein Kennzeichen der platonisch-aristotelischen Epoche, welche in der Philosophie das höchste Gut erblickte, „grösser als irgend etwas, was von der Götter Gnade dem Menschengeschlecht zuteil geworden ist oder gar jemals werden wird". Dieses Wort des platonischen *Timaios* (47 B) bildet auch den besten Kommentar zu der übergeordneten Stellung, die der Philosophie in dem Wunschbild des künftigen Alexanderreiches in dem arabischen Aristoteles-Brief zukommt.

Dass die hier vorgelegte Analyse dieses einen Kapitels stark für die Echtheit des ganzen Briefes spricht, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Es ist aber nicht meine Absicht, jetzt auf das formal-philologische Echtheitsproblem näher einzugehen. Ich möchte vielmehr zum Abschluss auf einen anderen Aspekt der gewonnenen Erkenntnisse hinweisen: wie so oft im Verkehr mit den bedeutenden Schöpfungen des antiken Geistes, begegnen wir auch in diesem Fall einer Problematik, die den Fragen unserer eigenen Zeit überraschend nahekommt. Wir sind zwar von dem Weltfrieden ebenso weit entfernt, wie die Generation von Aristoteles vor zweitausenddreihundert Jahren gewesen ist, könnten wir aber — wie etwa die Gesprächspartner im ciceronischen *Somnium Scipionis* — auf unsere Mutter Erde aus der kosmischen Perspektive der Milchstrasse hinunterschauen, würden wir sicher ihr gewisse Landesstriche erblicken, die mehr als seit einem Jahrhundert den Segen des Friedens und den Wohlstand einer hochentwickelten Zivilisation geniessen dürfen. Sind ihre Einwohner dadurch tatsächlich besser und somit im platonischen Sinne glücklicher geworden? Wissen sie die Vorteile des ungestörten

---

[23] Vgl. J. Bleicken, *Der Preis des Aelius Aristides auf das römische Weltreich*, Göttingen 1966 (Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, I. Philosophisch-historische Klasse, Jg. 1966 Nr. 7).

d'ensorcellements; b) particuliers — en rapport étroit avec la personne qu'on veut envoûter.

Il n'est pas possible de délimiter strictement ces deux espèces d'ingrédients. Dans la première catégorie on trouve des feuilles ou des branches de lauriers[28]: des herbes magiques, surtout celles qui peuvent éveiller l'amour. On faisait infuser ces herbes probablement dans un récipient (Théocrite n'en parle pas nettement), appelé: κελέβη. Ce récipient était entouré d'un fil rouge de laine de brebis, la couleur rouge ayant des qualités apotropaïques, d'après ce qu'on nous fait comprendre dans *l'Enéide*[29]. Dans le cas susnommé le fil rouge devait certainement protéger les deux femmes qui s'adonnaient aux pratiques d'ensorcellement — et ramener en même temps l'amoureux infidèle, par une sorte de magie homéopathique.

La première activité magique, possédant un caractère général se réduit à l'infusion d'herbes magiques dont l'auteur n'indique pas la composition. Cette activité est accompagnée d'une prière adressée à la déesse Hécate. C'est elle qui doit donner aux herbes le pouvoir magique. Cette prière renferme une sorte de formule magique comme c'est le cas du refrain qui revient plusieurs fois dans l'idylle:

ἴυγξ, ἕλκε τὺ τῆνον ἐμὸν ποτὶ δῶμα τὸν ἄνδρα.

La formule se répète dans la première partie de l'idylle une dizaine de fois. Elle joue simultanément un certain rôle dans la construction de l'idylle, la divisant en strophes de cinq vers et constitue le „leitmotif" de tous les essais d'ensorcellement entrepris dans le but de faire revenir l'amoureux qui a abandonné Simaetha. La formule est accompagnée de gestes: Il faut faire tourner un disque nommé: ἴυγξ. Pour être exact, c'est le nom d'un oiseau (iynx torquilla) que l'on nomme torcol en français et qui se distingue par la mobilité extraordinaire de son cou et de sa tête ce qui lui est particulièrement utile en cas de danger. Les anciens trouvaient que cet oiseau possédait un don spécial d'attrait amoureux (schol.) — raison pour laquelle on l'utilisait aux séances d'envoûtement. C'est surtout au temps de l'accouplement que l'oiseau attire son partenaire par un mouvement charmeur de la tête. L'imagination populaire lui attribuait une force mystérieuse le rendant capable d'entraîner tous les êtres vers l'amour[30]. Les tours du disque devaient sans doute imiter les mouvements de sa tête. Il fallait que le disque tournât toujours dans le même sens. Une petite figurine, représentant le torcol était attachée au disque.

Chacune des dix strophes de la première partie de l'idylle, comprend une courte description de telle ou telle opération magique, accompagnée de paroles incantatrices appropriées. Dans la première strophe Simaetha presse Thestylis de jeter et de brûler de la farine et de prononcer les mots: „Je sème les os de Delphis". Exemple — type de magie homéopathique. La farine symbolise les os de Delphis,

---

[28] Łanowski, *Sielanka grecka*, p. 46 annot. 1, est d'avis que le laurier comme moyen apotropaïque doit préserver la sorcière elle-même des effets de ses agissements.

[29] Virgile, *Énéide* III 404.

[30] Heimgartner, *o. c.* p. 32.

la personne pratiquant la sorcellerie croit que ce qu'elle fait de la farine, adviendra aux os de Delphis.

Dans la deuxième strophe, les femmes suivent un rite pareil (v. 22). A présent elles brûlent du laurier (feuilles?) et disent: „Comme le laurier qui éclate en brûlant et aussitôt embrasé ne laisse même pas de cendres, ainsi la chair de Delphis périt dans les flammes". Le mot „flamme" peut avoir ici un double sens et signifie aussi l'amour. Ceci résulte d'ailleurs de la strophe suivante. On y fait fondre de la cire[31] pour que le coeur de Delphis fonde ainsi, débordant d'amour. En faisant tourner le disque rapidement et en demandant l'aide d'Aphrodite, on attend que Delphis paraisse sur le seuil de Simaetha.

Dans la quatrième strophe on fait brûler du son et on appelle Artémis qui s'indentifie ici avec Hécate. Simaetha s'adresse à elle car cette déesse puissante sait émouvoir l'être le plus dur — pourquoi n'attendrirait-elle pas l'insensible Delphis et ne le ramenerait-elle pas à Simaetha ... Cependant elle n'a pas le temps de dire tout cela car elle entend l'aboiement des chiens ce qui annonce l'approche d'Hécate. L'aboiement au clair de lune ou pendant la nuit, en général, est considéré par le peuple comme la menace d'un danger. Hécate était une déesse dangereuse qui punissait les coupables selon la croyance des anciens.

Suit un grand silence dans la nature qui est en désaccord avec ce qui se passe dans le coeur de la fille trahie. Après cette réflexion, la sorcellerie continue: triple versement de vin sur la victime et triple appel adressé à la déesse pour qu'elle efface de la mémoire de Delphis l'image de la personne avec laquelle il passe la nuit. C'est alors que Simaetha se rappelle une herbe, appelée ἱππομανές, qui rend fous les poulains et les chevaux de course. Elle veut appliquer cette herbe à Delphis, pour que, affolé, il lui revienne. Plusieurs auteurs de l'antiquité confirment l'existence de cette herbe[32]. Cependant le scholiaste refuse de l'admettre, disant que Théocrite s'est trompé et que le nom cité désigne une excroissance sur le front d'un poulain nouveau-né — excroissance dont le contenu était utilisé comme substance magique pouvant exciter l'amour. Cependant l'imagination populaire donnait foi au pouvoir de l'herbe. Servius qui commente l'oeuvre de Virgile (ad *Georg.* III 280) le confirme. La sorcière de Didon, préparant l'envoûtement d'Enée s'en est également servie[33]. Du texte de Théocrite il ne résulte nullement si Simaetha avait cette herbe, ou si seulement elle en a entendu parler.

Puis les femmes passent à ce qu'on appelle la magie de transfert[34]. Le sorcier ou la sorcière prennent un objet qui autrefois appartenait à la personne qu'on veut envoûter. Ce qu'on souhaite à cette personne, on le fait à l'objet. Simaetha prend

---

[31] Probablement il s'agit d'une figurine de cire devant représenter Delphis.

[32] Chez Tibulle par exemple (2, 4, 58) ce nom signifie sécrétions d'une jument, employées également comme moyen magique pour éveiller l'amour. Properce (4, 5, 18); chez Virgile (*Georg.* III 280) cette expression se rapporte aux sécrétions de la jument et à l'herbe magique.

[33] Virgile, *Enéide* IV 515 sq.

[34] Cf. Frazer, *o. c.* p. 37; J. S. Bystroń, *Etnografia Polski*, Warszawa 1947, p. 134, l'appelle magie de remplacement.

et coutumiers à plusieurs occasions. Dans l'idylle II 120 par exemple, l'amoureux de Simaetha dit qu'il avait l'intention de venir chez elle avec des pommes et une branche de peuplier, entourée de rubans rouges. Le peuplier est appelé ici: arbre d'Héraclès Ἡρακλέος ἱερὸν ἔρνος. Héraclès s'est couronné de branches de peuplier, paraît-il, lorsqu'il a ramené Cerbère à la surface. Le peuplier lui est donc consacré. Et comme il est le patron du gymnasion et de la palestre, Delphis qui en fait partie, couronne sa tête également de feuilles de peuplier.

Dans l'idylle XXVI nous lisons que les bacchantes se paraient de feuilles de chêne, de lierre en fleurs et d'asphodèle[84].

Plusieurs détails, se rattachant au culte d'Adonis, se trouvent dans l'idylle XV, dans le chant qui célèbre Aphrodite et Adonis. Nous y apprenons qu'on apportait à Adonis comme offrande des fruits et des denrées des champs, des corbeilles dans lesquelles étaient ensemencées des plantes éphémères[85]. Les femmes préparaient en son honneur des gâteaux spéciaux, de fleurs[86], de farine, de miel et d'huile auxquels on donnait la forme d'oiseaux divers ou de bêtes. Ce sont donc là des gâteaux rituels pour ainsi dire qui étaient cuits aussi à diverses occasions dans l'antique Rome, ainsi par exemple une sorte de tarte d'anniversaire, appelée „libum" et mentionnée par Ovide dans son autobiographie. La recette de ces gâteaux que nous donne Théocrite, prouve que les pâtissiers connaissaient leur métier et que l'art de la cuisson atteignait un niveau élevé, ce qui était certainement dû à l'influence de la cuisine orientale.

En étudiant les divers éléments folkloriques dans l'oeuvre de Théocrite, on peut remarquer que la plupart d'entre eux concernent l'amour. A ce domaine se rattachent aussi certaines pratiques de divination. Dans l'idylle III, le pâtre se plaint de l'impassibilité de sa bien-aimée Amaryllis à qui il a donné tant de preuves d'amour. Et justement les présages venaient confirmer les soupçons qu'il avait de ne pas être aimé. La divination consistait en ce qu'on prenait une feuille de la plante appelée τηλέφιλον (difficile à identifier) que l'on mettait sur la paume d'une main, tandis que de l'autre on la frappait. Si le „clac" était sonore on le croyait de bon augure pour l'amour. Dans le cas de notre pâtre, le présage était défavorable, la feuille s'étant roulée et n'adhérant pas à la main[87].

---

[84] Idylle XXVI 4; en grec cette plante s'appelle: ἀσφόδελος, en latin: asphodelus ramosus.

[85] C'est ce qu'on appelle petits „jardins d'Adonis", les plantes vite epanouies et éphemères sont le symbole de la jeunesse qui passe très vite.

[86] A mon avis Łanowski se trompe (*Sielanka grecka*, p. 65 au v. 116), disant que „fleurs" peut signifier essences, la cuisine polonaise connaît aussi des gâteaux faits avec des fleurs d'acacia, trempées dans une sorte de pâte, telle a peu près que l'on emploie pour faire des crêpes.

[87] A cet endroit, certains détails du texte ne sont pas tout à fait clairs, à nos yeux, en ce qui concerne la manière d'augurer. Théocrite nous dit que la plante, appelée τηλέφιλον (amour à distance) n'a pas adheré οὐδὲ τὸ τηλέφιλον ποτεμάξατο τὸ πλατάγημα. On n'explique pas comment et à quoi la feuille devait adhérer. Certains deduisent de la phrase suivante qu'elle devait se coller au coude: ἀλλ' αὕτως ἀπαλῷ ποτὶ πάχει ἐξεμαράνθη. On suppose que la feuille a été lancée dans la direction du coude (cf. le commentaire dans l'edition de H. Frietzsche, se reportant à l'idylle

vergers. Le pâtre qui chante une sérénade en l'honneur d'Amaryllis (idylle III 10) se fait fort de lui apporter dix pommes et se dit prêt de lui en apporter davantage. Parfois c'est le contraire, la fille qui veut plaire au garçon lui jette des pommes, ainsi Cléariste à Comatas ou Galatée au cyclope Polyphème (idylle VI 6). Il existe même une expression proverbiale à ce sujet: μήλῳ βάλλειν[40]. Platon, lui aussi, parle nettement de cette signification de la pomme[41]. Rien d'étonnant que la pomme (ou le coing) joue un certain rôle pendant la fête du mariage. A Athènes, selon la loi de Solon, la fiancée devait manger un coing avant de se rendre dans la chambre nuptiale. En grec ce fruit s'appelait: μῆλον κυδώνιον[42]. Hadès, le dieu des enfers, pour s'assurer l'amour de Perséphone, lui donna une graine de grenade à manger[43]. Acontios écrivit sur une pomme destinée à Cydippé les paroles astucieuses d'un serment[44]. Une pomme fut jetée sur le char sur lequel Ménélas partait avec Hélène après la cérémonie du mariage[45]. Tous ces exemples témoignent d'un certain rapport entre la pomme et l'amour, la noce, la célébration du mariage.

Dans l'idylle XXIV sont présentées quelques opérations magiques entreprises dans le but de purification. Lorsque Héra envoya au petit Héraclès des serpents, Thérésias, ayant expliqué l'événement miraculeux, demanda aux parents du garçon de recourir aux rites purifiants suivants: il ne fallait pas éteindre le feu, mais préparer des branches sèches de genêt ou d'un arbuste épineux, appelé παλίουρος[46], des pousses de ronce ou de poirier sauvage desséché[47] afin d'y brûler les serpents étranglés par le petit Héraclès. Le matin un domestique devait ramasser les cendres, les porter en dehors des frontières de la localité et, dans un ravin rocheux les jeter dans la rivière. En revenant il ne devait pas se retourner. Un soufrage devait être effectué dans la maison, il fallait y répandre du sel propre et de l'eau à l'aide d'une branche couronnée de feuilles. A Zeus il fallait faire l'offrande d'un porc.

Tout ce rite purifiant possède plusieurs éléments bien connus et généralement utilisés.

1. Tout d'abord, pour brûler un serpent il fallait du bois épineux. L'emploi d'épines pour des fins magiques est connu dans le folklore de notre pays[48] également et aussi dans les coutumes populaires de la Semaine Sainte[49].

---

[40] Diogenianus VI 63.

[41] Chez Diogène de Laèrte 1, 23.

[42] Plutarque, *Solon* 50; cf. *Quaestiones Romanae* 65.

[43] Hymne d'Homère à Déméter 371 sq.

[44] Diegesis à Callimaque, *Aitia* Z v. 4 sq.

[45] Stesichore, Bergk 27 (46).

[46] Genêt epineux (gonista acanthoclada) en grec: ἀσπάλαθος; l'autre arbuste c'est probablement paliurus australis.

[47] Selon toute probabilité crataegus oxyacanthus, cf. le commentaire de H. Frietzsche.

[48] Cf. W. Klinger, *Jajko w zabobonie ludowym u nas i w starożytności*, Rozprawy Wydz. Filol. AU XLV 1905, p. 169; W. Klinger, *Kamień w praktykach i zabobonach ludowych*, Wisła XIX 1905, p. 478, où il explique la fonction apotropaïque des plantes épineuses.

[49] cf. O. Kolberg, Lud, serie X (*Wielkie Księstwo Poznańskie*), p. 199.

klore qui lui était contemporain et qui perçait à tout moment dans ses idylles comme un sorte de folklore de seconde main[94]. On peut constater avec certitude que si Théocrite a bien connu à l'époque la vie des campagnards, il a aussi sans doute connu ce côté intéressant, quoique un peu secret de la vie du peuple, qu'est la magie.

Malgré le caractère plutôt relevé de la poésie alexandrine, les savants soulignent unanimément l'amour des hommes de cette époque pour la vie au sein de la nature, la nostalgie qui les poussait vers cette vie ce que souvent on a comparé au romantisme du XIX[e] siecle, tout en remarquant d'autre part, que ce sentimentalisme n'excluait pas une certaine dose de réalisme[95]. Le folklore dans les idylles de Théocrite en est aussi marqué, on pourrait même dire qu'il est une manifestation assez spécifique de ce réalisme.

Poznań

---

[94] Cf. P. Nedo, *Folklorystyka*, Poznań 1965, p. 198.

[95] Sinko, *o. c.* II, p. 15.

hissaient le menteur. Quand un amoureux loue la beauté de la personne aimée et qu'il désire qu'on prenne au sérieux sa déclaration d'amour, il dit (idylle XII 24):

ψεύδεα ῥινὸς ὕπερθεν ἀραιῆς οὐκ ἀναψύσσω.

Scholia Ambrosiana ajoutent que les Siciliens, eux aussi, reconnaissaient les menteurs aux boutons qui enlaidissaient leurs nez. Selon les croyances populaires, une ampoule au bout de la langue est également signe du mensonge, du dénigrement, de l'insouciance dans l'accomplissement des devoirs. C'est du moins ainsi qu'il faut interprêter le vers (idylle IX 30):

μήκετ' ἐπὶ γλώσσας ἄκρας ὀλοφυγγόνα φύσω.

Il es vrai que l'authenticité de l'idylle IX et du vers cité paraît douteuse aux yeux de certains savants, mais cela n'est pas tellement important pour notre étude. Le peuple donnait un sens divinatoire aux rêves, ajoutant foi aux prévisions qu'on en tirait. Ainsi s'explique la question du pêcheur adressée à son collègue (idylle XXI 22): „Que peut signifier le rêve du poisson doré?" Sans nul doute, attendait-il la réponse qu'un tel rêve devait amener la richesse. Le pauvre pêcheur, devenu riche tout à coup ne serait pas obligé de travailler. Mais son compagnon l'arrache à ses espérances et le ramène à la réalité en disant:

ζάτει τὸν σάρκινον ἰχθύν,
μὴ σὺ θάνῃς λιμῷ καὶ τοῖς χρυσοῖσν ὀνείροις.

Klinger[56] voit dans le rêve du pêcheur des traces de la légende généralement connue du poisson doré qui comble les désirs des humbles. Le pêcheur jure dans son rêve de ne plus jamais aller en mer, de rester sur la terre et de vivre comme un roi, grâce à l'or obtenu. Klinger en déduit que le poisson a du promettre à l'homme de l'enrichir au point qu'il n'ait plus besoin de peiner. Il suppose que tel était le contenu des vers 57-58 qui nous sont parvenus dans un état bien abîmé et incompréhensible[57]. Et même si cette dernière supposition de Klinger n'était pas pleinement justifiée, on peut toujours être d'accord avec lui en ce qui concerne l'existence de traces ou d'éléments de légende que l'on retrouve dans le rêve du pêcheur.

Ailleurs, les souhaits exprimés dans ce qu'on appelle ἀδύνατα (idylle V 124-127) rappellent la légende du siècle d'or:

Ἰμέρα ἀνθ' ὕδατος ῥείτω γάλα, καὶ τὺ δὲ, Κρᾶθι,
οἴνῳ πορφύροις, τὰ δέ τοι σία καρπὸν ἐνείκαι.
ῥείτω χἀ Συβαρῖτις ἐμὶν μέλι, καὶ τὸ πότορθρον
ἁ παῖς ἀνθ' ὕδατος τᾷ κάλπιδι κηρία βάψαι.

---

[56] W. Klinger, *Dzisiejsza baśń o rybaku i złotej rybce i jej stare greckie korzenie czy źródła*, Eos LI 1961, p. 217–227.

[57] Dans l'édition A. S. F. Gow (Oxonii 1958) le vers 58 seul est mis en doute et marqué d'un astérisque.

crainte superstitieuse. Cette fois-ci il s'agit du sentiment d'appréhension devant un insecte. Le moissonneur Milon emploie cette expression pour nommer la bien-aimée de Battus: μάντις καλαμαῖα (idylle X 18). On appelait ainsi une espèce de criquet de sauterelle et ce nom vient de ce que l'insecte éclos, apparaît sur des roseaux ou des brins d'herbe: τῇ καλάμῃ γενομένη, ou peut-être de ce qu'il se nourrit d'épis de blé. Son apparition dans une région annonce la misère, son regard apporte le malheur.

Certains ne voient dans cette comparaison qu'une allusion à l'aspect extérieur de Bombyca — la maîtresse de Battus, car, comme nous l'apprenons dans le vers 27, elle est sèche et bronzée. D'autres sont prêts à lui attribuer toutes les mauvaises qualités et tous les traits repoussants que le peuple attribue à l'insecte. Le scholiaste lui-même n'est pas très sûr et ne sait pas exactement ce que Théocrite voulait dire, car interprétant le vers, il en donne plusieurs versions. Les anciens emploient du reste plusieurs expressions pour nommer les sauterelles.

A mon avis Heimgartner[72] va trop loin lorsqu'il dit, se référant à un célèbre entomologiste, J. H. Fabre, que les anciens éprouvaient une crainte superstitieuse devant cet insecte par ce que la femelle dévorait le mâle après la fécondation. Le fait que les insectes s'entredévorent est confirmé par la science et le prestige de Fabre n'a pas diminué, mais qu'en savaient au juste les anciens?

Théocrite, comme beaucoup d'autres auteurs de l'antiquité, croit au chant du cygne; voici les vers où il en parle, se servant de la comparaison suivante (idylle V 136 sq.):

> οὐ θεμιτόν, Λάκων, ποτ' ἀηδόνα κίσσας ἐρίσδειν,
> οὐτ' ἔποπας κύκνοισι

J'ai déjà essayé ailleurs d'expliquer l'origine de la croyance au cygne qui chante[73]. Je voudrais ajouter d'autres détails ici. O. Keller[74] mentionne que dans l'antiquité grecque et en Italie on connaissait deux espèces de cygnes dont l'un, nommé „cygnus musicus", émettait un son plus aigu, un autre plus bas. Plus exactement c'était le mâle qui laissait entendre les notes c et f, la femelle les notes d et e. Lorsque les oiseaux passaient en groupe, leurs cris pouvaient donner l'impression d'un certain concert de cygne. Les anciens ne faisaient pas de distinction entre les deux espèces de cygnes et ils pouvaient attribuer facilement des dons musicaux à tout cygne qu'ils voyaient. C'est probablement grâce à cela que le cygne est devenu l'oiseau sacré d'Apollon.

Cependant le chant du cygne avant la mort n'est pas seulement une légende. J. F. Neumann, l'ornitologue, assure qu'un vieux cygne faisait entendre sa belle voix pendant une demi-heure avant de mourir[75].

---

[72] Heimgartner, *o. c.* p. 64.
[73] Cf. Horowski, *o. c.* p. 120.
[74] Keller, *o. c.* p. 213.
[75] Cf. Heimgartner, *o. c.* p. 94.

un morceau de tissu du vêtement de Delphis et le jette dans le feu. Elle ne prononce cependant pas la formule magique, elle se plaint seulement qu' Eros s'est agrippé à elle comme une sangsue et qu'il suce son sang noir. On ne peut que deviner que cette opération doit causer à Delphis une douleur physique ou morale.

Enfin le dernier acte de l'opération magique: Simaetha doit porter, le jour suivant, à Delphis, une boisson préparée d'un lézard, plus exactement d'une salamandre rapée. Le poète ne dit pas pour quelle raison elle veut le faire. On peut l'imaginer en se référant à l'information que donne Nicandre[35] lorsqu'il parle de l'effet, produit par ce liquide. Celui-ci, à ce qu'il paraît, creuse une cavité dans la langue, causant une sorte de paralysie et des tremblements dans les articulations. Les anciens attribuaient à la salamandre des qualités insolites: on disait que le feu ne l'atteignait pas et qu'elle était très vénimeuse. Le liquide préparé de sa chair servait à empoisonner les gens. Un onguent fait avec de l'huile et les cendres d'une salamandre servait à supprimer les poils. Une boisson fabriquée avec ses cendres provoquait une sorte d'eczéma[36]. Visiblement Simaetha a perdu tout espoir de reconquérir Delphis et elle cherche maintenant à lui nuire par tous les moyens. Elle ordonne à Thestylis de répandre l'infusion d'herbes magiques sur la porte de la demeure du jeune homme en prononçant la formule: „Je broie les os de Delphis". La coutume d'enduire le seuil nous est connue des noces romaines. Lorsque le cortège nuptial s'arrêtait devant la maison du jeune marié, la mariée en enduisait le seuil de graisse de porc ou d'huile et l'ornait de rubans de laine[37].

Dans l'un et dans l'autre cas, on use de sortilèges, mais chez Théocrite il s'agit de faire souffrir celui qui touchera le seuil, donc Delphis. Quant aux noces, cette coutume a pour but d'éloigner les mauvais esprits qui, près du seuil, guettaient l'homme, aux moments importants de sa vie: naissance, mariage, enterrement[38]. L'effet bénéfique ou maléfique de l'opération résultait de l'emploi de telle ou telle autre substance magique.

Simaetha se vante (idylle II 162) de cacher dans son bahut un poison puissant et d'avoir appris d'un Assyrien l'art d'ensorceler les gens. Elle veut faire comprendre par là qu'elle est décidée de faire vraiment du mal à Delphis. Il y a une part de vantardise dans ce qu'elle dit dans son désespoir, car lorsqu'elle était elle-même malade d'amour, elle cherchait secours chez de vieilles sorcières.

Tous les sortilèges mentionnés plus haut se rapportaient au domaine érotique. La pomme y joue aussi un rôle important. Théocrite la mentionne plusieurs fois. Le même Delphis, venant chez Simaetha, au premier appel de celle-ci, lui dit qu'il avait envie de lui apporter des pommes de Dyonisos[39] — acte équivalent à une déclaration d'amour. Dionysos est ici dieu de l'agriculture, donc aussi dieu des

---

[35] Nicandre, *Alexipharmaca* 537 sqq.
[36] O. Keller, *Die antike Tierwelt*, II, Leipzig 1913, 318 sqq.
[37] Cf. Donatus ad Terentii *Hec.* 1, 2, 60.
[38] Cf. E. Samter, *Geburt, Hochzeit und Tod*, Leipzig 1911, passim.
[39] Idylle II 120; cf. idylle XI 10.

Le caractère et la fonction poétique des ἀδύνατα sont un peu différents dans l'idylle I 132-136, dans laquelle on trouve les contradictions suivantes:

νῦν ἴα μὲν φορέοιτε βάτοι, φορέοιτε δ' ἄκανθαι,
ἁ δὲ καλὰ νάρκισσος ἐπ' ἀρκεύθοισι κομάσαι,
πάντα δ' ἄναλλα γένοιτο, καὶ ἁ πίτυς ὄχνας ἐνείκαι,
Δάφνις ἐπεὶ ἔνάσκει, καὶ τὰς κύνας ὦλαφος ἔλκοι,
κὴξ ὀρέων τοὶ σκῶπες ἀηδόσι γαρύσαιντο.

Ces phénomènes insolites souhaités par Thyrsis dans son chant s'expliquent par la mort de Daphnis qui couvre de deuil les hommes et la nature. Łanowski tire des exemples pareils d'un noël polonais noté par M. Dąbrowska[58]. A remarquer que les fêtes de la nativité et surtout la veille de Noël sont une source intarissable d'où jaillissent de tels évenements merveilleux. Eux aussi s'expliquent par le miracle de la naissance divine. Klinger en cite de nombreux exemples[59]. On ne trouve pas les mêmes fondements dans l'idylle V, dans laquelle dominent les vantardises poussées à l'extrême, on dirait à l'impossible (ce que précisément exprime le terme „adynata") des deux pâtres Comatas et Lacon.

Un mélange curieux de superstition et d'expression proverbiale et ἀδύνατα est enfermé dans l'idylle XXX 25-27.

ὅττις δοκίμοι τὸν δολομάχανον
νικάσην Ἔρον, οὗτος δοκίμοι τοὶς ὑπὲρ ἀμμέων
εὕρην βραϊδίως ἀστέρας ὁππόσσάκιν ἔννεα.

„L'adynaton" consiste en ce qu'il est impossible de compter toutes les étoiles sur le ciel — expression bien vraie encore aujourd'hui. Le nombre d'étoiles doit cependant être donné en ennéades, et ceci se rattache à l'idée superstitieuse que le chiffre 9, comme le chiffre 3 possède une signification symbolique, voire sacrée[60].

C'est toujours au domaine des croyances et de la magie que touche le détail suivant. Lorsque les pâtres Lacon et Comatas raillent l'un l'autre dans le concours de chant (idylle V 121), Comatas conseille à Lacon, mis en colère, de se rendre sur le tombeau d'une vieille femme pour y chercher une sorte d'oignon appelé en grec σκίλλα (en latin scilla maritima). Il résulte du texte que cette plante sert à adoucir la colère ou l'énervement. Son action magique est encore renforcée lorsqu'elle est cueillie sur la tombe d'une femme âgée. Que les plantes qui poussent près des tombeaux possèdent un pouvoir magique extraordinaire, Horace nous l'apprend aussi (*Ep.* V 17). Selon Dioskoridès (2, 202) on accrochait un oignon devant la porte pour des fins apotropaïques[61].

---

[58] Łanowski, *Sielanka grecka*, p. 27, remarque concernant le vers 132.

[59] W. Klinger, *Obrzędowość ludowa Bożego Narodzenia*, Poznań 1926, p. 6—9.

[60] Cf. plus haut p. 202.

[61] D'autres exemples de l'utilisation de l'oignon et de l'ail se trouvent dans l'étude de Horowski, *o. c.* p. 60.

L'oignon maritime (*scilla maritima*) était utilisé dans certains rites liés au culte de Pan. Dans les Thalysies on peut lire que les jeunes garçons promettent de ne pas flageler la statue de Pan avec l'oignon maritime, s'il veut bien entendre leur prière et s'il amène un beau garçon à des jeux d'amour avec Aratos. C'est ici une allusion à la coutume qui régnait parmi les Arcadiens de frapper cette statue à l'aide de la plante chaque fois que leurs chasses n'étaient pas couronnées de succès. Ce rite est interprêté par Frazer[62] qui explique qu'il ne s'agissait pas de punir ce dieu, mais d'éloigner de lui les mauvais esprits qui l'empêchaient de bien remplir ses divines fonctions consistant à fournir du gibier aux chasseurs. On a donc ici un exemple des qualités apotropaïques de l'oignon maritime.

Lacon prend sa revanche et dit à Comatas d'aller chercher un cyclamen au bord de la rivière. Cette plante (en latin cyclamen graecum ou cyclamen hederaefolium) exerce une action purifiante. Dans notre texte les deux plantes agissent de la même façon (selon les croyances populaires) tranquillisante ou apotropaïque. Les pâtres, parlant de ces plantes, usent d'un ton ironique et mordant. Ou peut-être faut-il attribuer la colère et l'énervement des deux pâtres à l'influence d'un dieu plein de malice que les deux plantes, dûment appliquées, ont le pouvoir d'éloigner? Dans ce cas leurs qualités apotropaïques se montreraient bien utiles.

Pline dit à propos du cyclamen: *ubi sata sit, nihil nocere mala medicamenta: amuletum vocant*[63]. Et Théophraste écrit que les racines de la plante sont utilisées pour la préparation d'une boisson qui fait naître l'amour[64].

Les vers qui glorifient les alcyons sachant calmer, au moment de la ponte, la mer agitée, sont en rapport étroits avec les croyances populaires (idylle VII 57). Selon Ovide[65], ces oiseaux pondent en hiver pendant sept jours dans leurs nids sur la mer qui est bien calme à ce temps et ne présente aucun danger pour les marins. A la croyance que l'oiseau pond en mer se rattache l'étymologie grecque populaire de son nom: ἁλκυών vient de ἐν ἁλὶ κύειν[66].

Il paraît que Théocrite connaissait aussi la croyance des anciens concernant les fourmis qui déterraient de l'or (idylle XVII 106). Il parle notamment des trésors de Ptolémée:

> οὐ μὰν ἀχρεῖός γε δόμῳ ἐνὶ πίονι χρυσός
> μυρμάκων ἅτε πλοῦτος ἀεὶ κέχυται μογεόντων.

Callimaque mentionne des fourmis grosses comme des chiens, extrayant de l'or de la terre[67]. Dans les deux cas la situation est toute pareille; Théocrite parle des

---

[62] Frazer, *o. c.* p. 453.
[63] Pline, *N. h.* XXV 67.
[64] Theophraste, *H. pl.* IX 9.
[65] Ovide, *Metam.* XI 745.
[66] Cf. les scholies à Theocrite id. VII 57 b. Pour les autres croyances concernant l'alcyon voir Horowski, *o. c.* p. 122.
[67] Callimaque, *Iambe* XII 29.

en hexamètres ou généralement en mètres dactyliques se prêtaient non seulement à être récitées mais aussi à être chantées. Beaucoup de poètes lyriques utilisaient ce genre et la chanson populaire „eiresione" a été écrite en partie en héxamètres dactyliques. Il arrive parfois que deux poèmes composés de la même façon ont une musique différente, des mélodies différentes. Théocrite était donc „aoïde" comme Homère, conclut Kowalski, ses „eidyllia" sont lyriques: „ici personne ne récite le chant, mais l'éxécute"[23]. Si cela est juste, nous aurions donc chez Théocrite des chants dans les idylles qui sont des chants elles-mêmes, ou autrement dit un „chant rythmique et un chant mélodique"[24]. Je répète cependant que ce que Théocrite indiquait comme oeuvre chantée par les pâtres n'était qu'un chant populaire stylisé ou chant contenant des éléments populaires, puisés — tel est mon avis — dans le folklore qui existait à cette époque. Les filiations littéraires ne sont pas, bien entendu, exclues.

La plupart des personnes dans les idylles de Théocrite, ce sont des gens bien simples, ayant leurs propres vues sur le monde, vues souvent déformées par toutes sortes de croyances, de superstitions, d'idées fausses. Ainsi dans l'idylle I (v. 15) le chevrier fait remarquer à son compagnon qu'il ne devait pas jouer de la syrinx à midi pour ne pas éveiller Pan sommeillant, car cela pourrait lui attirer sa colère. Cet avertissement nous permet de conclure que midi était le moment des démons nuisibles, des fantômes, des nymphes, comme chez nous, dans notre peuple le mauvais moment c'était minuit[25].

La nuit est aussi le temps le plus favorable pour les sorcelleries et le poète a consacré à ce thème beaucoup d'attention dans l'idylle II[26]. Dans ce poème, une jeune fille, appelée Simaetha, se rend pendant la nuit, en compagnie de sa servante Thestylis, en dehors de la ville pour retrouver ainsi, à l'aide de formules magiques, l'amour de son amant infidèle. L'idylle se compose de deux parties essentielles. Dans la première (v. 1-63) a lieu l'ensorcellement, dans la deuxième (v. 64-166) Simaetha est seule et fait des confidences à la lune — personnification de la déesse des sortilèges — au sujet de son amour malheureux pour un certain Delphis.

Ce qui nous intéresse surtout c'est la première partie qui comprend bon nombre de curieuses pratiques magiques. La plupart du temps c'est ce qu'on nomme magie sympathique qui s'appuie sur la loi de la parenté, c'est-à-dire sur une sorte de logique primitive qui prétend que ce qui se ressemble produit des effets semblables[27]. On peut distinguer deux espèces d'ingrédients qui sont utilisés pour les sorcelleries par les deux femmes, nommées plus haut: a) généraux — employés dans toutes sortes

---

[23] *O. c.* p. 123 et 125.

[24] *O. c.* p. 128.

[25] Cf. J. Horowski, *Folklor w twórczości Kallimacha z Cyreny*, Poznań 1967, p. 27.

[26] Sur l'imitation de cette idylle par le poète polonais Szymonowicz, cf. l'article de J. Łanowski, „*Czarów*" *Szymonowicza parantela klasyczna, pokrewieństwo renesansowe, kształt rodzimy*, Charisteria Thaddaeo Sinko oblata, Varsoviae—Wratislaviae 1951, p. 169—181.

[27] Cf. J. G. Frazer, *Złota gałąź*, tłum. H. Krzeczkowski, Warszawa 1962, p. 37.

nämlich W. Górny in seiner unterbrochenen Dissertation[46], wirklich fand. Górny knüpfte an manche seiner Vorgänger in diesem Gedankengange an und fügte den von ihnen beobachteten syntaktischen Funktionen der unabhängigen Rede noch zwei weitere hinzu: die Funktion der adverbialen Bestimmung und die des Prädikatsnomens[47]. Nachdem er ein vollständiges Verzeichnis der syntaktischen Funktionen der unabhängigen Rede verfertigt hatte, konnte er den Schluss ziehen, die direkte Rede, die er am liebsten Anführung nennt[48], erfülle all diese syntaktischen Funktionen, die das Hauptwort erfüllt und zwar: die Funktion des beliebigen Satzteiles, ausser, natürlich, der des Verbalprädikats. Die unabhängige Rede, die ich, Górny folgend, von nun an öfters Anführung nennen werde, ist also, syntaktisch genommen, ein Hauptwort. Manche weitere sie begleitende syntaktische Erscheinungen, wie die Annahme von Präpositionen[49] und adjektivischen Attributen[50], bestätigen diesen Schluss und ihn sogar bereichern, indem sie darauf hinweisen, dass die Anführung immer ein *nomen substantivum indeclinabile neutrius generis* (gewöhnlich *numeri singularis*[51]) ist. Die Substantivität der unabhängigen Rede mit allen syntaktischen Folgen dieser Tatsache, und nicht nur die sich in den meisten Fällen auch verwirklichende eigenartige syntaktische Abhängigkeit, bildet also letzten Endes den Inhalt der neuen Auffassung in den sprachwissenschaftlichen Forschungen unseres Phänomens. Diese Forschungen, wie man leicht bemerken konnte, sind von den Neuphilologen ausgegangen und üben gewissen Einfluss auf die einzelnen philologischen Disziplinen und auch auf die allgemeine Sprachwissenschaft aus. Sie gehen in der Richtung des Feststellens und des Charakterisierens der syntaktischen Zusammenhänge, die die Anführung als eine Einheit mit dem Texte, in welchem sie erscheint und welcher im Verhältnis zu ihr immer eigenartig und meistens auch syntaktisch übergeordnet ist, verbinden, und nicht in der Richtung des Beschreibens der eventuellen strukturellen Veränderungen innerhalb ihrer Grenzen, was ein Ergebnis ihrer Sekundarität sein könnte, denn es gibt solche

---

[46] W. Górny, *Składnia przytoczenia w języku polskim*, Warszawa 1966.

[47] Da Górnys Dissertation, wie erwähnt, nicht zu Ende gebracht ist, finden sich die Entsprechenden Feststellungen in ihr nicht explicite ausgedrückt. Implicite aber sind sie in der Anlage der ganzen Arbeit enthalten und S. 327, 340 auch implicite angedeutet.

[48] Górny, *o. c.* S. 285 u. passim. Der Terminus „Anführung" (poln.: „przytoczenie") lässt die eventuelle falsche Suggestion meiden, als ob es sich bei der uns interessierenden sprachlichen Erscheinung immer um eine rednerische Schöpfung handelte. Die wirklichen Reden bilden aber tatsächlich nur einen geringen Teil der unmittelbar reproduzierten Aussagen.

[49] Vgl. weiter, S. 24.

[50] Vgl. weiter, S. 26.

[51] Man kann die seltenen Pluralfälle der Anführungen als Ausdruck der grösseren Genauigkeit der lateinischen Sprache in Zahlangaben betrachten (wozu mich Prof. J. Wikarjak anleitete), da die Anführungen gewöhnlich aus mehreren Worten und sogar aus mehreren Sätzen bestehen, oder die Numerusschwankungen für Anzeichen der ursprünglichen Gleichgültigkeit der dritten Person der grammatischen Zahl gegenüber halten (worauf mich Prof. J. Safarewicz aufmerksam gemacht hat).

Le résultat d'un autre essai d'augurer à l'aide d'une passoire n'était pas non plus favorable pour le pâtre. C'étaient des spécialistes qui s'occupaient de ce genre d'augures appelé „Koskinomanteia". Le pâtre en question s'est adressé dans ce but à une vieille ramasseuse d'herbes. Ce moyen de présager était assez commun et on s'en servait surtout pour trouver la trace de voleurs. Le mode d'emploi était le suivant: on attachait la passoire avec un fil ou on la plaçait sur quelque pointe. Celui, dont le nom prononcé faisait vibrer la passoire, était considéré comme coupable[88].

Les pratiques d'augurer à l'aide d'une passoire nous sont mieux connues à l'époque du Moyen-Age et aux temps modernes que dans l'antiquité où les augures professionnels jouissaient de la même popularité (auprès du peuple superstitieux bien entendu) que les joueurs de flûte, les jongleurs, etc.[89] De l'antiquité classique la koskinomantie est passée aussi chez nous à travers la porte de la Moravie ou les Balkans[90].

De bon augure était par exemple une paupière palpitante. Le pâtre en déduisait qu'il verrait sa belle (idylle III 37). Il n'était pas sans importance dans ce cas que ce soit la paupière droite justement[91]. C'est Plaute qui parle d'un tel augure[92].

Pour résumer, on peut donc dire qu'il y a beaucoup de folklore dans les idylles de Théocrite. Le poète a consacré dans son oeuvre une place relativement importante, non seulement aux proverbes, sentences proverbiales, et aux chants, mais aussi à la sorcellerie et à la magie. Dans ce domaine, il subissait indéniablement certaines influences littéraires, surtout celles de Sophron et d'Epicharme[93]. La connaissance des poètes alexandrins nous apprend cependant qu'ils n'imitent jamais trop servilement leurs prédécesseurs. Bien que Théocrite ait donc sans nul doute pris comme exemple Sophron dans l'idylle II, néanmoins a-t-il suivi son propre chemin en traitant le sujet à sa manière et en y ajoutant, d'accord avec les principes de l'alexandrinisme, des éléments nouveaux, éléments rares et peu connus. Du reste la continuation du thème des envoûtements, de ce thème précisément, prouve que l'écrivain s'intéressait au folklore, ou bien qu'il subissait l'influence inspiratrice du fol-

---

III 29). On peut supposer aussi qu'on mettait la feuille sur la paume et qu'on l'appliquait ensuite au coude et une telle explication serait peut-être la plus vraisemblable. Ces détails cependant ne changent rien au fait qu'il s'agissait ici d'un augure d'amour, fait à l'aide d'une feuille d'une certaine plante.

[88] Cf. RE XI, col. 1484 s. v. κόσκινον.

[89] Cf. Lukian, *Alexandre*, cap. 9.

[90] Bystroń, *o. c.* p. 137.

[91] Dans le folklore polonais les bourdonnements d'orielle sont de bon augure et annoncent de bonnes nouvelles ou la réalisation d'un désir. Cf. *Czary* de Szymonowicz v. 107.

[92] Plaute, *Pseudol.* I 1, 105.

[93] Cf. Ławińska, *o. c.* p. 74—86. D'autre part les recherches de S. Eitrem (*Sophron und Teokrit*, Symbolae Osloenses XII 1933, p. 10—29) ont demontré que Théocrite n'a pris de Sophron que quelques traits de decor, mais en ce qui concerne le sujet proprement dit il l'a traité à sa manière, suivant son propre chemin.

Veränderungen gar nicht und *ex definitione* (wie wir noch sehen werden[52]) nicht geben kann. In diesem Sinne ist die Anführung, genau gesagt: der Charakter ihres Verhältnisses zu ihrem realen oder fiktiven Urbilde, wirklich unabhängig von der Tatsache ihrer Sekundarität und von den daraus folgenden syntaktischen Verbindungen dieser Struktur mit dem sie ankündigenden Texte.

Die Ergebnisse derartigen Forschungen schaffen gute Grundlagen und zwingen sogar zum Vorschlag einer neuen Definition der in Betracht kommenden sprachlichen Konstruktion. Bisher hat man sie, wie wir sahen[53], definiert, indem man als ihre *differentiam specificam* im Vergleich mit den anderen Arten der Rederepoduktion Wörtlichkeit, Exaktheit und Abwesenheit irgendwelcher Änderungen im Verhältnis zur primären Aussage nachdrücklich betonte. Das entspricht aber nicht ganz genau der Wirklichkeit; es bewahrheitet sich nicht immer sogar in den Sonderfällen, die unter den Anführungen die Zitate bilden, ausser wenn wir durch die für die Anführung charakteristische Wörtlichkeit die Unveränderlichkeit bei der Reproduktion der spezifischen syntaktischen Struktur des Urbildes verstehen werden. In diesem Falle aber müssten wir alle bisherigen Anführungsdefinitionen, obwohl sie bei solcher Annahme richtig sind, als ungeschickt formulierte finden. Es ist besser sich auf gewisse allgemeinere Karl Bühlers Feststellungen stützend[54] und gewisse Wojciech Górnys[55] Andeutungen ausnützend so eine Anführungsdefinition vorzuschlagen: wenn nach bestimmten semantischen und (oder) intonatorischen Signalen im Texte A ein Text B vorkommt, in dem sich jedes sprachliche Zeigen nach dem ich-hier-jetzt-System, das in der primären Aussage verbindlich ist, richtet, und nicht entsprechend dem ich-hier-jetzt-System des übergeordneten Textes transponiert wurde, dann bildet solche Redewiedergabe die unabhängige (direkte) Rede oder die Anführung. Aus dieser Definition folgen drei unzertrennlich mit der Anführung verbundene und für sie den sog. charakteristischen Komplex bildende Eigenschaften, die sie von den anderen Arten der reproduzierten Rede und von den verwandten Erscheinungen absondern. Diese Eigenschaften sind: Substantivität, Metasprachlichkeit und Sekundarität. Verwandte Erscheinungen dagegen, mit welchen man die Anführung leicht verwechseln kann, bilden alle sprachlichen Ausdrücke, die den Gegenstand der sprachwissenschaftlichen Besprechung darstellen. Hierzu gehört vor allem die so benannte von Górny Entlehnung[56].

Es ist seltsam, dass die syntaktische Abhängigkeit der direkten Rede nicht früher und nicht in einem anderen Gedankenkomplex bemerkt wurde, als es tatsächlich

---

[52] Vgl. weiter, S. 10.

[53] Vgl. oben, S. 7 u. die dazu gehörende Fussnote 40.

[54] Es wird besonders der Begriff des Zeigfeldes gemeint. Vgl. K. Bühler, *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Jena 1934, S. 102 ff.

[55] Górny, *o. c.* S. 213, vor allem aber derselbe, *Zestawienie — czy tylko kategoria składniowa*?, Pamiętnik Literacki LIII 1962, Heft 1, S. 188.

[56] Vgl. weiter, S. 15.

Eine breitere literarische Verwendung fand die letztgenannte Struktur sehr spät[2], obwohl sie überhaupt, wie es dünkt, schon in den ältesten literarischen Denkmälern[3] erscheint. Zu solch einem Schluss könnte man wenigstens auf Grund des französischen Schrifttums gelangen[4]. Auch ihr Vorhandensein hat man sehr spät bemerkt, denn erst im Jahre 1877 hat sie O. Behaghel[5] entdeckt, indem er auf ihr Vorkommen im Deutschen, Griechischen (bei Homer) und Hebräischen (in der Bibel) verwies und sie *berichtende Form* nannte[6]. Im Jahre 1894, unabhängig von Behaghel, liess seine Aufmerksamkeit dieser Erscheinung zuteil werden A. Tobler[7]; er gab ihr eine periphrastische Benennung: *eigentümliche Mischung indirekter und direkter Rede*[8]. Dritter Entdecker der erlebten Rede war Th. Kalepky[9], der für sie verschiedenartige Namen, wie: *verschleierte* (*verhüllte*, *verkleidete*, *verkappte*) *Rede*[10] vorschlug. Systematisch, aber mit Vernachlässigung der Errungenschaften seiner Vorgänger auf diesem Wege (worüber sich Th. Kalepky[11] beklagt), erforschte sie Ch. Bally[12] und seine Schule. Die Ergebnisse, zu denen sie in diesem Bereiche gelangt, stellt die Monographie von M. Lips[13] dar. Für die deutschsprachige Literatur über das in Betracht kommende Thema ist die Abhandlung von E. Lorck[14] in der terminologischen Hinsicht massgebend, obwohl man in den entsprechenden Werken von Zeit zu Zeit auch der französischen Redeweise *style indirect libre* und nicht der Lorckschen — *erlebte Rede* begegnet[15]. — Ähnliche Rolle für die polni-

---

[2] Nämlich im 19. Jh. — Meister dieser Form war in der französischen Literatur Gustave Flaubert und in der deutschen (etwas später) Thomas Mann und Robert Musil. Vgl. H. Guddorf, *Der Stil Flauberts*, Münster 1933, S. 40 ff.; W. Hoffmeister, *Studien zur erlebten Rede bei Thomas Mann und Robert Musil*, 's-Gravenhage 1965.

[3] Es handelt sich hier nicht um die ältesten Literaturen (obwohl ebenfalls in diesem Sinne der Satz richtig ist), sondern um die ältesten Perioden der einzelnen Literaturen.

[4] W. Günther, *Probleme der Rededarstellung*, Marburg a.d. Lahn 1928, S. 16—32, belegt u.a. in der sog. Eulaliasequenz eine ganz kurze Stelle, die in der Form der erlebten Rede gehalten ist.

[5] O. Behaghel, *Über die Entstehung der abhängigen Rede und die Ausbildung der Zeitfolge im Altdeutschen*, Paderborn 1877, S. 7—14.

[6] Behaghel, *o. c.* S. 12, 13.

[7] A. Tobler, *Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik*, II, Leipzig 1894, S. 7 ff.

[8] Tobler. *o. c.* S. 7, 9.

[9] Th. Kalepky, *Verschleierte Rede*, Zeitschrift für Romanische Philologie XXIII 1899, S. 491 ff.

[10] Th. Kalepky, *Zum „style indirect libre" („verschleierte" Rede)*, Germanisch-Romanische Monatschrift V 1913, S. 613.

[11] Kalepky, *Zum „style indirect libre" ...*, S. 609—610.

[12] Ch. Bally, *Le style indirect libre en français moderne*, Germanisch-Romanische Monatschrift IV 1912, S. 549—556, 597—606. Polnische Übersetzung: *Mowa pozornie zależna we współczesnym języku francuskim*, [in:] *Stylistyka Bally'ego. Wybór tekstów*, Warszawa 1966, S. 150—186.

[13] M. Lips, *Le style indirect libre*, Diss. Paris 1926.

[14] E. Lorck, *Die „erlebte Rede". Eine sprachliche Untersuchung*, Heidelberg 1921.

[15] Z. B.: F. Wiesthaler, *Die oratio obliqua als künstlerisches Stilmittel in den Reden Ciceros*, Innsbruck 1956, passim.

einführenden Verben feststellen: 1. Verben, die die angeführte Aussage unter dem Gesichtswinkel der Funktion, die sie im Prozess des primären Absendens spielte, zeigen, z.B.: *interrogare*, *respondere*, *exordiri*, *scribere*, *clamitare*, *adicere*; 2. Verben, die die Tatsache des Empfangs der angeführten Aussage als Urtypus bestätigen, z.B.: *audire* (das einzige Zeitwort derart im erforschten Material); 3. Verben, die sich auf die angeführten Worte selbst (aber wieder, als sie noch Quelle der Anführung waren) konzentrieren, z.B.: *meditari*, *recordari*, *accusare*, *detestari*, *decernere*, *definire*, *defendere*, *docere*, *instituere*, *sequi*.

Die zwischen der Anführung und dem sie einleitenden Satze vorkommenden Verbindungen entscheiden nichts über die räumliche Verteilung jener beiden sprachlichen Wirklichkeiten im Texte. Die einleitenden Substantiven können entweder vor oder nach der angeführten Aussage erscheinen. Man muss aber sofort hinzufügen, dass die Vorderstellung des einführenden Substantivs eine durchaus häufiger als die Hinterstellung auftretende Erscheinung ist. Weder die Vorder- noch die Hinterstellung bedeutet, dass die substantivische Einführung und die angeführte Aussage in dem Texte dicht nebeneinander stehen; es fehlt oft hier die unmittelbare Sequenz des einführenden Nennwortes und der Anführung.

Wie die nominalen, so auch die verbalen Einführungen gehen den angeführten Worten entweder voraus oder sie begleiten sie, was — wie es auch bei den nominalen Einführungen der Fall war — mit der unmittelbaren Folge der Einleitung und der direkten Rede im Texte nicht unbedingt gleichwertig ist. Die verbale Einführung steht oft ganz in der Nähe von der angeführten Aussage, oft aber ist sie von ihr mehr oder weniger entfernt. Die einführenden Verben — diesmal im Unterschied zu den einleitenden Substantiven — verfügen jedoch über noch eine Möglichkeit der Position der angeführten Worten gegenüber: sie können innerhalb der angeführten Aussage erscheinen. Diese Position ist besonders oft bei *inquit* als dem einführenden Verb zu beobachten; es stellt sich nie vor die angeführten Worte, selten erscheint es nach ihnen, in der Regel dagegen kommt es innerhalb dieser vor.

Die einführenden Sätze zeigen keine speziellen syntaktischen Merkmale auf, ausser der Tatsache, dass sie mindestens ein Glied, das gerade durch eine direkte Rede ausgedrückt ist, enthalten. Diese aber, wie es scheint, kann in den Sätzen beliebiger traditioneller Art auftauchen. Man muss doch bemerken, dass sie in dem erforschten Material in den Subjekts-, Prädikats- und manchen Relativsätzen nicht aufgetreten ist. In einem Falle ist die Anführung ausser irgendwelchem Satz erschienen und zwar als Ausruf. Wenn der ganze einführende Satz sich nur auf ein einziges Wort beschränkt, nämlich auf das deklarative Verb, dann sind wir im Stande, nur drei Anordnungen von Einführung und angeführten Aussage (die uns aus den Erwägungen über die Position von einführenden Verben in Bezug auf die Anführung bekannt sind) zu unterscheiden. So ist es auch oft dann, wenn ein längerer einführender Satz in der Form eines einfachen oder erweiterten Satzes in die Frage kommt. Aber ein Satz, der aus mehreren satzartigen Gliedern besteht, der sich also z.B. nur auf das Prädikat, das mit einem deklarativen Verb ausge-

sche Terminologie hat der bekannte Artikel von K. Wóycicki gespielt[16]. Den ersten und bis jetzt den einzigen Versuch, die Problematik der erlebten Rede auf den Boden der lateinischen Sprache zu übertragen, unternahm J. Bayet in seinem zweiteiligen Artikel, der in den dreissigsten Jahren des laufenden Jahrhunderts erschien[17]. Die Bibliographie zum Thema „erlebte Rede" bis 1960, sowie eine kurze Charakteristik des Forschungszustandes gibt U. Dąbska-Przekop[18]. Am Anfang unseres Jahrhunderts beschäftigte sich mit der erlebten Rede auch ziemlich intensiv die neuidealistische Schule der Linguistik. Von einem ihrer Vertreter stammt die zutreffende, meiner Meinung nach, Definition dieser syntaktisch-stilistischen Struktur. E. Lerch, denn ich meine ihn, charakterisiert sie folgendermassen: „[...] das Wesen der erlebten Rede besteht darin, dass Äusserungen und Gedanken in Tatsachenform *dargestellt* werden" und konkludiert ein bisschen weiter so: „Daher scheint mir die Bezeichnung 'Rede als Tatsache' die zutreffendste"[19].

Die abhängige Rede ist sicherlich eine ältere Form der Wiedergabe der Aussagen als die erlebte Rede. Sie bildet zugleich eine stark ausgebaute und oft verwendete syntaktische Konstruktion im Latein — ebenso in den literarischen, wie in den nicht literarischen Schriftdenkmälern. In der Geschichte der lateinischen Sprache taucht sie, und zwar in vollendeter Form, schon in dem Texte von *senatus consultum de Bacchanalibus* auf[20] und feiert ihre Triumphe in dem historiographischen Schrifttum, besonders bei Cäsar und Livius[21]. Sie wurde auch früher als eine separate sprachliche Struktur wahrgenommen[22]. Zunächst aber gingen auf sie die alten Rhetoren näher, die sich mit ihr unter dem stilistischen — wie wir es heute nennen müssten — Gesichtspunkt beschäftigten[23]. Die Grammatiker dagegen, d.h. die damaligen Sprachwissenschaftler, beachteten sie nicht[24]. Man beginnt sie sprachwissenschaftlich zu behandeln, wie es das Handbuch von Chr. Bröder[25]

[16] K. Wóycicki, *Z pogranicza gramatyki i stylistyki. Mowa zależna, niezależna i pozornie zależna*, Przegląd Humanistyczny I 1922, Heft 1, S. 75—100.

[17] J. Bayet, *Le style indirect libre en latin*, Révue de Philologie LVII 1931, S. 327—342; LVIII 1932, S. 5—23.

[18] U. Dąbska-Przekop, *Stan badań nad mową pozornie zależną*, Kwartalnik Neofilologiczny VIII 1961, Heft 3, S. 333—335.

[19] E. Lerch, *Ursprung und Bedeutung der sog. „erlebten Rede"* („*Rede als Tatsache*"), Germanisch-Romanische Monatschrift XVI 1928, S. 472. Die zutreffendste Bezeichnung des Wesens der in Betracht kommenden Erscheinung würde aber, meiner Meinung nach, die Benennung *Tatsachenformrede* sein, die übrigens schon in dem, was Lerch gesagt hat, implicite miteinbegriffen ist.

[20] Vgl. A. Meillet, *Esquisse d'une histoire de la langue latine*, Paris 1966, S. 120.

[21] Vgl. Ch. Hyart, *Les origines du style indirect latin et son emploi jusqu'à l'époque de César*, Diss. Bruxelles 1954, passim.

[22] Vgl. Marcus Iunianus Iustinus (Frontinus), *Compendium Historiarum Philippicarum* 38, 3,11.

[23] Vgl. H. Lausberg, *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*, I, München 1960, S. 408—409.

[24] Wenn man sich auf das Wortregister zu H. Keil, *Grammatici Latini*, I—VII, Lipsiae 1857—1880, verlassen darf, kannten sie sogar den Namen *oratio recta* als einen Fachausdruck nicht.

[25] Ch. G. Bröder, *Practische Grammatik der lateinischen Sprache*[4], Leipzig 1800, S. 126—127, 298.

Die Tatsache der gegenseitigen genetischen Unabhängigkeit der direkten, der indirekten und der erlebten Rede macht die vergleichenden Studien, die man auf der synchronischen Ebene manchmal über die in Betracht kommenden Strukturen durchführt, nicht zwecklos, da die genetisch unabhängigen sprachlichen Erscheinungen aufweisen können und öfters wirklich aufweisen, mehr oder weniger konstante strukturelle Entsprechungen, derer Entdeckung einerseits zur besseren Erkennung jedes von den dem Vergleich unterliegenden Erscheinungen führt, andererseits die Bestimmung der Transformationsregeln, die erforderlichenfalls die Transposition einer Struktur in die andere ermöglichen, erleichtert. Solche Transpositionen führen wir besonders oft im didaktischen Prozess durch, wenn wir die abhängige Rede besprechen. Zweckmässigkeit dieser Transpositionen wird durch den Umstand der genetischen Unabhängigkeit der in Betracht kommenden syntaktischen Konstruktionen auch nicht in Frage gestellt.

Die Forschungsgeschichte der unabhängigen Rede, wenigstens im Latein, läuft der Forschungsgeschichte der abhängigen Rede parallel. Marcus Iunianus Iustinus (Frontinus)[32] hat an der bereits erwähnten Stelle, wo er von der abhängigen Rede als von einer speziellen syntaktischen Struktur spricht, auch die unabhängige Rede in Betracht genommen. Der entsprechende Text lautet wörtlich folgendermassen: „Quam orationem [a Mithridate ad milites habitam] dignam duxi, cuius exemplum brevitati huius operis insererem; quam obliquam Pompeius Trogus exposuit, quoniam in Livio et in Sallustio reprehendit, quod contiones directas pro†sua oratione operi suo inserendo historiae modum excesserit". Auch diese sprachliche Konstruktion erweckte aber zunächst Interesse der Rhetoren-Stilisten und nicht das der Grammatiker-Sprachwissenschaftler. Für die Rhetoren sind die rednerischen Effekte der Anwendung dieser oder jener Art der unabhängigen Rede vor allem wichtig; sie beschäftigen sich auch mit der Frage ihrer Länge und ihrer Position in der Ganzheit der rednerischen Komposition; die Probleme der künstlerischen Gliederung des angeführten sprachlichen Gebildes sind ihnen ebenfalls nicht fremd, da sie sich öfters der fingierten Aussagen, die u.a. das Postulat, typisch zu sein, erfüllen müssen, bedienen, um eine bestimmte Menschengruppe, die sich in einer bestimmten Lage, mit der eine bestimmte Stimmung verbunden ist, findet, treffend zu charakterisieren[33]. Die syntaktischen Momente der unabhängigen Rede — sowohl die innerhalb des angeführten Blocks von Sätzen, wie auch die, die an der Grenze zwischen der Verfassersaussage und der Aussage von der herbeigerufenen Gestalt zum Vorschein kommen — sind ihnen entgangen[34].

---

[32] Vgl. oben, Fussnote 22.

[33] Es wurden Modele der Aussagen festgelegt, welche zuzuschreiben wären entweder einem Vater, der von seinem sich in eine lange Reise begebenden Sohne Abschied nimmt, oder jemandem, der eine Nachricht vom Tode eines seiner Nächsten bekommt, oder einem mythischen Helden, der sich in einer fingierten Situation befindet u. dgl. m. Vgl. Lausberg, *o. c.* S. 543.

[34] Zu diesem ganzen Aufsatze vgl. Lausberg, *o. c.* passim, und derselbe, *Elemente der literarischen Rhetorik*[2], München 1963, S. 432—433.

Eos LXI 1973

ZU DEN ARTEN DER REPRODUZIERTEN REDE UND ZUR SYNTAX DER ORATIO RECTA IN DEN KLASSISCHEN LATEINISCHEN PROSASCHRIFTEN*

Von

MICHAŁ KACZMARKOWSKI

I

Jede einmal zustande gekommene und auf irgendwelche Weise (im Gedächtnis oder in der Schrift) fixierte menschliche Aussage kann in beliebiger späterer (gesprochener oder geschriebener) Aussage derselben oder anderer Person reproduziert werden. Zu diesem Zwecke gibt es in vielen Sprachen drei syntaktisch-stilistische Strukturen: die unabhängige, die abhängige und die erlebte Rede. Der weiter mit der Kursive gegebene Text stellt eine kurze Wiedergabe einer fremden Aussage dar. Die Wiedergabe kommt im ersten Falle durch die Struktur der unabhängigen, im zweiten durch die der abhängigen, im dritten durch die der erlebten Rede zustande.

(1) Vixdum epistolam tuam legeram, cum ad me, currens ad illum, Postumus Curtius venit nihil nisi classes loquens et exercitus [et dicens]: „[*Caesar*] *eripit Hispanias, tenet Asiam, Siciliam, Africam, Sardiniam, confestim in Graeciam persequetur*".

(2) Vixdum epistolam tuam legeram, cum ad me, currens ad illum, Postumus Curtius venit nihil nisi classes loquens et exercitus [et dicens] *Caesarem eripere Hispanias, tenere Asiam, Siciliam, Africam, Sardiniam, confestim in Graeciam persecuturum esse.*

(3) Vixdum epistolam tuam legeram, cum ad me, currens ad illum, Postumus Curtius venit nihil nisi classes loquens et exercitus: *eripiebat Hispanias, tenebat Asiam, Siciliam, Africam, Sardiniam, confestim in Graeciam persequebatur*[1].

---

* Der Artikel ist eine Zusammenfassung meiner polnisch geschriebenen Dissertation, die betitelt ist: *Składnia przytoczenia w tekstach prozaików łacińskich okresu klasycznego* (Die Syntax der Anführung in den lateinischen Prosatexten der klassischen Periode), Lublin 1970 (dactyl.).

[1] Cicero, *Ad Att.* IX 2 A, 3. — Cicero hat sich nur der dritten Form bedient. Die zwei vorangeschickten Formen sind meine Transformationen, um am einen Beispiel alle drei syntaktischen Möglichkeiten der Redewiedergabe zu zeigen. — Die unabhängige Rede wird ebenfalls direkte Rede oder Anführung genannt. Der abhängigen Rede gibt man auch den Namen indirekte Rede. Die entsprechenden lateinischen Benennungen lauten: *oratio* (*di*)*recta* und *oratio indirecta* (*obliqua*). Für die erlebte Rede schlägt A. Springhetti, *Lexicon linguisticae et philologiae*, Romae 1962, s. v. *Discorso* als den lateinischen Terminus *oratio obliqua libera* vor.

Wort wiederholt. In diesem Falle leidet der Vortrag in der Konstruktion keine Veränderung"[40].

Mehr intensive und zugleich anders als bisher orientierte (obwohl die frühere Orientation bis heute als die herrschende erhalten bleibt) sprachwissenschaftliche Forschung der unabhängigen Rede begann mit einer grundsätzl chen Neueinführung: mit der radikalen Änderung in den Ansichten über das syntaktische Wesen dieser Erscheinung. Es wurde eine paradoxale, den geläufigen Anschauungen gegenüber, Behauptung formuliert und zwar, dass die unabhängige Rede doch abhängig ist, wenn auch im Unterschied zur sog. abhängigen Rede kein formaler Exponent diese Abhängigkeit ersichtlich macht. Die abhängige Rede (wenigstens im Latein) weist im Vergleich mit ihrem wirklichen oder nur eingegebenen Urbild gewöhnlich eine eigenartige Verschiebung von Personen, Zeiten und Modi auf, was bei der sog. unabhängigen Rede nicht der Fall ist. Ihre syntaktische Abhängigkeit von manchen Elementen des mit ihr benachbarten und sie einführenden Satzes trägt rein logischen Charakter. Die These über die syntaktische Abhängigkeit der unabhängigen Rede hat als erster E. Mätzner formuliert. Er hat darauf hingewiesen, dass sie oft die Rolle eines Satzobjekts spielt: „Von der Parenthese sind die in den wörtlich angeführten Inhalt der Rede oder des Gedankens eingeführten invertierten Sätze: *di-il*, *répond-il*, *reprit-il* etc., lat. *inquit*, *respondit*, *ait* etc., zu unterscheiden; die angeführten Worte verhalten sich zu diesen Sätzen stets als materiell gefasste Objekte oder als Substantivsätze, obwohl ihnen die Form derselben abgeht, was bei anderen Parenthesen nicht notwendig stattfindet"[41]. Auf denselben Umstand haben ihre Aufmerksamkeit auch H. Paul[42], J. Łoś[43] und E. Kieckers[44] gerichtet. H. Paul hat noch zwei weitere Funktionen der direkten Rede bemerkt: die Attributs- und Subjektsfunktion[45]. Von diesem Augenblick an hörte die Behauptung auf, die unabhängige Rede sei syntaktisch doch abhängig, als eine die ganze neue linguistische Problematik dieser sprachlichen Struktur zusammenfassende Formel zu genügen. Es hat sich objektiv als notwendig erwiesen, eine neue Formel zu finden. Man musste aber ziemlich lange warten, bis sie jemand,

---

[40] Bröder, *o. c.* S. 298. Vgl. damit beispielsweise H. Rubenbauer — W. Hoffmann, *Lateinische Schulgrammatik auf sprachwissenschaftlicher Grundlage*[2], München 1944, S. 213: „Oratio recta (direkte Rede) ist die Wiedergabe der eigenen oder fremden Rede mit den gleichen Worten (hervorgehoben von mir), wie sie gehalten wurde [...]". Ähnlich: R. Kühner — C. Stegmann — A. Thierfelder, *Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache. Satzlehre*[4], I, II, München 1962, S. 532; J. B. Hofmann — A. Szantyr, *Lateinische Syntax und Stilistik*, München 1965, S. 361—362.

[41] E. Mätzner, *Französische Grammatik mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen*, Berlin 1856, S. 567—568.

[42] H. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, Halle 1880 (1920[3]), S. 135.

[43] J. Łoś, *Składnia zdania*, Kraków 1910, S. 141 (vervielfältigte Handschrift).

[44] E. Kieckers, *Zur oratio recta in den indogermanischen Sprachen*, Indogermanische Forschungen XXXV 1915, S. 85, Fussnote.

[45] Paul, *o. c.* S. 147.

beweisen könnte, erst um die Wende vom 18. zum 19. Jh. und das zunächst ausschliesslich der didaktischen Zwecke wegen. Aber von nun an schenkt man ihr schon stets mehr oder weniger Beachtung in den Handbüchern[26] und im Jahre 1846 erscheint sogar die erste ihr gewidmete sprachwissenschaftliche Monographie[27]. Gewöhnlich wird die indirekte Rede so definiert, wie in dem Handbuche von L. Ramshorn: „Werden überhaupt Gedanken und Vorstellungen in der Form vollständiger Sätze als solche dargestellt und theils als Hauptsätze im Acc. c. Infinitivo, theils als Nebensätze im Coniunctivo ausgedrückt [...], so müssen sie entweder durch das Prädikat, von welchem sie abhängen, als solches angekündigt [...], oder aus dem Zusammenhange leicht erkennbar sein. Diese Ausdrucksweise heisst *Oratio obliqua* [...]"[28]. Besonders intensiv wird sie aber von der stilistischen Seite her geprüft; man widmet Sonderarbeiten ihrem stilistischen Funktionieren in den Werken der antiken Schriftsteller[29]. Eine Monographie, die sowohl den linguistischen, als auch den stilistischen Faden der Forschung über die lateinische abhängige Rede in Betracht nimmt, ist die bereits erwähnte Dissertation von Ch. Hyart[30], die auch die Entwicklung der Erscheinung im Latein seit den ältesten Perioden bis zu Cäsars Zeiten schildert.

Unter den syntaktischen Konstruktionen, die hier besprochen werden, ist die unabhängige Rede ohne Zweifel chronologisch und logisch primär, obwohl man denen beistimmen muss, die darauf hinweisen, dass es sich hier um keine genetische Priorität der direkten Rede den übrigen Strukturen, die hier in Spiel kommen, gegenüber handle. Davor warnen uns mit Recht A. P. Savundranâyagam und J. P. Postgate: „The Oratio Recta and Oratio Obliqua are in their origins perfectly distinct. The connexion and correspondence which the mind perceives between them are the effects of usage and association"[31]. Diese Worte kann man auf die Relation: unabhängige Rede — erlebte Rede erweitern; auch diese Strukturen scheinen genetisch unabhängig voneinander zu sein.

---

[26] Vgl. z.B. solche Handbücher der lateinischen Grammatik, wie: E. J. A. Seyfert, *Lateinische Sprachlehre*, Brandenburg 1802; M. Wallenberg, *Syntaxis Latina*, Lintz 1817; G. Billroth, *Lateinische Grammatik*², Halle 1844; W. Weissenborn, *Syntax der lateinischen Sprache*, Eisenach 1835; derselbe, *Lateinische Schulgrammatik*, Eisenach 1838; G. T. A. Krüger, *Grammatik der lateinischen Sprache*⁵, Hannover 1842; R. Kühner, *Schulgrammatik der lateinischen Sprache*⁵, Hannover 1861; H. Werner, *Lateinische Grammatik für höhere Schulen*², Leipzig 1912.

[27] G. Andersson, *De oratione obliqua Latinorum commentatio*, Lundae 1846.

[28] L. Ramshorn, *Lateinische Grammatik*, Leipzig 1824, S. 613.

[29] Vgl. z.B. folgende (in chronologischer Ordnung angegebene) Abhandlungen: A. Reiter, *De Ammiani Marcellini usu orationis obliquae*, Ambergae 1887; F. Reinhardt, *Die oratio obliqua bei Caesar*, Programm Aschersleben 1899; M. A. Martin, *The Use of Indirect Discourse in the Works of St. Ambrose*, Washington 1930; R. Hanssen, *Zum Gebrauch der oratio obliqua in Tacitus' Historiae und Annales*, Festschrift Wilhelm Munthe, Oslo 1933; A. Lambert, *Die indirekte Rede als künstlerisches Stilmittel des Livius*, Diss. Zürich 1946; Wisthaler, *o. c.*

[30] Vgl. oben, Fussnote 21.

[31] A. P. Savundranâyagam — J. P. Postgate, *Repraesentatio temporum in the oratio obliqua of Caesar*, The Classical Review XIX 1905, S. 446.

Einen mittleren Standpunkt nimmt Z. Klemensiewicz ein. Für ihn stellt die direkte Rede mit dem ihr zugehörigen Teil von Rahmentexte eine Abart einer syntaktischen Sonderkategorie dar, die er „wypowiedzenie zestawione" („zusammengestellter Satz") oder kurz: „zestawienie" („Zusammenstellung") nennt. Die syntaktische Zusammenstellung ist dadurch gekennzeichnet, dass es zwischen den zwei sie bildenden Teilen (im gegebenen Fall zwischen einem bestimmten Fragment von Rahmentext und der direkten Rede) keine syntaktische Verknüpfung gibt. „Oba wypowiedzenia biegną niezależnie od siebie, każde swoim torem, ale ponieważ wskutek takiego czy innego skojarzenia zaczepiają o siebie myślowo, stanowią jednak całość i odrębny twór syntaktyczny. Nazywamy go wypowiedzeniem zestawionym"[67].

W. Górny, dem ich folge, steht dem Standpunkte, den Milych repräsentiert, näher; so wie Milych, nimmt auch er syntaktische Verbindung zwischen der direkten Rede und der Anmerkung des Verfassers wahr, obwohl er dieser eine andere Benennung (nämlich: „wypowiedzenie wprowadzające" — „einführender Satz" oder kurz: „wprowadzenie" — „Einführung") verleiht. Er schenkt auch viel Aufmerksamkeit gewissen Seiten ihres Baues, die durch ihre Verbindungen mit der direkten Rede hervorgerufen werden. Er will nicht entscheiden, ob jene zwei (in anderer Rücksicht ganz verschiedene) Strukturen so weit (wie es Milych wünscht) eins sind, dass man sie für eine spezielle syntaktische Einheit halten sollte. Im Gegensatz zu Brajerski aber hält er die unabhängige Rede wenigstens für eine gewisse syntaktische Kategorie[68].

Im Jahre 1931 ist eine kleine Abhandlung „Die Arten der reproduzierten Rede" erschienen. Ihr Verfasser, Th. Heinermann, unterscheidet neben den traditionellen (die er doch anders nennt), von uns kurz besprochenen, Weisen der Redereproduktion noch drei weitere syntaktische Konstruktionen und zwar: vollständig subjektivierte Rede, objektivierte direkte Rede und vollständig objektivierte Rede[69]. Diese Arten finden in der allgemein verwendeten Klassifikation der der Redewiedergabe dienenden syntaktischen Strukturen keine Entsprechungen, sondern sind nur Heinermanns Erfindungen, die ihm die deutsche Sprache nahegelegt hat und die sich ausschliesslich, wie es scheint, in der deutschen Sprache bewahrheiten. Es ist möglich, dass gerade dieser Umstand die Verbreitung Heinermanns Vorschläge verhinderte. Man hat den Eindruck, auch die Germanisten knüpfen an sie nicht. Es ist dagegen der Fortsetzung wert eine von Heinermann eingeführte Unterscheidung allgemeinerer Natur, nämlich die dichotomische Teilung der Sprechereignisse in *produzierte* und *reproduzierte* Rede[70]. Dank dieser scharfen Aufspaltung kann man die oft vorkommende Verwechselung der Anführung (als einer

---

[67] Z. Klemensiewicz, *Zarys składni polskiej*[6], Warszawa 1969, S. 104.
[68] Górny, *Zestawienie* ... passim.
[69] Vgl. Th. Heinermann, *Die Arten der reproduzierten Rede*, Münster 1931, S. 5—6.
[70] Heinermann, *o. c.* S. 5.

stellen syntaktische Erscheinungen dar, die sowohl theoretisch als auch praktisch in vielen Sprachen viel besser als die unabhängige Rede erforscht und bearbeitet sind; das Latein ist hier keine Ausnahme[73].

II

Die oben[74] gegebene Definition der Anführung, wie auch alle von Górny gemachten Beobachtungen, die die syntaktischen Funktionen der so gemeinten unabhängigen Rede betreffen, bestätigen sich völlig im Latein.

Die Anführung stellt immer ein Problem des zusammengesetzten Textes dar; mit anderen Worten: sie braucht immer einen, wenigstens minimalen, umrahmenden (führenden, herbeirufenden) Text, der für sie eine gewisse Vorbereitung und einen Hintergrund zugleich bildete. In Anbetracht der Anführung ist in diesem Texte ein Satz am wichtigsten — nämlich der, der sie ankündigt. In den Grenzfällen kann der ganze Rahmentext zu dem ankündigenden Satze, und der seinerseits zu einem Wort, reduziert werden. Gewöhnlich aber ist der einführende Satz mehrgliedrig. Die Anführung tritt in unmittelbare syntaktische Verbindungen ein entweder mit einer nominalen Satzkomponente des einführenden Satzes oder mit seinen verbalen Komponenten, d.h., in der Regel, mit seinem Prädikat. Die nominalen Glieder des einführenden Satzes, mit denen die Anführung in eine unmittelbare syntaktische Berührung kommt, sind in dem erforschten lateinischen Material (mit einer Ausnahme) nur die Hauptwörter. Die einzige Ausnahme bildet das Eigenschaftswort *aequus*, das eine Anführung, die als eine Umstandsbestimmung fungiert, einführt:

(4) Iste ad arbitrium eius cui condonarat hereditatem ereptam a liberis, quam *aequum* edictum scripserit, quaeso, cognoscite: „Cum intellegam legem Voconiam [...]". — Cic. *Verr.* II 1, 41, 106.

Unter den 354 Hauptwörtern, die 352 Anführungen einleiten, kann man die weiter aufgeführten Bedeutungsgruppen unterscheiden: 1. Namen der breit verstandenen Sprechgebilde (z.B. *carmen*, *epistula*, *versus*, καταχλείς), zu denen man die angeführte Aussage im Augenblick ihrer Einschaltung in den Rahmentext rechnet; 2. Namen der breit verstandenen Sprechhandlungen oder solcher, in denen die Sprechhandlung ihren Anteil hat (z.B. *adhortatio*, *exclamatio*, *querella*); 3. Namen, die die angeführte Aussage als einen materiellen Gegenstand auffassen, der ausgedehnt ist und den man physisch teilen und dann die Resultate der Teilung in die anderen Aussagen einflechten kann (z.B. *initium*, *pars*, *reliqua*, ἀκροτελεύτιον); 4. Namen der psychischen Zustände, derer Äusserung der Sprechhandlungen braucht (z.B. *admiratio*, *indignatio*, *suspicio*); 5. Namen der Eigenschaften (logischen, stilistischen, physischen), derer Beispiel die angeführte Aussage sein soll (z.B. *amphibolia*, *asperitas*, *finis*); 6. verschiedene Namen (z.B. *medicamentum*, *modus*, *pactum*).

---

[73] Beweis dafür können die bibliographischen Anmerkungen bei Hofmann — Szantyr, *o. c.* S. 361, 362, sein, sowie die Bibliographie bei Hyart, *o. c.* S. 215—222.

[74] Vgl. oben, S. 10.

Da die ganze Antike, zumal die römische, sich die linguistische Problematik der unabhängigen Rede zum Bewusstsein nicht gebracht hat und da sie, demzufolge, keine entschiedenen, präzisen und allgemein gültigen Termini in diesem Bereiche erarbeitet hat, schweigt auch das ganze Mittelalter darüber[35]. Das Mittelalter, wie bekannt, stützte sich in der Grammatik auf die Errungenschaften des Altertums und folgte in dem Grammatikunterricht fast sklavisch den Feststellungen der antiken Grammatiker, besonders denen von Donatus (4. Jh. u.Z.) und denen von Priscianus (5/6. Jh. u.Z.).

Die grammatische Problematik der unabhängigen Rede wurde, wie es scheint, auch von den Humanisten nicht wahrgenommen. Th. Linacre z.B. erwähnt sogar diese Erscheinung nicht, obwohl er die abhängige Rede mindestens berührt[36].

Die berühmte Grammatik von Port Royal aus dem 17. Jh. schneidet nur das Problem an. Der indirekten Anführungstechnik von fremden Aussagen (*rapporter indirectement*) stellt sie eine direkte (*rapporter directement*) gegenüber. Wenn jemand eine fremde Aussage direkt berichtet, dann steht nur der einschaltende Satz neben dem eingeschalteten; es gibt zwischen ihnen keinen syntaktischen Zusammenhang (*propositions séparées*). Dieser Zusammenhang wird auch nicht allein durch die Konjunktionen ὅτι oder *quod* (die man bei dem direkten Bericht von fremden Aussagen in den unter dem Einfluss vom hebräischen Substrat stehenden griechischen und lateinischen Texten verwendet) eingeführt; es ist noch eine Personenverschiebung dazu nötig[37].

Erst um die Wende vom 18. zum 19. Jh. wurde hier eine unerhebliche Änderung eingeführt. Wie bereits erwähnt[38], fällt in diese Zeit die Belebung des Interesses für die abhängige Rede. Im Zusammenhang damit nimmt man in der Regel als Ausgangspunkt der Bemerkungen über dieses Thema die unabhängige Rede. Man definiert bei dieser Gelegenheit diese Erscheinung, aber das ist in dieser Hinsicht alles, was man macht. Solches Verfahren mit der uns interessierenden Problematik ist in jenem Zeitabschnitt besonders gut schon in dem bereits zitierten Handbuche von Ch. Bröder[39] zu beobachten. Man kann seine Definition von der unabhängigen Rede als eine typische für eine Denkungsart über diese syntaktische Konstruktion anerkennen — für eine Denkungsart, die noch jetzt in den massgebenden Handbüchern der lateinischen Syntax, sowohl in den für die Schulen, als auch in den für den wissenschaftlichen Gebrauch vorgesehenen, fortdauert. Sie lautet: „Wenn man eines andern Rede nacherzählt, so kann solches [so] geschehen [...], dass man denselben redend einführt, und alles, was und wie er es gesagt hat, von Wort zu

---

[35] Das repräsentative für das ganze Mittelalter Handbuch der lateinischen Grammatik, nämlich *Doctrinale* von Alexander de Villa Dei (1299) erwähnt mit keinem Worte weder die *oratio recta*, noch die *oratio obliqua*.

[36] Th. Linacre, *De emendata structura Latini sermonis libri sex*, Lipsiae 1559, S. 401.

[37] A. Arnauld – C. Lancelot, *Grammaire générale et raisonnée*, Paris 1660, S. 111–114.

[38] Vgl. oben, S. 3.

[39] Vgl. oben, Fussnote 25.

2. L'objet brûlé (le mal brûlé) — les cendres — devaient être éloignées des lieux où on habitait, en dehors de leurs frontières. On retrouve cet élément dans la coutume slave ou germanique de pourchasser l'hiver ou la mort, symbolisés par une sorte de poupée de paille[50].

3. Le troisième élément c'est la défense de se retourner après avoir supprimé „le mal". Virgile mentionne aussi cette interdiction:

fer cineres, Amarylli, foras rivoque fluenti
transque caput iace, nec respexeris ...[51]

Un autre moyen de se défendre contre les maléfices était de cracher trois fois de suite. Ainsi se défendit Eunica lorsque le bouvier voulait l'embrasser (idylle XX 11). Polyphème cracha trois fois également pour ne pas se laisser ensorceler quand, rêvant de Galatée, il regardait, fasciné, son propre reflet dans l'eau de mer (idylle VI 39). Il faut ajouter que, dans les deux cas, le poète s'est exprimé de façon presque identique, comme s'il voulait souligner le coté formel de l'incantation[52]. Le scholiaste impute surtout aux femmes de se servir de ce moyen de défense. Tibulle (I 2,96) en parle aussi. Le chiffre trois est un élément important de la sorcellerie, de là-la nécéssité de répéter trois fois la même opération. Simaetha dit qu'elle verse trois fois le liquide de l'offrande et que, trois fois, elle répete les mots magiques (idylle VIII 43). Amaryllis, de même, dans le chant d'Alphésibée de Virgile (ecl. VIII 73) emploie pour l'ensorcellement trois fils et trois fois elle porte l'image de son amant autour de l'autel, tout en justifiant cette démarche par les mots que voici: *Numero deus impari gaudet*[53]. Pline écrit[54] que César répétait trois fois une formule incantatoire, chaque fois qu'il montait sur un char pour se rendre en voyage. La signification magique des chiffres: 3, 7, 9, et 13 est connue dans le folklore contemporain également[55]. Plusieurs expressions proverbiales de Théocrite traduisent la croyance que certains signes extérieurs du corps humain permettent de deviner certains traits, certaines pensées ou certains sentiments. Lorsque par exemple, le chevrier dit à Thyrsis qu'il ne faut pas jouer du fifre à midi car on pourrait éveiller Pan et le mettre en colère, il s'exprime de la façon suivante (idylle I 17):

καὶ οἱ ἀεὶ δριμεῖα χολὰ ποτὶ ῥινὶ κάθηται.

On peut en déduire que chez les anciens le nez était considéré comme le siège de certains sentiments, surtout de la colère. D'autre part les boutons sur le nez tra-

---

[50] Ibidem, p. 351.

[51] *Ecl.* VIII 101. Dans une partie de cette oeuvre le poète imite l'idylle II de Théocrite.

[52] Dans l'idylle VI on lit: ὡς μὴ βασκανθῶ δὲ τρὶς εἰς ἐμὸν ἔπτυσα κόλπον, et dans l'idylle XX le poète dit: τοιάδε μυθίζοισα τρὶς εἰς ἐὸν ἔπτυσε κόλπον. L'idylle XX faisant partie de celles attribuées uniquement à Théocrite, on est obligé d'admettre qu'il s'agit ici d'imitation.

[53] Aujourd'hui encore on se range à l'avis — superstitieux à son origine — que le nombre de fleurs dans un bouquet doit être impair.

[54] Pline, *N. h.* XXVIII 4, 21.

[55] Bystroń, *o. c.* p. 132.

Manche Zahlenangaben, die die einführenden Hauptwörter betreffen, sind wie folgt: mehr als die Hälfte von ihnen gehört in der gegebenen Bedeutung und in der gegebenen Funktion zu den ἅπαξ εἰρημένα in den erforschten Texten. Von den übrigen kommt die Mehrheit seltener als 10 mal vor. Nur 6 einführende Hauptwörter weisen eine Frequenz, die sich mit einer zweistelligen Zahl ausdrückt, auf. Und nur das Hauptwort *modus* kündigt eine Anführung über 100 mal an. Die einführenden Hauptwörter nehmen oft als ihre bestimmenden Glieder adjektivische Attribute und zwar in der Gestalt der Demonstrativpronomina (*hic*, *iste*, *ille*, *is*, *idem*, *talis* oder zusätzlich *ipse*) an. Anwesenheit des bestimmenden Gliedes einer Art schliesst dabei die Anwesenheit des bestimmenden Gliedes anderer Art nicht aus. Das kann sehr deutlich am Beispiel eines Textes, in dem eine besondere Verdichtung der attributiven Bestimmungen um das die Anführung ankündigende Wort herum stattfindet, gezeigt werden; die Verdichtung fällt desto leichter in die Augen, dass die Anführung selbst hier ganz kurz (nämlich mit einem einzigen Worte) ausgedrückt ist:

(5) Credo haec eadem Indutiomarum in testimonio timuisse aut cogitavisse, qui *primum illud* verbum *consideratissimum nostrae consuetudinis* „arbitror", *quo* nos etiam tunc utimur, cum ea dicimus iurati, quae comperta habemus, quae ipsi vidimus, ex toto testimonio suo sustulit [...]. — Cic. *Font.* 13, 29, (19).

Die Verbaleinführungen sind zahlreicher als die Substantiveinführungen und das sowohl wegen der grösseren Zahl der qualitativ verschiedenen einführenden Verben (148 Verben, 93 Substantiven), als auch wegen der grösseren Frequenz sehr vieler von ihnen (die grösste Frequenz unter den Verben: *inquit* 923 mal; unter den Substantiven: *modus* 102 mal). In Rücksicht auf die Zahl kann man, natürlich ganz arbiträr, folgende Gruppen von einführenden Verben unterscheiden: 1. Verben, die einige hundert Anführungen einleiten; es sind: *inquit* und *dicere*; 2. Verben, die einige zehn Anführungen einleiten; hier muss man aufzählen: *esse*, *respondere*, *loqui*, *aio*, *scribere*; 3. Verben, die über zehn Anführungen einleiten; hier gehören: *addere*, *quaerere*, *exclamare*; 4. Verben, die einige (mehr als eine, weniger als zehn) Anführungen einleiten, z.B.: *ascribere*, *clamare*, *praedicare*; 5. Verben, die eine einzige Anführung einleiten; diese Gruppe ist am zahlreichsten; sie wird von solchen Verben repräsentiert, wie: *adhortari*, *enuntiare*, *recordari*.

Der Bedeutung nach sind die einleitenden Verben auch nicht ganz gleichartig. Sie haben sogar nicht immer eine Bedeutung, die wenigstens in einem allgemeinen Sinne mit dem Sprechbereiche verbunden wäre. Trotzdem kann man den Versuch einer semantischen Klassifikation der einleitenden Verben aus dem Standpunkt ihres Verhältnisses zum Sprechakt wagen. Ein typischer Sprechakt, d.h. ein typischer Akt der sprachlichen Kommunikation, ist, wie bekannt, die dialogische Situation, in welcher man den Absender und den Empfänger, die Sprechtätigkeit und die Empfangstätigkeit, und zuletzt die hier zentrale Wirklichkeit — die Aussage-Kommunikat — unterscheidet. In Zusammenhang mit diesen Elementen des typischen Aktes der sprachlichen Kommunikation lassen sich folgende Gruppen von

Die einzige mir bekannte Arbeit über die Anführung als eine gewisse, den Rahmen des Satzes überschreitende, syntaktische Einheit stellt der Artikel von M. K. Milych[62] dar. Für Milych bildet die direkte Rede solch eine Einheit — nicht aber sie selbst, sondern zusammen mit dem sie ankündigenden Satze, den Milych „avtorskaja remarka" („Anmerkung des Autors") nennt und als ihr allgemeines syntaktisches Schema den Satz „er sagte" oder „er hörte" angibt. Solche Einheit nennt Milych „konstrukcija s prjamoj reč'ju" („Konstruktion mit der direkten Rede"), indem er den Begriff einer syntaktischen Konstruktion so definiert: „Konstrukcija — eto sostavlennaja iz dvuch ili neskol'kich predloženij složnaja sintaksičeskaja edinica, imejuščaja odin organizujuščij centr, s kotorym gramatičeski svjazany vse sostavljajuščie ee časti"[63]. Was die Konstruktion mit der direkten Rede anbelangt, so spielt sie die Rolle des das Ganze organisierenden Zentrums „glagol govorenija, vchodjaščij v sostav remarki"[64]. Zwischen der Konstruktion mit der direkten Rede und dem Satzgefüge ist eine Ähnlichkeit vorhanden, die man mit folgender Proportion ausdrücken kann:

Hauptsatz: Nebensatz = Anmerkung des Autors: direkte Rede[65].

Die direkte Rede ist von der Anmerkung des Verfassers abhängig, sie ist ihr untergeordnet; die bildet den formalen Exponenten des Überganges von der Narration zur direkten Rede und kann als eine Erscheinung, die mit den Präpositionen, Konjunktionen und Kopulas (also mit den formellen, strukturellen Sprachelementen) gleichwertig ist, betrachtet werden. Sie ist im Vergleich zur direkten Rede ein Dienst- und Hilfselement. Ähnlich wie die anderen Dienst- und Hilfselemente, so auch die Anmerkung des Verfassers kann bis zur völligen Auslassung, Verschwindung reduziert werden. Es geschieht besonders dann, wenn die Dialoge angeführt werden. Viele einzelne Aussagen werden dann von der Anmerkung des Autors nicht eingeführt, denn es genügt eine Anmerkung derart am Anfang des ganzen angeführten Dialogs, die die dialogische Sprechsituation und damit auch die einzelnen Aussagen jeder im Dialog teilnehmenden Person hinreichend deutlich suggeriert; funktionell wird dann die Ellipse — leerer Platz, wo die Anmerkung des Autors erscheinen sollte, und gerade sie übernimmt die Funktion des Trägers und des Exponenten der syntaktischen Bindungen der direkten Rede mit dem übrigen Texte.

Ganz anderer Meinung, als die von Milych, scheint T. Brajerski[66] zu sein. Inwieweit man darüber schon anhand des Titels seines Artikels urteilen darf, spricht er der direkten Rede nicht nur den Charakter einer syntaktischen Einheit, sondern auch den Charakter irgendwelcher syntaktischen Kategorie ab.

---

[62] M. K. Milych, *Konstrukcija s prjamoj reč'ju kak sintaksičeskaja edinica*, Filologičeskie Nauki 1961 Nr. 4, S. 136–145.

[63] Milych, *o. c.* S. 137.

[64] Milych, *o. c.* S. 138.

[65] Milych, *o. c.* S. 141.

[66] Vgl. T. Brajerski, *„Przytoczenie" nie jest kategorią składniową*, Roczniki Humanistyczne XIV 1966, Heft 4, S. 75–96.

drückt ist, nicht beschränkt, verfügt noch mit drei weiteren Weisen der Position der Anführung gegenüber: 1. er kann sich verteilen und an einer und der anderen ihrer Seiten Platz nehmen, d.h. sie umringen, z.B.:

(6) *Tum Horatius auctore Tullo clemente legis interprete* „Provoco" *inquit*. — Liv. I 26, 8;

2. er kann sie verflechten; solche Situation ist in den erforschten Texten — besonders, wenn als das einführende Verb *inquit* auftritt — sehr häufig und dadurch für diese Texte charakteristisch; übrigens nicht nur für diese Texte, sondern, wie es dünkt, für das ganze Latein überhaupt, z.B.:

(7) *In quibus ille* „Quid censes" *aiebat* „facturum esse ipsum [...]". — Cic. *Ad Att.* VII 8,5;

3. er kann durch sie verflochten werden; im Gegensatz zur vorigen ist diese Situation sehr selten, z.B.:

(8) „Vos" *inquit* „ipsi" *Quinctius* „societatis istius leges rupistis [...]". — Liv. XXXIII 13,11-12.

Die „Verflechtung" (7) unterscheidet sich unerheblich von der „Verflechtung" (8), aber doch so deutlich, dass es richtig scheint, hier nicht eine, sondern zwei verschiedene syntaktische Erscheinungen zu unterscheiden, obwohl sie sehr ähnlich untereinander sind. Die „Verflechtung" (7) beginnt mit dem einführenden Satze, die „Verflechtung" (8) dagegen — mit den angeführten Worten. Sowohl die eine als die andere kann, theoretisch genommen, eine beliebige Zahl von alternierenden Segmenten haben; in der Praxis aber begegnen wir nur solchen einführenden „Verflechtungen", die wir am Beispiel der oben zitierten Stellen beobachten konnten. Wenn wir die Satzgefügen als einführende Sätze erörtern, finden wir auch Fälle, die gewissermassen eine Vereinigung von beiden „Verflechtungen" bilden, z.B.:

(9) *Postquam in conspectu venere*, „Provoco te" *inquit* „ad pugnam, Crispine" *Badius*; „conscendamus equos". — Liv. XXV 18,6.

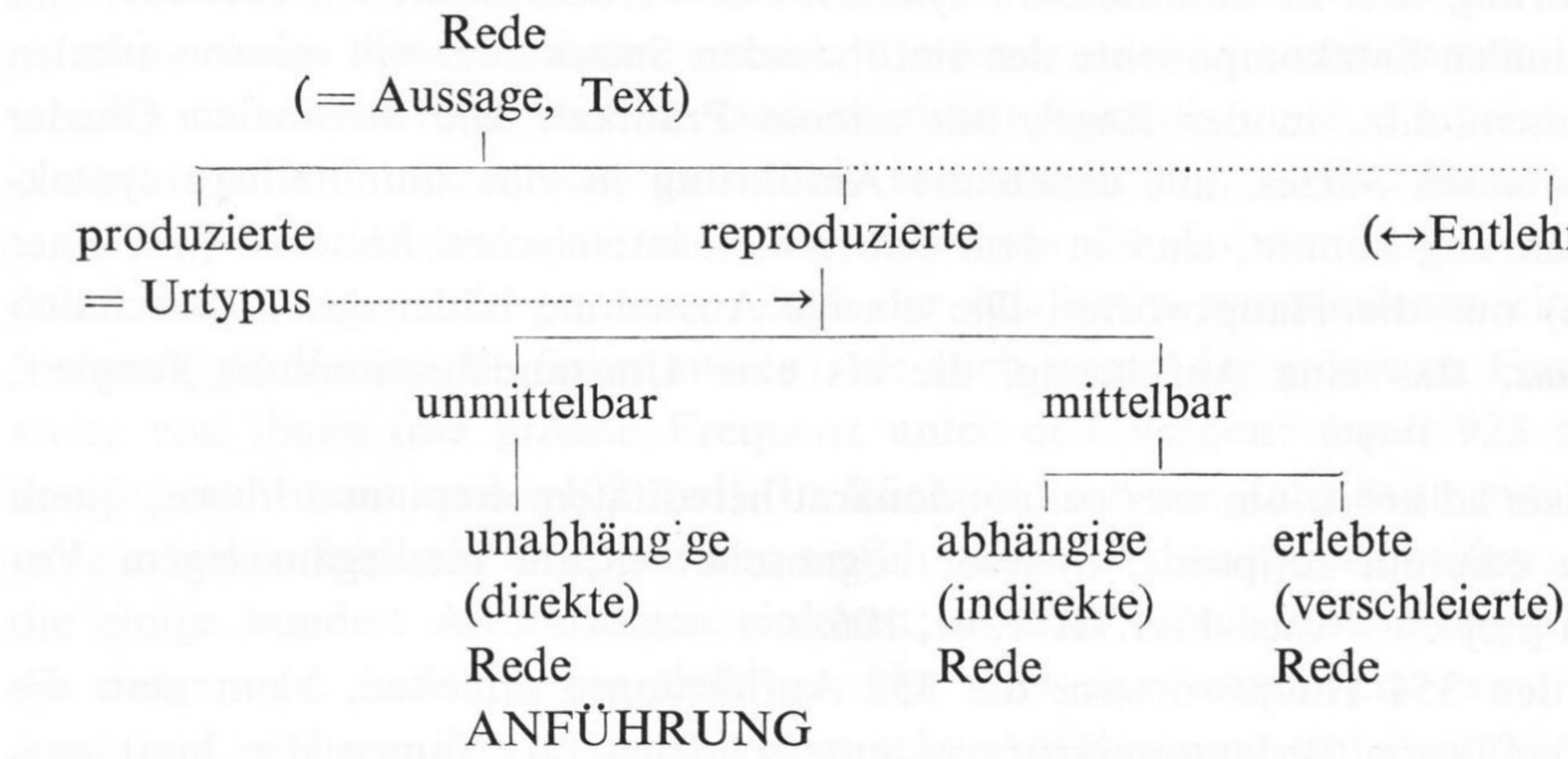
Falls die Funktion einer verflechtenden Einführung ein erweiterter Satz erfüllt, zerfällt er in Segmente immer so, dass sein Prädikat in der Form eines einführenden Verbs innerhalb der angeführten Aussage Platz nimmt; das übrige bleibt vor der direkten Rede. Es sind am meisten verschiedene adverbiale Bestimmungen, gewöhnlich in Gestalt von Partizipien oder Partizipialkonstruktionen, die die äussere oder (und) innere Situation, in welcher sich der Verfasser von den angeführten Worten befindet, bestimmen, wobei der Verfasser in dem gegebenen Satzsegment ausdrücklich genannt werden kann oder nicht. Dementsprechend enthält das Segment (oder nicht enthält) das mit einem Substantiv oder mit einem Pronomen ausgedrückte Subjekt, das auf den primären Absender der angeführten Aussage hinweist, z.B.:

(10) *Tum abducto in secretum viro* Tanaquil „Viden tu puerum hunc" *inquit* „quem tam humili cultu educamus? [...]". — Liv. I 39,3.

In diesem Falle stehen vor den angeführten Worten zwei adverbiale Bestimmungen der Zeit und ein Subjekt, das auf den primären Absender der Anführung hinweist.

Art der reproduzierten Rede) mit ihrem Urtypus (der die Klasse der produzierten Rede allein erfüllt und für alle Abarten der Redereproduktion nur den Ausgangspunkt bildet, ohne sich jedoch mit irgendwelcher von ihnen zu identifizieren) meiden. Eine ähnlich wichtige Unterscheidung, aber auf einer niedrigerer Klassifikationsebene, hat Górny gemacht, indem er eine binäre Teilung der Redereproduktion in die *unmittelbar* und *mittelbar* reproduzierte Rede einführte[71]. Der Redereproduktion stellt Górny die Entlehnung entgegen. Er definiert sie: „[...] wypowiedź [...] wykorzystana przez kogoś, kto nie jest jej autorem, i podana bez zmian lub po przekształceniu, jako wyraz jego własnych poglądów, przypuszczeń lub rozmyślań (np. Ale to, jak mówią, nim słońce wzejdzie, rosa oczy wyje)"[72].

Wir können diese zwei dichotomischen Teilungen — die von Heinermann und die von Górny — mit der traditionellen dreigliedrigen Teilung verbinden. Dann erhalten wir so ein Klassifikationsschema der Arten der reproduzierten Rede, das die Stellung der unabhängigen Rede unter den anderen, mit ihr verwandten sprachlichen Erscheinungen gut anzeigt:



Aus diesem Schema wählen wir zur eingehenden Besprechung im Latein (und unter dem geschichtlichen und theoretischen Gesichtswinkel haben wir es schon besprochen) nur ein Element: die unmittelbar reproduzierte, also die unabhängige (direkte) Rede, d.h. die Anführung. Die anderen Elemente dieses Schemas, nämlich die abhängige und die erlebte Rede, lassen wir ausser Acht. Wir treffen so eine Wahl deswegen, weil die unabhängige Rede, wie es uns die bisherigen Erwägungen gezeigt haben, lange Zeit ein mehr am Rande der syntaktischen Forschungen liegendes Problem blieb; die abhängige Rede dagegen und sogar die erlebte Rede

---

[71] Górny, *Składnia* ..., S. 294; derselbe, *Zestawienie* ..., S. 190 u. die Fussnote 27.

[72] Górny, *Składnia* ..., S. 292. Besonders häufig ist die Erscheinung in Ciceros Briefen *Ad Att.* z.B.: I 18, 1, wo es heisst: Metellus non homo, sed „litus atque aer et solitudo mera" (wahrscheinlich aus Accius).

trésors de Ptolémée et Callimaque des richesses d'Apollon à Delphes, richesses que lui avaient procurées des fourmis ailées, ayant la taille des chiens indiens. Hérodote parle aussi de telles fourmis (III 102). Les commentateurs de ces lignes expliquent qu'il s'agit de marmottes, très répandues au Tibet, mais absentes dans le sud de l'Inde. De là cette erreur fantastique[68].

La superstition se trouve aussi à l'origine de l'expression proverbiale: λύκον εἶδες (idylle XIV 22). Le caractère proverbial en est confirmé par Apost. X 89. L'expression se rattache à la crainte superstitieuse qu'inspire le loup. D'après Pline (VIII 34) on croyait en Italie que si l'homme était aperçu par le loup avant qu'il le voie, la peur lui faisait perdre la voix pour quelque temps. Ceci explique le sens du proverbe latin *lupus in fabula* que l'on emploie lorsqu'en société on voit tout à coup arriver une personne dont on vient de parler. Chez Théocrite le proverbe grec a été employé dans la situation que voici:

Eschine, amoureux malchanceux, parle d'un festin qu'il a organisé chez lui pour ses amis. Sa Cynisca bien-aimée était de la partie. Quand on s'est mis à boire du vin, chacun devait dire le nom de la personne à la santé de qui il buvait. Lorsque c'était le tour de Cynisca, elle resta muette, car elle n'aimait plus Eschine mais un autre qu'elle ne voulait pas nommer devant lui. Alors l'un des invités lui dit: οὐ φθεγξῇ; λύκον εἶδες; On disait cela lorsque quelqu'un se tenait coi soudain (par peur ou par surprise). Pour Cynisca cette expression avait un double sens car le nom de son amant était Lykos ce qui signifie: loup. Et, comme si c'était fait exprès, quelqu'un entonna à ce moment une chanson théssalienne, commençant par les mots: „τὸν ἐμὸν λύκον". Alors Cynisca s'est mise à pleurer, Eschine indigné la frappa et elle s'enfuit.

Ailleurs c'était une crainte superstitieuse devant un cheval ou un serpent. Praxinoé l'éprouvait depuis son enfance (idylle XV 58). Ces animaux étant dangereux, car le cheval rue et le serpent mord, la crainte de la femme pourrait paraître naturelle. Mais cette même Praxinoé terrorise son petit garçon en appelant un démon qu'elle nomme Mormo (v. 40) et elle ajoute les mots: δάκνει ἵππος. Veut-elle dire par là que Mormo ressemble à un cheval? Nous savons que ce personnage était la personnification de la terreur, du genre féminin. Quand à son étymologie le nom est en rapport avec le mot latin formido[69]. Il a peu de traits caractéristiques. Dans les scholia d'Aristide[70] il est nommé ὀνοσκελίς ce qui signifie sabot d'âne. Il y aurait donc là une explication de ἵππος de Théocrite. Le nom de Mormo, du reste, était employé pour faire peur aux enfants. Chez Aristophane, Paphlagon est appelé: μορμὼ τοῦ θράσους[71].

Il y a encore une autre expression qu'on pourrait rattacher au domaine de la

---

[68] Cf. Horowski, *o. c.* p. 29.
[69] Cf. H. Frisk, *Griechisches etymologisches Wörterbuch* s. v. μορμώ.
[70] Édition Dindorf, p. 42.
[71] Aristophane, *Les Chevaliers* 693.

geschah. Denn in vielen Dialekten und auf früheren Entwicklungsetappen mehrerer literarischen Sprachen erscheint die direkte Rede — d.h. die Reproduktion von fremden Aussagen ohne Transposition der Personen (Modi und Zeiten) — von einem unterordnenden Bindewort, das ausserdem für die indirekte Rede reserviert ist, begleitet (es handelt sich um dt. *dass*, poln. *że*, sanskr. *yad*, gr. ὅτι, lat. *quod*). Diesem Problem hat im Jahre 1929 J. Benigny[57] einen umfangreichen Artikel gewidmet. Die Sache selbst wurde aber viel früher bekannt. Wir haben gesehen, dass Arnauld und Lancelot sie schon im Jahre 1660 zur Kenntnis nahmen[58]. Dass sie oft in der griechischen Sprache vorkommt, bemerkte im Jahre 1847 J. N. Madvig[59]. Im Sanskrit, worauf R. Fick[60] hinweist, erscheint auch solche Anführungsweise. Benigny hat dieses Problem nur ausführlich erörtert und sehr viele Belege aus verschiedenen Dialekten und Sprachen gesammelt. Sie beweisen, wie die Erscheinung verbreitet ist. Die unterordnenden Bindewörter, die vor der direkten Rede stehen, sollten den Gedanken aufkommen lassen, dass sie trotz ihrer ganzen Unveränderlichkeit ihrer Quelle (d.h. der primären Aussage) gegenüber, durch das in der Sprachstruktur objektivierte und fixierte Bewusstsein vieler Sprachgemeinschaften als syntaktisch, wenn auch eigenartig, doch abhängig empfunden ist. Alle von mir erwähnten Bahnbrecher des Gedankens von der syntaktischen Abhängigkeit der direkten Rede sind zu dieser Feststellung jedoch auf einem anderen Wege gekommen — nämlich auf dem der vertieften Analyse der Sätze mit der direkten Rede wie sie heute in den Texten vorkommt, d.h. ohne die unterordnenden Bindewörter. Eine Ausnahme scheint hier J. Łoś zu sein, der bei solcher Analyse die Bemerkung macht, dass die von ihm aufgewiesene Abhängigkeit der direkten Rede in der altpolnischen Sprache bis auf das 16. Jh. einen formalen Exponenten in Gestalt eines unterordenden Bindewortes hatte[61].

Die Frage nach der Abhängigkeit der direkten Rede, nach ihrem Objektscharakter und nach ihren anderen syntaktischen Funktionen bildet nur einen Aspekt der ganzen syntaktischen Problematik dieser Konstruktion. Es gibt aber noch einen anderen: das Problem der unabhängigen Rede als einer syntaktischen Einheit.

---

[57] J. Benigny, *Zur einleitenden Konjunktion vor der direkten Rede*, Indogermanische Forschungen XLVII 1929 (1930), S. 105—123.

[58] Vgl. oben, S. 6 u. dazu Fussnote 37.

[59] J. N. Madvig, *Syntax der griechischen Sprache, besonders der attischen Sprachform*, Braunschweig 1847, S. 222.

[60] R. Fick, *Praktische Grammatik der Sanskrit-Sprache*[3], Wien 1913, S. 112.

[61] Łoś, *l. c.*: „Pozornie też tylko równorzędną z innymi zdaniami niezależnymi jest tak zwana mowa niezależna, np. Podkomorzy rzekł: Muszę ja wam służyć. Istotnie mowa „niezależna" jest przedmiotem (objektem) zdania poprzedniego. Tę funkcję tak wyraźnie postrzegano w języku staropolskim, że często mowę niezależną łączono ze zdaniem poprzedniem z pomocą spójników, używanych w zdaniach przedmiotowych np. w kazaniach Gnieźnieńskich: Św. Jan jest mu on tako był odpowiedział, iże *ty niejedną stroną nie możesz tuta być ze mną*. (Alle Hervorhebungen von mir.) Ein griechisch-lateinisches Beispiel für die Erscheinung liefert J 1, 20: καὶ ὡμολόγησεν ὅτι ἐγὼ οὐκ εἰμὶ ὁ Χριστός·, et confessus est, quia: „non sum ego Christus".

Es kommt nicht selten vor, dass der die direkte Rede in den Rahmentext einleitende Satz überhaupt nicht erscheint. Solchen Fall dürfte man mit dem Namen der Nulleinführung bezeichnen. Sie ist absolut, wenn der einleitende Satz nicht nur ganz fehlt, sondern auch gar nicht auftreten kann; es geschieht so, wenn in einem gegebenen Falle die direkte Rede die Funktion des Subjekts eines Satzes aus dem Rahmentexte erfüllt; sie ist relativ, wenn der einleitende Satz zwar fehlt aber aus dem Kontext ziemlich leicht zu ergänzen ist. Die erste Möglichkeit zeigt das Beispiel, das weiter[75] bei der Erörterung der Anführungen als Subjekte zitiert wird, die zweite — das folgende Beispiel:

(11) Omitto clientes, vicinos, tribules, exercitum totum Luculli, qui ad triumphum per eos dies venerant; hoc dico, frequentiam in isto officio gratuitam non modo dignitati nullius umquam, sed ne voluntati quidem defuisse. „At sectabantur multi". Doce mercede; concedam esse crimen. Hoc quidem remoto quid reprehendis? — Cic. *Mur.* 33,69-70.

Noch häufiger als die Nulleinführungen kommen die elliptischen Einführungen vor. Ich nenne so diese Fälle, in denen entweder ein nominaler oder ein verbaler Teil des einführenden Satzes reduziert ist; man könnte ihn aber ganz leicht aus dem Kontext ergänzen. Je nach dem, ob ein einführendes Substantiv oder ein einführendes Verb ausgeschaltet wird, kann man von den substantivischen oder verbalen elliptischen Einführungen sprechen und die Funktion der Anführung entweder als vermutlich die des Attributs oder als vermutlich die des Objekts, oder, zum Schluss, als vermutlich die der adverbialen Bestimmung interpretieren.

Gerade das Gegenteil davon bilden die pleonastischen Einführungen, die nicht nur ein Substantiv oder ein Verb bildet, sondern auch ein innerhalb der angeführten Aussage zugefügtes *inquit* oder *ait*, z.B.:

(12) Qui mihi [...] dixit olim Nonis illis Decembribus [...]: „Μὴ μάν" inquit ille „ἀσπουδί γε καὶ ἀκλειῶς ἀπολοίμην [...]". — Cic. *Ad Att.* X 1.

Streng genommen, sind *inquit* und *ait* in solchen Fällen gar keine Einführungen und nicht von ihnen ist die Anführung syntaktisch abhängig, sondern sie erfüllen andere Funktionen und insoweit sind sie nicht unnötig und überflüssig. Gründe dafür, dass sie überhaupt verwendet werden, liegen jedoch irgendwoanders, nicht aber in dem Bereiche des Bedürfnisses die direkte Rede einzuführen. Ihre Grundfunktion ist hier die Funktion, die ich nach R. Jakobson[76] fatische Funktion nennen möchte, denn sie haben als Aufgabe nachdrücklich zu betonen, dass es sich um ein Sprechakt handelt oder an den Umstand zu erinnern, dass das von jemandem früher begonnene und bereits signalisierte Sprechen noch dauert. Die fatische Funktion von *inquit* und *ait* kommt besonders deutlich zum Vorschein, wenn die direkte Rede durch eine Ellipse angekündigt, *inquit* oder *ait* dann weit in die (längere in solchen Fällen) angeführte Aussage verschoben ist[77]. Es kommt vor, dass

---

[75] Vgl. weiter, S. 25.

[76] Vgl. R. Jakobson, *Essais de linguistique générale*, Paris 1963, S. 217, 220.

[77] Vgl. Liv. XXIII 12, 8–16.

ungeachtet in dem sie einführenden Satze immer die Funktion eines seiner nominalen Glieder erfüllt, sprengt sie doch durch ihren Bestand aus vielen Sätzen seinen Rahmen und orientiert die Untersuchungen in der Richtung nach dem ganzen Texte. Infolgedessen wird man die Anschauungen über die Grenzen der Syntax revidieren und sie eventuell ausbreiten müssen, so dass sie auch gewisse grössere als der Satz syntaktische Einheiten umfassen könnten, oder es wird nötig sein, diese Untersuchungen in eine neue, heute aber noch nicht bestehende, obwohl schon von vielen erforderte, Disziplin unter dem Namen Textkonstitution- oder Textstruktur- oder Textbauwissenschaft zu übertragen[87]. Dort würden sie einen der vielen Aspekten der Anführungsforschungen bilden, so wie die Anführung selbst einen der vielen Aspekten der Textbauforschungen. In dem Rahmen der Syntax (wenn auch tatsächlich erweitertem) gelassen, werden sie, alles sein, wie es scheint, was man über die unabhängige (direkte) Rede, anders: Anführung, aus dem sprachwisenschaftlichen Standpunkt sagen kann.

Lublin

---

[87] Vgl. Górny, *Zestawienie* ..., S. 191; derselbe, *Składnia* ..., S. 285; derselbe, *Text Structure against the Background of the Language Structure*, [in:] *Poetics*, Warszawa 1961, S. 25—37; L. Doležel, *O stylu moderní české prózy. Vystavba textu*, Praha 1960; V. Skalička, *Promluva jako lingvisticky pojem*, Slovo a Slovesnost, 1937, S. 163—166.

całego Lukrecjusza tak żywo interesowała miłośników piśmiennictwa antycznego czy też piśmiennictwa powszechnego.

Listę publikowanych prób tłumaczenia Lukrecjusza na język polski kontynuuje zatem, po Krasickim, dopiero anonimowo ogłoszony w Wilnie w roku 1819 przekład wstępu do pierwszej księgi (w. 1-101)[13] pióra polonisty wileńskiego Leona Borowskiego (1784-1846), przedrukowany niebawem w jego *Uwagach nad poezją i wymową*[14], gdzie Borowski dał również przekład wierszy 925-987 z księgi V Lukrecjusza. Przekłady te, wykonane trzynastozgłoskowcem rymowanym, są właściwie parafrazą, w urywku z księgi V częściowo skróconą, swobodną, ale dobrze chwytającą myśl oryginału, w stylu i słownictwie nadającą sobie charakter poezji rodzimej. Warto zwrócić uwagę, jak tłumacz wyraz *religio* oddaje przez „ślepotę".

Ale w tomie II Dziennika Wileńskiego z roku 1820, a więc na pewno jeszcze przed ogłoszeniem *Uwag nad poezją i wymową* w osobnym wydaniu, opublikowano anonimowo jeszcze jeden, i to spory urywek z księgi I Lukrecjusza (w. 116-418)[15], którego tłumaczem jest chyba również Borowski. I to tłumaczenie wykonane w trzynastozgłoskowcach rymowanych jest parafrazą, ale czytelną i zrozumiałą, i dobrze oddającą zasadniczy bieg myśli oryginału[16].

Nie przypuszczał może Krasicki, że swą uwagą o braku polskiego przekładu Lukrecjusza — wspomniane jego pisma z zakresu poetyki i historii poezji wyszły w wydaniu Dmochowskiego z lat 1803-1804 — pobudzi wielu tłumaczy do próbowania swych sił na tym poecie. W tymże roku 1820 ujawnił się jako taki wycho-

---

[13] Tygodnik Wileński, t. VII, nr 130—141, Wilno 1819, s. 121—126. Przypisy oznaczono tu znakiem (R), co oznacza zapewne Redakcję. W przypisie pierwszym, s. 123, czytamy: „Pomimo jednakże tylu nieobojętnych zalet — utworu Lukrecjusza — trudność przedmiotu i staroświecka barwa mowy rzymskiej ... zrozumienie i wytłumaczenie jego w wielu miejscach ciężko pokonać się mogącymi otoczyły trudnościami, którym, jak mniemam, przypisać należy, iż dotąd przekładu tego interesującego poety nie mamy w języku polskim, tak zdatnym do malowania piękności klasycznych zalecających poema o przyrodzeniu rzeczy". Przypis ten wyraźnie koryguje sąd Krasickiego, który uważał, że pióro polskie nie jęło się tłumaczenia Lukrecjusza z powodu „niegodziwego zamiaru poety", polegającego na „uwłaczaniu najwyższej Istności, jakoby żadnej pieczy o świecie nie miała", por. przypis 2.

[14] [L. Borowski], *Uwagi nad poezyą i wymową*, w Wilnie 1820, s. 57—64. Poszczególne części tej pracy drukowano również w Dzienniku Wileńskim 1820, ale bez dodatku urywków z Lukrecjusza.

[15] Z drobnymi skrótami na granicy wierszy 180—184, 190—192, 195—199.

[16] Dziennik Wileński, t. I (styczeń—kwiecień) 1820, publikuje na s. 318 bezimienny przekład „*z Woltera, Naśladowanie początku pierwszey xięgi Lukrecyusza. O przyrodzeniu rzeczy*". Jest to trzydzieści ośmiozgłoskowców rymowanych, stanowiących hymn na cześć Matki-Natury. Tłumaczenie Lukrecjusza I 116—148 daje t. II (maj—sierpień) na s. 469—476 pt. „*Z Lukrecyusza xięgi pierwszey, o przyrodzeniu rzeczy*", po krótkiej informacji o treści poprzednich wierszy tejże księgi. Anonimowość tłumaczenia potwierdza wykaz autorów za rok 1820 w t. III, s. 499, pod „Poezye bezimienne".

sich das pleonastische, fatische *inquit* häufiger wiederholt[78]. Wenigstens aus zwei Gliedern bestehen auch diese einführenden Konstruktionen, die es wohl am besten wäre als einen Sonderfall von pleonastischen Einführungen zu betrachten und mit Hilfe eines speziellen Namens als reduplizierte Einführungen zu unterscheiden. Wir haben mit ihnen dann zu tun, wenn sich dasselbe Verb in der Einführungsfunktion mehrmals wiederholt, z.B.: *inquit* — *inquit* — (*inquit*).

Die mit Hilfe verschiedener Einführungen in den im Bezug auf sie übergeordneten und zugleich einen Hintergrund für sie bildenden Rahmentext eingeschalteten Anführungen funktionieren in den sie einführenden Sätzen am meisten als die durch ein selbständiges (obwohl sonst eigenartiges) Wort ausgedrückten Komponenten. Es kommt aber manchmal vor, dass die Anführung nicht unmittelbar als ein selbständiges Wort, sondern als ein Glied einer syntaktischen Konstruktion (einer präpositionalen Wendung oder einer Vergleichung) einen Bestandteil des einführenden Satzes bildet. Die Wirkung der Einführung erstreckt sich dann auf das Ganze, das aus der Präposition und den angeführten Worten besteht, z.B.:

(13) [...] neque sapienti *usque ad* „plaudite" veniendum est. — Cic. *Cato* 19,70.

Dasselbe gilt für die Vergleichungen mit der direkten Rede als einer ihrer Komponente, z.B.:

(14) Illud enim est *tamquam* „utinam ne in nemore Pelio —". — Cic. *Top.* 16,61.

Typisch lateinische, der polnischen Sprache aber völlig fremde, syntaktische Strukturen, deren Bestandteil auch die Anführung sein kann, und die im Unterschied zu den präpositionalen Wendungen und den Vergleichungen mit der direkten Rede einen absoluten Charakter in dem Sinne haben, dass ihr syntaktischer Bau von keinem übergeordnetem Glied bestimmt ist, bilden: der *ablativus absolutus*:

(15) Illo enim *addito* „iuste" fit recte factum [...]. — Cic. *Fin.* III 18,59;

und der *accusativus cum infinitivo* als Subjekt:

(16) Ei quidem qui pro uno laborarit, qui id ipsum non optinuerit, *dici* „quo usque?" irridentis magis est quam reprendentis. — Cic. *Planc.* 31,75.

Die oben[79] erwähnte Möglichkeit, dass die Anführung auch ausserhalb des Satzes, als Ausruf, erscheinen kann, belegt bei den lateinischen Prosaikern der klassischen Periode nur eine einzige Stelle:

(17) O illud verum „ἔρδοι τις". — Cic. *Ad Att.* V 10,3.

Da die Anführungen durch den Sprachmechanismus als Substantiva behandelt werden, können sie in einem Satze alle diese Funktionen erfüllen, die auch jedes andere Substantiv erfüllen kann, nämlich die Funktion des Subjekts, des Prädikatsnomens, der Apposition, des Objekts und der adverbialen Bestimmung.

---

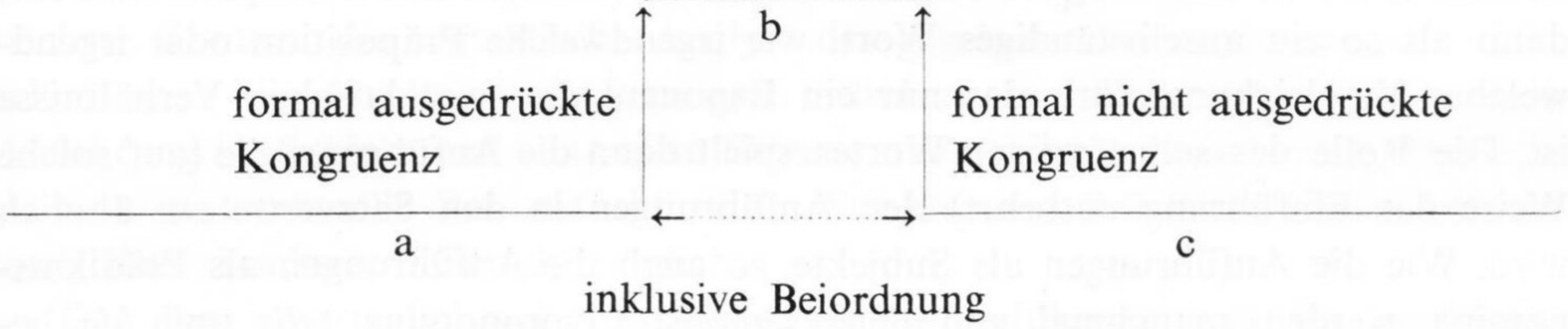
[78] Vgl. Cic. *Mil.* 34, 93—94.

[79] Vgl. oben, S. 20.

rung mit dem Demonstrativpronomen hebt ihn nur noch hervor, aber nicht beseitigt, z.B.:

(27) Quare gravis est illa (a) oratio (b): „Me saucium recreavit, me praeda donavit (c) [...]". — Cic. *Mur.* 18,38.

Die hier in Bezug auf die Anführung vorkommenden syntaktischen Verhältnisse können graphisch wie folgt dargestellt werden:



Es ist charakteristisch, dass die Demonstrativpronomina sehr oft auch als bestimmende Glieder der potentiellen einführenden Substantive auftreten, d.h. auch dort erscheinen, wo es eine Substantivellipse gibt, z.B.:

(28) Caedebatur virgis in medio foro Messanae civis Romanus, iudices, cum interea nullus gemitus, nulla vox alia illius miseri inter dolorem crepitumque plagarum audiebatur nisi *haec* [vox]: „civis Romanus sum". — Cic. *Verr.* II 5,62,162.

In solchen Fällen ist das Demonstrativpronomen (da es sehr stark das elidierte Glied konotiert) ein weiterer (neben dem nötigen einführenden Substantiv, das im breiteren Kontext doch vorkommt) Beweis dafür, dass man solche Stellen als elliptische (und das gerade mit der Ellipse eines Substantivs) interpretieren darf.

Die Anführungen als Satzobjekte — im erforschten Material überwiegend mit vollen verbalen Einführungen und manchmal mit elliptischen verbalen Einführungen, niemals dagegen mit Adjektiven, die eine der verbalen ähnliche Rektion hätten, verbunden — bilden den am meisten vorkommenden syntaktischen Typus der direkten Rede. In allen Fällen handelt es sich dabei um die Akkusativobjekte, die grösstenteils von den allgemeinen Zeitwörtern des Sprechens abhängen, besonders von *inquit*, das, wie bekannt, immer innerhalb der angeführten Aussage vorkommt[82], und von *dicere*, das seinerseits in dieser Position nie erscheint. Die Anführungen als Satzobjekte — ähnlich wie ihre bis jetzt besprochenen anderen syntaktischen Abarten — können von einem Demonstrativpronomen, das syntaktisch als Adjektivattribut mit der angeführten Aussage vereinigt ist, begleitet werden.

(29) Cum *hoc* „respicite" ornandae orationis causa saepe dixisset, respexit ipse. — Cic. *Cluent.* 21,58.

Für Anführung mit der Funktion der adverbialen Bestimmung könnte man im äussersten Falle jede von einem Verb abhängige direkte Rede halten, weil infolge

---

[82] Vgl. Kühner, *o. c.* S. 532—533.

ihrer Beugungsunfähigkeit ihr Kasus unsichtbar ist und in Bezug auf sie die Frage: wie? auf welche Weise? immer möglich ist. Tatsächlich betrachte ich jedoch als adverbiale Bestimmungen ausschliesslich diese von einem Verb abhängigen Anführungen, derer Einführungen noch einigen weiteren Bedingungen entsprechen. Es sind ohne Zweifel adverbiale Bestimmungen diese Anführungen, die von einem verbalen Satzglied, das transitiv oder intransitiv gebraucht ist, abhängen, z.B.:

(30) Vertes te ad alteram scholam; *dissereres* de triumpho: „Quid tandem habet iste currus? [...]". — Cic. *Pis.* 25,60-61.

Die Funktion der adverbialen Bestimmung erfüllt die Anführung auch dann, wenn sie von einem zwar transitiven verbalen Satzglied eingeführt wird, das aber: 1. schon ein Sachobjekt bei sich hat, z.B.:

(31) Quid? cum virginis *fidem* implorat: „Fer mi auxilium, pestem abige a me [...]", num dubitas, quin sibi haec videre rideantur? — Cic. *Ac.* II 28,89.

2. ein Sachobjekt gar nicht zu sich zulässt, z.B.:

(32) His simul inflatus exacerbatusque iam per se accensos incitabat plebis animos: „Quousque tandem ignorabitis vires vestras [...]". — Liv. VI 18,5.

Die Wendung „plebis animos" ist hier metonimisch, als *pars pro toto*, statt des Personalobjekts, gebraucht worden; 3. das Adverb *sic* oder *ita* bei ihm steht, z.B.:

(33) Ac statim *sic* rex incipit: „Numquam ego ratus sum fore uti [...]". — Sall. *Iug.* 109,4-110,1.

4. von einem Satz, nämlich von einem adverbialen Nebensatz der Art und Weise, begleitet ist, z.B.:

(34) Rex cetera, *ut orsus erat*, peragit: „quod bonum, faustum, felixque sit populo Romano [...]. — Liv. I 28,7.

Die Beispiele (33) und (34) bilden eine Parallele zu den Substantiveinführungen mit den Demonstrativpronomina oder mit den Attributsätzen bei sich[83]. Wie dort die Anführung ein zweites Attribut eines einführenden Substantivs war, die die Funktion des ersten (durch das Demonstrativpronomen oder durch den Attributsatz ausgedrückten) Attributs präzisiert, so ist die Anführung hier eine zweite adverbiale Bestimmung, die die semantische Funktion der ersten (durch das Demonstrativadverb *sic* oder *ita* oder durch einen adverbialen Nebensatz der Art und Weise ausgedrückten) adverbialen Bestimmung präzisiert. Einführungen der direkten Rede mit der Funktion der adverbialen Bestimmung sind dieselben transitiven Verben, die die Rolle der Einführungen bei den angeführten Worten als Satzobjekten spielen, wie auch eine geringe Zahl der intransitiven Verben. Alle Anführungen als Umstandsbestimmungen sind Umstandsbestimmungen der Art und Weise.

In den meisten Fällen bilden die angeführten Aussagen ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Es kommt aber manchmal vor, dass der sekundäre Absender dieser Aussa-

---

[83] Vgl. oben, S. 17—18.

Einzige Anführungen, die ohne jede Einführung erscheinen, sind die Anführungen als Subjekte, z.B.:

(18) Iam hoc „caede concide!" nonne vobis verba domo patroni depromere videtur ad omne genus nequitiae accomodata? Cic. *Verr.* II 3,66,155.

Wenn in einem Satze die Anführung Subjekt ist, dann kann sie von einem Prädikat in einer der Formen, die auch sonst auftreten, begleitet werden. Falls die Anführungen in den Satzvertretern vorkommen, haben sie keine Prädikate bei sich. Der nächste Kontext, die semantische Analyse des gegebenen Satzvertreters und nicht selten auch die Strukturentsprechungen zwischen den Satzvertretern mit einer Anführung als Subjekt und den vollen Sätzen mit Anführung in derselben Funktion machen die eventuelle Rekonstruktion der Struktur der Prädikate und manchmal auch ihrer konkreten Gestalt möglich.

Das eben zitierte Beispiel (18) zeigt, dass die Anführung auch ein erweitertes Subjekt sein kann. Im erwähnten Falle geschieht das dank des Attributs, das durch ein Demonstrativpronomen ausgedrückt ist. Es ist aber hier ebenfalls ein Possessivpronomen möglich, z.B.:

(19) Nam in Caelio sane etiam ad causam utile fuit *tuum* illud [...] „sentin senem esse tactum triginta minis?" — Cic. *De orat.* II 64,257;

oder es kann noch eine andere Art von Beifügung erscheinen, z.B.:

(20) Lapides mehercule omnes flere ac lamentari coegisses, ut *totum* illud „uti lingua nuncupassit [...]" in magistri carmine scriptum videretur. — Cic. *De orat.* I 57,245.

Es können in einem einfachen Satze zwei genetisch verschiedene Anführungen als Subjekte vorkommen. Sie bilden dann zwei gleichwertige Satzgegenstände, die eine syntaktische Reihe darstellen, z.B.:

(21) Isdem ineptiis fucata sunt illa omnia „quando te in iure conspicio" et haec „anne tu dicas qua ex causa vindicaveris?" — Cic. *Mur.* 12,16.

Es gibt in dem erforschten Material Stellen, wo die Anführung als Subjekt mit ihren bestimmenden Gliedern einen ganzen Satzvertreter bildet:

(22) Quid est in iudicio? Derectum, asperum, simplex „si paret HS DCC dari —". — Cic. *Q. Rosc.* 4,11.

Wie die Anführungen als Subjekte, so auch die Anführungen als Prädikatsnomina treten entweder in den Sätzen, z.B.:

(23) Illud extremum est „ope omnium rerum". — Cic. *Ad Att.* IX 9,3;

oder in den Satzvertretern auf, z.B.:

(24) Extremum [est] „est igitur divinatio". — Cic. *Div.* II 51,106.

Die Behauptung ist richtig, wenn man, wie es Z. Klemensiewicz[80] tut, zu den Sätzen ausschliesslich diese Benachrichtigungseinheiten zählt, die ein *verbum finitum* in sich einschliessen. Wenn man aber, J. Safarewicz folgend[81], hier eine Ausnahme

---

[80] Vgl. Klemensiewicz, *o. c.* S. 7.

[81] Vgl. J. Safarewicz, *Gramatyka historyczna języka łacińskiego*, I. 2: *Składnia*, Warszawa 1950, S. 114—115.

gen (der zugleich primärer Absender des Rahmentextes ist) in sie eine Bemerkung von sich selbst einschaltet. Sie erscheint dann als ein parenthetischer Satz. Man kann solche Anführungen, um sie von den anderen zu unterscheiden, Anführungen mit Parenthese nennen. Zu den Anführungen mit Parenthese, wie sie hier gemeint ist, gehören aber nicht die Anführungen, in denen der parenthetische Satz von dem primären Absender stammt und die dadurch Abspiegelung einer bestimmten Konstruktion der primären Aussage sind. Es ist also Anführung mit Parenthese:

(35) „Quando ergo" inquit „ita permittitis, postulo, ut mihi Dicearchum civem vestrum et Menestem Epirotam" — *Naupactum is cum praesidio ingressus ad defectionem compulerat* — et Amynandrum cum principibus Athamanum, quorum consilio ab nobis defecistis, sine mora dedatis". — Liv. XXXVI 28,3;

nicht aber:

(36) Cum eius clementiam Corfiniensem illam per litteras collaudavissem, rescripsit hoc exemplo: „Caesar imp. Ciceroni imp. sal. dic. Recte auguraris de me (*bene enim tibi cognitus sum*) nihil a me abesse longius crudelitate". — Cic. *Ad Att.* IX 16,1-2.

Es können mehrere Parenthesen in einer Anführung auftreten[84].

Wenn wir durch die Anführung nicht Wiedergabe einer primären Aussage, sondern Ergebnis eines einmaligen Anführungsverfahrens verstehen, dann sind wir gezwungen, zwei folgende Haupttypen von Anführungen zu unterscheiden: einfache und reihenartige. Am meisten kommen die einfachen vor. Die wenigen reihenartigen Typen weisen zwei Abarten auf. Denn in der syntaktischen Reihe, die manchmal als Ergebnis eines Anführungsverfahrens entsteht, können zwei genetisch verschiedene Aussagen oder zwei getrennt genommene Teile genetisch einer und derselben Aussage im Verhältnis: 1. der Verknüpfung (mit oder ohne Präposition), z.B.:

(37) Decurrit inde, quanto maxime poterat cum tumultu, „ad arma!" *et* „pro vestram fidem, cives" clamitans „arx ab hostibus capta est; defendite". — Liv. II 24,9;

oder: 2. der Disjunktion, z.B.:

(38) Scis solere frater in huius modi sermone, ut transiri alio possit, dici „admodum" *aut* „prorsus ita est". Cic. *Leg.* III 11,26.

oder: 3. der Gegenüberstellung, z.B.:

(39) Itaque non est scriptum „si insanus", *sed* „si furiosus escit". — Cic. *Tusc.* III 5,11;

zueinander stehen.

In Anbetracht der Anwesenheit oder Abwesenheit der Anführungen in den Texten kann man sie in zwei Abarten teilen: 1. einfache Texte (ohne jede Anführung); 2. zusammengesetzte Texte (wenigstens mit einer Anführung). Unter den

---

[84] Vgl. Cic. *Div.* II 50, 103.

Eos LXI 1973

LUKRECJUSZ W PRZEKŁADACH POLSKICH

Napisał

MIECZYSŁAW BROŻEK

I

Czytanie utworu Lukrecjusza *De rerum natura* da się śledzić w Polsce na pewno od XVI wieku[1]. Natomiast przekładanie tego poematu na język polski zaczęło się późno. Zwrócił na to uwagę w drugiej połowie XVIII wieku Ignacy Krasicki (1735-1801) pisząc w swej pracy *O rymotwórstwie i rymotwórcach*[2], że: „poczciwe ojców naszych pióro nie jęło się tego tłumaczenia i prawie sam tylko Lukrecjusz ze wszystkich pisarzów łacińskich w naszym języku nie zyskał przekładacza", i sam w pracy *O rymotwórcach łacińskich*[3] dał przykład takiego tłumaczenia w rymowanym przekładzie pierwszych kilku wierszy poematu[4]. Jest to zatem, jak się zdaje, najdawniejsza u nas próbka tłumaczenia Lukrecjusza. Ale tylko próbka.

Natomiast w tym samym czasie dojrzał w Lukrecjuszu poetę wartego spolszczenia pierwszy tłumacz całego jego utworu, „szlachcic, człowiek bardzo uczony, który za pługiem chodził", niejaki Józef Kopczyński[5]. Biblioteka Narodowa w War-

---

[1] Piszemy o tym w artykule o wczesnej recepcji Lukrecjusza w Polsce, Eos LXI 1973, s. 77-90.

[2] I. Krasicki, *Dzieła*, wyd. F. Dmochowski, t. III, Warszawa 1803, s. 24.

[3] *O. c.*, s. 169, po krótkim wstępie o Lukrecjuszu, którego „dzieło, z rzeczy bezbożne, wdziękiem i żywością wyrazów zyskało sławę ...". W słowach tych odzywa się od dawna podkreślana dwuwartościowość poematu Lukrecjusza, filozoficzna i poetycka, z których poetycka często służyła za motywację rozpowszechniania poematu, którego treści uznawać obawiano się ze względów religijnych.

[4] Zwrócić warto uwagę na pominięcie imienia Wenus w tłumaczeniu Krasickiego: „Matko Eneadczyków, ludziom, bogom wdzięczna, tobie okrąg słoneczny i droga miesięczna, i planetów niezmyślne obroty się śmieją", itd. Imię to pomijali w swych tłumaczeniach również niektórzy dalsi tłumacze, aby czytelnika nie niepokoić pytaniem, co ma do szukania Wenus u Epikura-Lukrecjusza, nad czym swego czasu głowili się nawet uczeni.

[5] Dat jego życia nie znamy. Nie notują go encyklopedie i słowniki biograficzne. Kierownik Działu Zbiorów Specjalnych BN w Warszawie, mgr Bogumił Kupść, zwrócił mi uwagę i na ten przekład Kopczyńskiego (BN rkps 9899), i na rękopis Biblioteki Ossolineum, sygn. 9887, zawierający *Dzieła rymotwórcze* Chrystiana Ewalda Kleista (zm. 1759) tłum. Józefa Kopczyńskiego, niewątpliwie identycznego z tłumaczem Lukrecjusza. Oba te rękopisy pochodzą z Biblioteki Dzieduszyckich Poturzyckiej, przy czym rękopis Ossolineum określono na wiek XVIII. Również ogólny wygląd rękopisu BN 9899, a zwłaszcza jego pismo, jak mi pisze mgr Kupść, pozwala datować jego powstanie na wiek XVIII.

to poszerzany, to skracany, ale częściej poszerzany, niewolny od niejasności i nieporozumień. Zresztą czyta się dobrze i widać, że tłumacz z sercem polszczył swego poetę łacińskiego, choć do poziomów *sublimis Lucretii* ani się wznieść nie potrafił, ani na nich bez niezamierzonych zapaści utrzymać[11].

Mimo dużych nadziei tłumacza przekład jego pozostał nieznany. Pozostał w rękopisie, którego nikt nie wspomniał[12], choć w XIX wieku sprawa przekładu

[11] Dla zilustrowania Kopczyńskiego jako tłumacza wystarcza przytoczyć kilkanaście dowolnie wybranych wierszy, których zalety i usterki łatwo wystąpią przy porównaniu z oryginałem. Poniższe dwa wyjątki podajemy w pisowni dzisiejszej, chyba że rytm każe nam zatrzymać coś z pisowni tłumacza:

Lukr. I 80 i n. (= Kopcz. 123 i n.):

Tego się tylko lękam, abyś napojony
Tymi wiadomościami nie był obwiniony
O zbrodnie niedowiarstwa lub występstw zasady,
Choć religija mnoży największe szkarady.
Następny przykład o tym przekonać nas może
Przez sprzymierzonych wodzów greckich, w swym wyborze
Najsławniejszych, tyrańskiej w Aulidzie ofiary
Złożonej na ołtarzu za pobożne dary
Z wyroczni przeznaczenia trzydrożnej bogini
Przesądem religijnym z krwi Ifigenii:
Do świątyni przybyła panna z trefionymi
Włosami i koroną sutą ozdobnymi
Podług mody weselnej(!); twarzy jej jagody,
Podobne do krwi z mlekiem(!) zmieszanej, urody
Cudność okazywały. Z daleka poznała
Smutnego przed ołtarzem ojca, przeczuwała
Oraz swoje nieszczęście, widząc jak kapłani
Do ofiarniczej rzezi wspaniale ubrani(!)
Ukrywali przed tymże(!) żelazo okrutne
I jak patrzący na nią lud ronił łzy smutne.
Głuchą bojaźnią tknięta padła na kolana
Rzewnie prosząc, by jej śmierć nie była zadana(!).

Lukr. III 87 i n. (= Kopcz. 125 i n.):

Jako dzieci w ciemnościach boją się straszydeł,
Tak my w dzień się lękamy różnych malowideł(!).
Na cień i szelest wstrząsa się mała hołota,
Nas miesza także suknia pańska i blask złota(!!).
Równe więc z nimi mamy do strachu powody,
Których i słońca promienie, ni jasne pogody
Nie zdołają rozpędzić, jako marzeń ciemnych(?),
Nierozsądnych urojeń i wzdrygań nikczemnych(!),
Same tylko natury gruntowne poznanie ...

[12] Podobnie nieznany pozostał Kopczyński jako tłumacz Chr. Ew. Kleista; por. np.: *Wiosna*, poema E. C. Kleysta ... przełożone wierszem polskim raz przez Jana Stoczkiewicza, powtórnie przez Jana Zawadzkiego, we Lwowie 1822 (przekład Stoczkiewicza po raz pierwszy drukowany był w r. 1802); por. przypis 5.

erforschten lateinischen Prosatexten der klassischen Periode finden sich 6 einfache Texte. Es sind folgende Ciceros Reden: *De imperio Cn. Pompei*, *In Catilinam oratio II*, *In Catilinam oratio IV*, *Post reditum in senatu*, *Post reditum ad Quirites*, *In Vatinium*. Die übrigen Ciceros Reden und Werke, als auch die Werke der übrigen Prosaschriftsteller jener Epoche, sind zusammengesetzte Texte. Die absolute wie die relative Zahl der Anführungen in den einzelnen Texten[85] ist sehr verschieden. Die absolute Zahl der Anführungen schwankt von einigen bis über zweihundert; z.B. Ciceros *Brutus* enthält nur 3 Anführungen; *Pro Archia* 4, *De oratore* aber und *De inventione* ungefähr 200; *Epistulae ad Atticum* enthalten sie noch mehr, denn über 200. Man beachtet auch sehr unregelmässige Repartition der Anführungen in einem und demselben Text. Ein auffallendes Beispiel dafür ist Ciceros Werk *De legibus*, wo sich die meisten Anführungen erst im 3. Buche verdichten.

Für die Wissenschaft von der Textkonstitution (egal, ob sie einen Teil der erweiterten Syntax oder eine separate Disziplin mit syntaktischer Färbung bilden wird) ist ebenso wie die Zahl und Repartition der Anführungen auch ihre Ebene oder, anders gesagt, ihre Stufe wichtig. Der Begriff der Anführungsstufe ist damit verbunden, dass Anführungen in Anführungen erscheinen können. Die Anführung, die in einem nicht angeführten Texte vorkommt, ist Anführung erster Stufe; die Anführung, die in einem schon angeführten Texte erscheint, ist Anführung zweiter Stufe usw. — theoretisch kann es so ins Unendliche gehen. In der Praxis aber bègegnet man den Anführungen höchstens zweiter oder dritter Stufe. Das von mir erforschte Material zeigt die Anführungen erster Stufe 3073 mal, die Anführungen zweiter Stufe 75 mal und die Anführungen dritter Stufe nur einmal auf.

In Anbetracht des Ursprungs und der breit aufgefassten literarischen Gattung sind die angeführten Texte so verschieden, wie verschieden die sprechenden Subjekte und die Bereiche der Wirklichkeit, die dem Prozess der Verbalisation oder Para--verbalisation sich fügen, sind. Für den Prozess der Para-verbalisation darf man wohl die Erscheinung der Nachahmung der unartikulierten Laute halten, den man in der Natur begegnet, mit Hilfe der artikulierten Laute der menschlichen Rede, ohne ihnen doch eine Wortstruktur zu geben. Wenn sie in einer Aussage gebraucht werden, verhalten sie sich als Prädikate, d.h. als eigenartige Sätze[86].

Die hier vorgeschlagenen syntaktischen Untersuchungen der Anführung, wenn sie auch mit Hilfe eines begrifflichen und terminologischen Apparats, der bis jetzt in der Syntax gebraucht wird, angestellt werden, treten doch gewissermassen aus ihrem traditionellen Rahmen, der von dem Satze als von der höchsten Einheit der syntaktischen Forschungen bestimmt ist, heraus. Denn die unabhängige Rede ist sehr oft eine Aussage, die aus mehreren Sätzen besteht. Obwohl sie also ihrer Länge

---

[85] Aus gewissen methodischen Gründen, auf die ich hier näher nicht eingehen möchte, betrachtete ich alle erforschten Texte als nicht dialogische.

[86] Vgl. A. Kvjatkovskij, *Poetičeskij slovar'*, Moskva 1966, s. v. *Onomatopeja*.

wanek liceum krzemienieckiego Jan Sowiński[17]. Ogłosił on w Pszczole Polskiej[18] artykuł *O tłumaczeniu Lukrecjusza*, gdzie stwierdza, że tłumaczenie Lukrecjusza to zamiar trudny i śmiały. Znajduje się w nim „wiele myśli moralnych i filozoficznych, pełno opisów poetycznych i zajmujących". Nikt lepiej niż Lukrecjusz nie oddał „tego, co jest najokropniejszem i najmilszem w stanie przyrodzenia. Lukrecjusz tam, gdzie o materiach fizycznych i metafizycznych rozprawiał, nie mógł zachwycać poezją, bo rzecz sama z siebie nie jest poetyczną, i to mu każdy łatwo wybaczy. Lecz rozwinął najwięcej rymotwórczy talent w ustępach swego poematu, tam jego jenijusz jaśnieje".

Znalazł też Sowiński w czytaniu Lukrecjusza dużo przyjemności. Mniej go zajmowały jego dydaktyczne rozumowania, częściej go tam szukał, gdzie był poetą. To było powodem, że wpadł na myśl przetłumaczenia Lukrecjusza mową wiązaną. I rzeczywiście, do artykułu tego dołączył jako próbkę swego przekładu wstęp do księgi I, w. 1-43. Imię Wenery zostało tu zastąpione określeniem „Pani Cypru", co tylko jeszcze bardziej ukonkretniło ją jako bóstwo[19], zresztą urywek ten pełen jest różnych nieścisłości i nawet nieporozumień i nie wydaje dobrego świadectwa Sowińskiemu jako tłumaczowi Lukrecjusza. Niemniej jednak w dziejach polskich tłumaczeń Lukrecjusza stanowi on ważną pozycję jako ten, który miał dokonać drugiego, po Kopczyńskim, przekładu całego utworu Lukrecjusza[20].

W latach 1830-tych próbował swych sił jako tłumacz Lukrecjusza jeszcze jeden jego amator, Józef Sygiert. Wydrukował on w roku 1832 przekład Lukr. I 1-101 w Czasopiśmie Naukowym od Zakładu im. Ossolińskich[21], trzynastozgłoskowcem rymowanym. Przekład robi na ogół dobre wrażenie, stara się być jasny, nawet dość poetycki, ale w oddaniu myśli oryginału czasem zawodzi, czasem stosuje sztuczne peryfrazy.

---

[17] Por. notatkę w rękopisie Biblioteki Jagiellońskiej 5912 s. 47; rękopis zawiera kronikę liceum krzemienieckiego. W r. 1820 wygłosił Sowiński w Krzemieńcu „mowę przy wprowadzeniu do kościoła licealnego zwłok śp. Alojzego Felińskiego, znanego poety, profesora i dyrektora liceum krzemienieckiego; por. Pszczoła Polska, pod red. Walentego Chłędowskiego (Lwów) I 1820, s. 329 i n., a także wspomniany właśnie rękopis s. 111.

[18] Pszczoła Polska I 1820, s. 175—179; po czym idzie na s. 180—182 urywek przekł. Lukr. I 1—43.

[19] Por. przypis 4.

[20] W rkps. 5912 Bibl. Jag., na s. 47 czytamy: „Jan Sowiński poema Lukrecjusza *De rerum natura* przełożył i jedną pieśń swego przekładu umieścił w Pamiętniku Lwowskim". Ma być jednak nie „jedną pieśń", lecz tylko pierwszej część, i nie w Pamiętniku Lwowskim, lecz w jego kontynuacji Pszczole Polskiej (Pam. 1816—1819, Pszcz. 1820 i n.). Co do pochodzenia rkps. 5912 por. dołączoną do niego w Bibl. Jag. adnotację M. Plezi. — Por. także K. Estreicher, *Bibliografia polska XIX stulecia*, t. II (G—L), Kraków 1894, s. 636, gdzie notowany jest Jana Sowińskiego przekład Lukrecjusza w rękopisie w Odessie.

[21] Czasopismo Naukowe od Zakładu im. Ossolińskich wydawane. Rok 1832, z. 4, s. 97—100: Tyt Lukrecy, *O naturze rzeczy* (wyjątek z tłum. J. Sygerta). Ten dopisek w nawiasie pozwala przypuszczać, że redakcja Czasopisma miała do dyspozycji obszerniejszy tekst przekładu.

für die Nominalsätze ohne Kopula macht und auch sie als vollständige Sätze anerkennt, dann werden sich alle als Prädikatsnomina fungierenden Anführungen in den Sätzen finden. In den streng genommenen Sätzen werden die Anführungen immer von einer Personalform von *esse* als Kopula begleitet. Ich betrachte sie als Einführung, obwohl eine andere Interpretation auch hier möglich ist. Man kann nämlich das Nominalprädikat als eine syntaktische Konstruktion, die den präpositionalen Wendungen und den Vergleichungen ähnlich ist, betrachten. Die Kopula erscheint dann als so ein unselbständiges Wort, wie irgendwelche Präposition oder irgendwelches Vergleichungswort, das nur ein Exponent der syntaktischen Verhältnisse ist. Die Rolle des selbständigen Wortes spielt dann die Anführung, die (auf solche Weise der Einführung entbehrt) den Anführungen in den Satzvertretern ähnlich wird. Wie die Anführungen als Subjekte, so auch die Anführungen als Prädikatsnomina werden manchmal von den Demonstrativpronomina *talis* und *hic* begleitet. Sie sind hier Prädikatsnomina ähnlich, wie die angeführten Aussagen, also Koprädikate, aber semantisch allgemeinere, der Bedeutung nach nicht völlig eindeutige. Die Anführungen stehen mit ihnen in der syntaktischen Beziehung der Miteinbegriffenheit und bilden ihre Bedeutungspräzisierung, z.B.:

(25) Fuit autem rogatio *talis*: „velitis iubeatis, Quirites [...]? Liv. XXXVIII 54,3.

(26) Infirmatio autem *haec* erit: „non est una pecunia [...]". Cic. *Inv.* II 21 64.

Als Attribut erscheint die Anführung verhältnismässig selten, denn nur ungefähr 100 auf über dreitausendmal. Das Substantiv in der Rolle von Apposition kann sich ausschliesslich auf ein anderes Substantiv beziehen. Deswegen ist die Anführung als appositionelles Attribut syntaktisch nur von den Nominalgliedern des einführenden Satzes abhängig. Diese Nominalglieder sind die früher erörteten substantivischen Einführungen. Man muss doch daran erinnern, dass eine gewisse Zahl der als Attribute fungierenden Anführungen von den Ellipsen, die in manchen Sätzen vorkommen, syntaktisch abhängig ist, aber nur im Falle, in dem der nähere oder weitere Kontext den leeren Platz als durch ein Substantiv zu erfüllende Stelle interpretieren lässt. Die Anführung ist Attribut bei jedem einführenden Substantiv, aber besonders deutlich tritt diese ihre Rolle dann hervor, wenn das einführende Substantiv im Zusammenhang mit einem Demonstrativpronomen vorkommt. Das Demonstrativpronomen verhält sich in Bezug auf das einführende Substantiv als ein adjektivisches Attribut. Es ist aber in semantischer Hinsicht sehr allgemein und fordert eine Bedeutungspräzisierung. Diese kommt gerade durch die Anführung (die in solchen Fällen im Verhältnis der inklusiven Beiordnung zu jenem Pronominalattribut steht) zustande. Da aber zugleich das Pronominalattribut und das einführende Substantiv auf Grund der Kongruenz miteinander verbunden sind, ist die Beziehung von dem Substantiv-Anführung zum einführenden Substantiv besonders deutlich. Es bedeutet aber nicht, dass es keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Substantiv-Anführung und dem einführenden Substantiv gibt. So ist ein Zusammenhang auch vorhanden; die Kongruenz des Substantivs-Anfüh-

szawie posiada mianowicie rękopis tego tłumaczenia z przedmową tłumacza i żywotem Lukrecjusza na wstępie, wyraźnie przygotowany już do druku[6].

W przedmowie (s. III-VII) Kopczyński odrzeka się najpierw obficie i gorąco nauki Epikura-Lukrecjusza na rzecz „gruntownych najprawdziwszych zasad religii katolickiej", po czym dodaje, że do tłumaczenia Lukrecjusza były mu powodem „wśród błędnej ciemności sekty epikurejskiej niektóre żywo wytryskujące promyki świateł dowcipnej filozofii, tudzież wygórowanej, najprzyjemniejszej poezji", które go skłoniły do tego, „aby tym powszechnie szacownym, w wielu narodach przekładanym dziełem[7], ojczysty język wzbogacił". Łatwo bowiem, zdaniem tłumacza, wiary tyczące się błędy odrzucić, a czerpać zeń pożyteczne filozoficzne wiadomości. W przedmowie tej zresztą wyzyskał Kopczyński w dużym stopniu myśli Dionizego Lambinusa ze wstępu do wydania Lukrecjusza, ściślej z *Listu do króla francuskiego Karola IX*.

Na s. IX-X rękopisu zamieścił tłumacz „Życie Tyta Lukrecego Kara z Lambina i Fabrycego krótko zebrane", gdzie m. in. pisze, że Lukrecjusz „jako filozof sekty epikurejskiej, niegdyś uczeń Zenona[8], ... bawił się poezją, do której jako od natury miał wielką skłonność, tak też wsławił się wybornym, w najczystszych wyrazach łacińskich ułożonym dziełem w 6 księgach *O Naturze Rzeczy*[9].

Na dalszych stronach rękopis zawiera pełny przekład wszystkich ksiąg poematu Lukrecjusza[10], trzynastozgłoskowcem rymowanym, przekład jednak nierówny,

---

[6] Rkps BN 9899, związany w formie książki, nosi tytuł: Tyta Lukrecego Kara *O Naturze Rzeczy Ksiąg sześć*. Pod tytułem idą w charakterze motta wiersze Wergiliusza *Georg*. II 490 i n. w przekładzie polskim, zapewne samego Kopczyńskiego, a pod mottem inną, późniejszą ręką dopisano: „Z księgozbioru Jana Januszowskiego, komornika lwowskiego, 1830. Tłumaczenie to jest Józefa Kopczyńskiego, szlachcica, człowieka bardzo uczonego, który za pługiem chodził".

[7] Wiadomość o obcojęzycznych przekładach Lukrecjusza zaczerpnął Kopczyński z któregoś z wydań Jo. Alb. Fabriciusa *Bibliotheca Latina* (wyd. 5 1721—1722; w układzie alfabetycznym 1734—1736; w nowym opracowaniu I. A. Ernestiego 1773—1774), ale dodał także wiadomość o przekładach niemieckich, które Fabricius i Ernesti pominęli. Wynika z tego, że sam znał jakiś przekład niemiecki.

[8] Co u Lambinusa — w *Lucretii vita*, s. XXXIX w wyd. z r. 1583 — jest wyrażone w formie przypuszczenia, to tutaj, zresztą i gdzie indziej, stało się twierdzeniem.

[9] Kopczyński wiedział, z Fabriciusa, o wielu wydaniach Lukrecjusza, ale wymienił tylko wydanie Pawła Fridenbergera (Kopcz.: Frydenberga) w Weronie 1486, uważane wówczas za pierwsze, oraz Dionizego Lambinusa „poprawione, dopełnione i pamiętnikami opatrzone 1570, w Paryżu". Jest to trzecie wydanie Lambinusa (1563[1], 1565[2], 1570[3], 1583 frankfurcki przedruk wydania trzeciego) i najwidoczniej z tego właśnie wydania korzystał.

[10] Każdą księgę poprzedza „Treść, czyli Argument". Treść ta podzielona jest przy księgach I, II, IV i V na części oznaczone cyframi rzymskimi (przy księgach III i VI podziału tego brak). W streszczeniach ksiąg I i II podane są także odnośne wiersze treści, natomiast w streszczeniach dalszych ksiąg pozostawiono tylko miejsca na wpisanie wierszy. Cyfry wierszy odpowiadają w księgach I i II kolejnym wierszom przekładu, nie oryginału; każdą księgę oddał Kopczyński po polsku w znacznie większej ilości wierszy niż oryginał: I Lukr. 1117/ Kopcz. 1394; II 1174/1606 (w rkps. na końcu pomyłka: 1584, 1900, 1906!); III 1094/1498; IV 1287/1620; V 1457/1806; VI 1251/1472. Zastosował też w swym przekładzie szóstkową numerację wierszy (6, 12, 18 itd.) poszczególnych ksiąg.

ist und als Gegensatz zu *arte et scientia* (= Theorie) leicht einen Sinn von praktischer Übung bekommt. Manchmal scheint *facultas* mit *usus* sogar identisch zu sein[5].

Es bleibt uns noch übrig, jenes rätselhafte *dum* zu erläutern, was, einmal durch *solum* (Dronke) ersetzt, allgemein als das Treffendste angesehen wird. Wir möchten aber lieber *demum* statt *solum* lesen: *Neque enim arte demum et scientia*[6], *sed* etc. Es scheint nämlich, dass *demum* irgendwie übersehen, dann aber nachträglich in marginem oder inter lineas eingeführt und wieder in den Text eingeschaltet worden war, wobei es nicht nur seinen Platz, sondern auch seine Gestalt geändert hat (als ob etwa *neque enim dum* = *neque dum enim* gelesen werden sollte?).

Unserer Meinung nach ist also der hier in Frage kommende Satz folgenderweise zu lesen: *Neque enim arte demum et scientia, sed longe magis facultate* [*et*] *eloquentiam contineri* etc.

Kraków

---

ein sonderbarer Zufall, wenn gerade an unseren Stellen *usus* entweder ausgefallen oder für *vis* irrtümlich gesetzt worden wäre. Wie umgekehrt — *Agr.* 11,2 setzte Rhenanus, dem fast alle Editionen folgten, vergebens *vi* für *usu*, wo *originis usu*, dh. bei der Dauer der Kontakte mit ihrem Ursprungs- oder Stammlande, ganz geläufig ist. Schliesslich waren *usus* und *vis* keine wenig bekannten oder für den *librarius* irgendwie schwierig lesbaren Wörter.

[5] Wie bald darauf, 34,3, *magnus ex hoc usus* (= *usu comparata facultas*).

[6] Vgl. *Ann.* XIV 25,1 *aggeri demum et irrumpentium armis cessere.*

FLORUS-HANDSCHRIFTEN IN WROCŁAW

Inhaltsangabe

Im Jahre 1970 ist die Arbeit von Ignacy Lewandowski *Florus w Polsce* (Florus in Polen) erschienen. Im zweiten Kapitel seines Buches, das die Florus-Handschriften in Polen behandelt, erörtert der Verfasser zwei Handschriften: eine in Kraków (Sign. 416), die andere in Wrocław (Sign. R. 78); die schlesische ist heute leider nicht vorhanden. Dagegen erwähnt aber nicht der Verfasser die anderen drei Florus-Handschriften, die sich in der Universitäts-Bibliothek zu Wrocław befinden. Es sind: IV F 38 a, I F 312 b und I F 262, alle aus dem XV Jahrhundert. Sie gehören der zweiten Klasse der Florus-Codices an (dieser Klasse steht nämlich der Codex N — Palatinus Latinus an der Spitze) und sind am meisten der Gruppe K ähnlich (vgl. Florus, *Oeuvres*, par P. Jal, Paris 1967, S. CXXXVII — CXLV). Somit haben sie für die kritische Behandlung des Florus-Textes kaum merklichen Wert, aber für das Problem *Florus in Polen* können sie nicht unbeachtet bleiben.

VI

Tymczasem w Krakowie i Wiedniu zdobywał już gruntowne wykształcenie filologiczne przyszły autor przekładu Lukrecjusza całego, doktor i docent Uniwersytetu Jagiellońskiego, a od r. 1923 profesor Uniwersytetu Warszawskiego, Adam Krokiewicz. Do przekładu swojego[46] Krokiewicz przygotował się bardzo sumiennie jako filolog, w studiach krytycznych nad konstytucją łacińskiego tekstu Lukrecjusza, ale także jako historyk filozofii, w studiach nad epikureizmem. Stąd jego przekład pod względem merytorycznym budzi zasłużone zaufanie[47].

Ale Lukrecjusz był — jak już wspomnieliśmy — nie tylko uczonym filozofem. Był także wspaniałym poetą. Krokiewicz zrezygnował z ubierania swego przekładu w szatę wierszowaną, ale nie zrezygnował z należnego mu artystycznego języka i stylu. Zaprawiona sztuką słowa artystycznego proza przekładu Krokiewicza imituje w dostępnych sobie proporcjach nastrój, czy raczej nastroje, wywoływane u czytelnika przez oryginał łaciński. Przekład Krokiewicza jest zatem nie tylko osiągnięciem naukowo-filologicznym, ale również literackim[48].

VII

Mimo to odczuwaliśmy nadal brak w naszej literaturze pięknej równie wysokiej klasy wierszowanego przekładu Lukrecjusza. Dowodem tego podjęte po Krokiewiczu nowe próby tłumaczeń, zmierzające, z różnym powodzeniem, ku realizacji takiego przekładu. Podejmowali je w Kwartalniku Klasycznym Halina Stolarzewiczowa i Teodor Mianowski w latach 1930-1931 oraz Stefania Warszawska w r. 1934. Z tych próby Stolarzewiczowej wymagałyby miejscami przede wszystkim dopracowania jasności w myślowej konsekwencji treści. Niekorzystnie bowiem dla przekładu raz po raz zatrzymuje czytelnika konieczność odgadywania związku myśli następnej z poprzednią[49]. Natomiast u Mianowskiego jakieś nierówne jest odczucie języka i stylu Lukrecjusza: raz utrzymuje się tłumacz na poziomie *sublimis Lucretii*, to znowu niepotrzebnie wpada w rubaszność i wulgaryzmy, nieraz tylko dla uzyskania potrzebnego rymu. Nie chcielibyśmy także czytać całego poematu w stylu próbki Warszawskiej[50].

---

[46] T. Lukrecjusz Karus, *O rzeczywistości ksiąg sześć*, przetł. i wstępem poprzedził A. Krokiewicz, Lwów 1923. Wydanie to potwórzono w r. 1958 w Bibliotece Przekładów z Literatur Antycznych, t. 6, wydawanej przez Komitet Nauk o Kulturze Antycznej PAN.

[47] Por. recenzje J. Krókowskiego (Kwartalnik Filozoficzny 1925, s. 240—244); T. Sinki (Ruch Filozoficzny (Lwów) VIII, s. 60a—62a); K. Plucińskiego (Przegląd Humanistyczny (Warszawa) 1923, s. 359—360).

[48] Por. Irena Krońska, jak w przypisie 53, s. XIII: „Adam Krokiewicz [dał] przekład naukowy, pisany prozą literacką, nie bez dbałości o kunszt wysłowienia".

[49] Lucretius, *De rerum natura* III 30—95, tłum. H. Stolarzewiczowa (trzynastozgłoskowcem rymowanym), Kwartalnik Klasyczny (Lwów) IV 1930, z. 1—2, s. 127—128; *De rerum natura* I 1—148, Kwartalnik Klasyczny V 1931, z. 1, s. 53—56.

[50] *Jak wybucha zaraza?* Lucr. VI w. 1090—1137, tłum. T. Mianowski (trzynastozgłoskowcem rymowanym), Kwartalnik Klasyczny IV 1930, z. 3, s. 335—336; *Pomór w Atenach*, Lucr. VI

mość u nas tego najoryginalniejszego z poetów rzymskich" żalił się np. Józef Szujski (1835-1883), który w swym *Rysie dziejów piśmiennictwa świata niechrześcijańskiego* musiał zadowolić się pobieżnym streszczeniem poematu Lukrecjusza, przeplatanym wyjątkami we własnym przekładzie[26], „wspaniałym, choć zbyt wolnym", jak go oceniał — ale, dodajmy, ze zbytnim entuzjazmem — Tadeusz Sinko[27].

Podobnie inni, którym zdarzyło się zajmować Lukrecjuszem, musieli w swych pracach sami sobie komponować przekłady czy parafrazy wyjątków z tego poety dla zilustrowania wykładu. Tak właśnie Karol Mecherzyński, dając analizę jego utworu głównie ze stanowiska estetycznego, przeplatał ją wyjątkami we własnym tłumaczeniu. Tłumaczenie to zresztą bardzo swobodne, niewolne od nieporozumień[28].

Maciej Kazimierz Sarbiewski nie widział utworu dydaktycznego w kategoriach poezji. I Lukrecjusza zatem traktował także nie jako poetę, lecz tylko jako filozofa przyrody[29]. Mimo to późniejsi doceniali w nim i filozofa, i poetę. I ta właśnie podwójna wartość naszego poety pozwoliła zajmować się nim również mniej odważnym czy mniej liberalnym umysłom. Sformułowanie tematu rozprawy Mecherzyńskiego wydaje się tak samo podyktowane chęcią ominięcia treści ideologicznej poematu

---

lub wierszem; por. *Bibliotheca Scriptorum Classicorum*, von W. Engelmann, VIII Aufl. umfassend die Literatur von E. Preuss, II Abtheilung, Leipzig 1882, s. 400 i n.; *Bibl. Script. Class.* von R. Klussmann, II 1, Leipzig 1912, s. 557 i n.

[26] J. Szujski, *Rys dziejów piśmiennictwa świata niechrześcijańskiego*, Kraków 1867, s. 431—435. Mamy tu w przekładzie wyjątki z księgi I (w. 1—40, 50—51, 54—55, 44—49, 62—79, 146—173), II (1—46) i III (894—930, 931—960). Są to wolne parafrazy, jakby przekłady-komentarze, pełne skrótów i własnej interpretacji tłumacza, w trzynastozgłoskowcu rymowanym.

Uskarżanie się Szujskiego na brak znajomości Lukrecjusza w Polsce było i tym usprawiedliwione, że gdy on w języku polskim mógł zacytować jedną czy drugą rozprawę o tym poecie, na Zachodzie, zwłaszcza w Niemczech, istniała w XIX wieku już bardzo obfita literatura naukowa dotycząca jego osoby i utworu; dawała ona, co prawda, głównie materiał do krytyki i konstytucji łacińskiego tekstu, ale przynosiła także analizy i interpretacje jego treści. Por. *Bibl. Script. Class.*, Engelmann, s. 403 i n. Nie mieliśmy też jeszcze obszernej historii literatury rzymskiej.

[27] Przegląd Polski 1906, s. 157.

[28] K. Mecherzyński, *O poemacie filozoficznym Lukrecyusza De Natura rerum, uważanym ze strony estetycznej, w* Krakowie 1879 (jest to odbitka z Rozpraw Wydz. Filol. AU VII 1880). Zamieszczone tu wyimki z Lukrecjusza idą w następującej kolejności: I 926—950 (= IV 1—25!), V 1204—1210, 1218—1222, I 84—101, V 1226—1232, 222—234, III 930—943, 961—963, 971—973, 976—1020, II 1—36, 352—366, 317—332, IV 133—140, VI 239—268, 285—289, 577—584, IV 568—572, 577—589, V 999—1010.

Za przykład niezrozumienia myśli Lukrecjusza u Mecherzyńskiego może posłużyć tłumaczenie I 93 i n., gdzie chodzi o to, że Ifigenia pierwsza obdarzyła Agamemnona imieniem ojca, a w przekładzie czytamy:

> Ach, nie pomogło czułe „ojcze mój"! wołanie,
> Królem tylko był ojciec itd.

[29] M. K. Sarbiewski, *O poezji doskonałej* (*De perfecta poesi*), wyd. i oprac. S. Skimina, przeł. M. Plezia, Wrocław 1954, s. 42 (21).

V

W roku 1901 krakowska Akademia Umiejętności wydała odezwę w sprawie przekładów klasyków greckich i rzymskich. Do tłumaczenia całego utworu Lukrecjusza zabrał się wtedy profesor szkoły realnej w Tarnowie Kasper Ciołkosz, jedyny, który — tak pisał T. Sinko! — odważył się na arcytrudne zadanie spolszczenia całego Lukrecjusza[39]. Dwie początkowe księgi od roku leżały w tekach Akademii, czekając na ocenę jako wielka próba całości, gdy trzecią księgę tłumacz opublikował sam, w roku 1905[40].

Zdradził wówczas swoje wielkie zainteresowanie Lukrecjuszem również Tadeusz Sinko, jak wynika z obszernej recenzji przekładu Ciołkosza[41]. Recenzja ta nie wypadła dla tego przekładu korzystnie, m. in. wytknięto tu nieporozumienia, wulgarność parafrazy, częściową haniebność(!) rymów itp., a zakończył ją autor słowami: „Konieczną jest rzeczą gruntowna przeróbka ... A jeśli się tłumacz do niej zabierze, to pozna, że na nowo musi pracę rozpoczynać".

Tu zresztą recenzent sam poczuwał się do obowiązku pokazania we własnym przekładzie „sposobu pojęcia polskiego przekładu Lukrecjusza" i w tymże roczniku Przeglądu Polskiego to zrobił, dając przekład ks. I w. 1-142[42]. Jednakże i ta próbka przekładu Lukrecjusza nie zadowoliła recenzenta[43]. Zresztą sam Sinko, we wspomnianej recenzji przekładu Ciołkosza, wskazywał poetę Jerzego Żuławskiego (1874-1915) jako „najbardziej powołanego na tłumacza Lukrecjusza" (s. 157)[44].

Zachęcony tymi słowami Żuławski istotnie próbował swych sił na Lukrecjuszu i w r. 1910 ogłosił przekład ok. stu wierszy z księgi pierwszej[45], jakby na dowód, że Sinko się co do niego nie mylił.

Tyle niejako prehistorii przekładania Lukrecjusza na język polski.

---

[39] W recenzji przekładu Ciołkosza: Przegląd Polski, 1906, s. 156—162.

[40] Lukrecyusz, *O istocie wszechświata* ks. III, przełożył K. Ciołkosz, Tarnów 1905 (= odbitka z: II Sprawozd. c. k. wyższej szkoły realnej w Tarnowie).

[41] Por. przypis 39. Tłumaczenie Ciołkosza recenzował także Stanisław Schneider, nie ukrywając jego braków, ale podkreślając także dobre strony przekładu; por. Muzeum (Lwów) II 1906, s. 64.

[42] Lukrecyusza poemat *O istocie wszechrzeczy*. Wstęp (I 1—142), tłumaczył T. Sinko, Przegląd Polski, 1906, styczeń, s. 63—67.

[43] Był nim wspomniany w przypisie 25 S. Schneider, recenzujący ten przekład łącznie z przekładem Ciołkosza: Muzeum II 1906, s. 64—65. Tamże na s. 285—286 odpowiedź T. Sinki i odpowiedź recenzenta.

[44] Jako tłumacza Lukrecjusza wymienił Żuławskiego także S. Schneider (za Sinką?). Sinko zaś wydał tę opinię chyba także tylko pod ogólnym wrażeniem twórczości Żuławskiego; bo nic nam nie wiadomo, by Żuławski dał jakąś próbę przekładu z Lukrecjusza przed r. 1910 — chyba że Sinko znał taką z bezpośrednich kontaktów z poetą.

[45] Z Lukrecyusza xiąg *De Natura Rerum*, przekł. J. Żuławski, Lamus (Lwów), Wiosna 1910, z. VI (= t. II, z. 2), s. 156—158. Przekład I 167—204, 208—264 trzynastozgłoskowcem pięknie rymowanym, udany.

Eos LXI 1973

NOCH ZU TACITUS' „DIALOGUS" 33,3

Von

MIECZYSŁAW BROŻEK

Es geht hier um den viel erörterten Satz: *Neque enim dum arte et scientia* (*inscientia* ABEV falsch), *sed longe magis facultate et eloquentia contineri nec tu, puto, abnues, et hi* etc. Dass dieser Satz in den Handschriften entstellt auftritt, ist klar. Es muss erstens das *dum* befriedigend erklärt, zweitens aber und vor allem der zu *contineri* gehörende Akkusativ ermittelt werden.

Diesen Akkusativ sah man seit Rhenanus fast allgemein in *eloquentiam*. Letztens hat aber D. Sluşanski *forum* statt des Ausdruckes *dum* als den hier zu ergänzenden Akkusativ vorgeschlagen[1], der durch den unmittellbar vorhergehenden Satz *quem ad modum ... iuvenes iam et forum ingressuri confirmare et alere ingenia sua soliti sint* gestützt wird. Daher möchte Sluşanski *Neque enim forum arte et scientia* etc. fortsetzen. So anziehend aber der Vorschlag wäre, so können wir ihm aus gewissen Gründen doch nicht beistimmen[2]. Maternus wollte sicher nicht auf *forum*, sondern auf *eloquentiam* die Worte *arte*, *scientia*, *facultate contineri* beziehen[3] und wir müssen auch bei *eloquentiam* bleiben.

Dabei können wir Rhenanus auch darin beistimmen, dass *et* vor *eloquentiam* zu tilgen und kein *usu* oder irgendetwas ähnliches zu ergänzen ist. Dieses *et* hat entweder ein unachtsamer *librarius* unter dem Einfluss vom zweigliedrigen *arte et scientia* gesetzt, oder ein ebenso unachtsamer bzw. unberufener Leser ergänzt, um *facultate eloquentia* — wo sicher *eloquentia* (= *eloquentiam*) zu lesen war — auf dieselbe Weise zu verbinden, wie jenes *arte et scientia*. Zu ergänzen ist hier demnach nichts, um so weniger ein *usu*[4], da *facultas* schon ein Effekt auch von *usus*

---

[1] Studii Clasice (Bucureşti) XI 1969, S. 225–227.

[2] Wenn wir nämlich auch *forum* — bei welchem Wort Maternus eher eine Idee von *iudicia* als eine von *populus* vorschwebte, wie es Sluşanski (S. 226, Anm. 10) verstehen möchte — also *forum arte*, *scientia*, *facultate contineri* annehmen wollten, so würde uns doch das hinzugefügte *eloquentia* stören. Es wäre überflüssig, weil *eloquentia* selbst *arte*, *scientia*, *facultate continetur*. Bei *forum* würde man in solchem Kontext eher *facultate*, *usu*, oder *ingenio*, *memoria*, oder auch *iudicii periculo*, *virtute* und Ähnliches, schwierig aber *eloquentia* erwarten.

[3] Aus 38,1 *eloquentiam tamen illud forum magis exercebat* geht klar hervor, dass *eloquentia foro continetur*, und nicht umgekehrt.

[4] Ebensowenig wie ein paar Zeilen weiter (33,5) kein *usus* für das handschriftliche *vis* (*eloquentiae*) zu setzen ist. Es genügt nicht, *Rhet. Her.* IV 20, 27 *usus et exercitatio facultatis* als einen Präzedenzfall anzuführen, da *usus* in Tacitus' kleineren Schriften ein oft vorkommendes und korrekt überliefertes Wort ist (ebenso wie *vis*; denn *vi* mit *ut* vertauscht ist etwas Anderes) und es wäre

Swego rodzaju osobliwością są dwie jakby liryczne próbki przekładu Lukrecjusza pióra lubelskiego latynisty Mieczysława S. Popławskiego z roku 1932[51]. Wiersz biały, krótki lub kró szy od trzynastozgłoskowca, kadencje męskie i żeńskie lub tylko męskie, myśl rzucana w krótkich słowach, z treści Lukrecjusza tylko jej sens przewodni, z formy pozostało czytelnikowi ledwie przeczucie epiki. Próby takie mógł jednak Popławski zaprezentować w postaci jedynie krótkich i dobranych wyjątków. Całość Lukrecjusza w tej formie i w tym stylu byłaby chyba nie do zniesienia.

VIII

W tych samych latach, 1931-1935, pracował nad przekładem Lukrecjusza młody poeta, miał wtedy dwadzieścia kilka lat, Edward Szymański (1907-1943). Polonista z wykształcenia, przekonań lewicowych, debiutował tomikiem poezji w r. 1932. Następne tomiki ogłosił w latach 1934 i 1937. Wśród tej własnej twórczości oryginalnej posuwał naprzód heksametryczny przekład wszystkich ksiąg *De rerum natura*[52]. Przedwczesna śmierć poety, w hitlerowskiej kaźni oświęcimskiej, osierociła nie wygładzony ostatecznie rękopis przekładu (który jednak wydano pośmiertnie w r. 1957)[53].

Szymański przystąpił do trudnego zadania — musimy to stwierdzić bez względu na uczucia żywione dla tragicznie zmarłego czy ideologicznie nam bliskiego poety — ze zbyt słabym przygotowaniem merytorycznym. Nie wystarczało bowiem znać Lukrecjusza z przekładu Krokiewicza czy francuskiego Ernouta[54]. Chcąc Lukrecjusza tłumaczyć dobrze, trzeba go znać dobrze z niego samego. Szymański nie był filologiem klasycznym, a tłumacz Lukrecjusza musi się jeszcze zapoznać osobno z niezbędną literaturą naukową do tego poety, musi umieć — jak to wszystko mógł z obić nasz Krokiewicz, francuski tłumacz A. Ernout, niemiecki H. Diels, rosyjski T. Petrowski, by poprzestać na tych tylko dorywczych przykładach[55] — musi więc

---

w. 1138—1198 (w czasopiśmie mylnie podano 1138—1286!), Kwartalnik Klasyczny IV 1930, z. 4, s. 471—472 (autorstwo T. Mianowskiego podano na 2 stronie okładki!); *Hymn do Wenery*, Lucr. I 1—43, Kwartalnik Klasyczny V 1931, z. 1, s. 8. — Lucretius, *De rerum natura* V 1377—1411, tłum. Stef. Warszawska (heksametrem rymowanym), Kwartalnik Klasyczny VIII 1934, z. 1, s. 8.

[51] *Wielka literatura powszechna*, V (Antologia), Warszawa 1932, s. 527 i n. (Trzaska-Evert-Michalski).

[52] Por. L. Kabied, *Nowy wybór wierszy E. Szymańskiego*, Nowa Kultura nr 11. — I. Krońska, jak w przypisie 37, s. VII.

[53] Titus Lucretius Carus, *O naturze wszechrzeczy*, w przekładzie E. Szymańskiego, do druku przygotowała I. Krońska, komentarzem opatrzył K. Leśniak, [Warszawa] 1957, PWN (Biblioteka Klasyków Filozofii, wydawana przez Komitet Filozoficzny PAN).

[54] Por. Krońska, jw., s. XIII, w przypisie.

[55] Lucrèce, *De la nature*, texte établi et traduit par A. Ernout, 2e éd., I, II, Paris 1924. — T. Lucreti Cari *De rerum natura* libri sex, Lateinisch und deutsch, I: recensuit H. Diels, Berolini 1923; II: übersetzt von H. Diels, Berlin 1924. — Lucreti *De rerum natura*, recognovit versibusque Russicis convertit Th. Petrowski, 1945 (Wydawnictwo Akademii Nauk Zw. Radz.). W tomie II, z r. 1947, zebrał Petrowski materiały do problemu materializmu w starożytności, dał własny komentarz do Lukrecjusza i wydał fragmenty twórczości Epikura.

X

Po ostatniej wojnie światowej pojawiły się u nas nowe próby oddania wierszem tego i owego wyjątku z poematu Lukrecjusza. Próbowali teraz swych sił Mieczysław Brożek[59], jeszcze Halina Stawarska[60], a nadto Zofia Sadowska[61]. Ale tylko próbowali. Wobec braku innego tłumaczenia wierszowanego całości Lukrecjusza[62] wydano wreszcie, w roku 1957, omówiony wyżej przekład E. Szymańskiego. Ale trudno się oprzeć wątpliwości, czy przez to pośmiertne jego opublikowanie w przedstawionym powyżej stanie zrobiono mu należytą przysługę[63].

Zresztą i po roku 1958 (wznowienie przekładu Krokiewicza) mamy do zanotowania jeszcze kilka drobiazgów drukowanych przeważnie w Fi!omacie[64]. I na tym na razie koniec. Na poetycki wierszowany przekład Lukrecjusza, w pełni odpowiadający postulatom przekładu tego poety, literatura polska nadal czeka.

Kraków

DE LUCRETII INTERPRETATIONIBUS POLONIS

Summarium

Auctores Latini antiqui cum apud Polonos inde ab aetate litterarum renascentium non solum non minus celebres quam apud ceteros Europae occidentalis, quae dicitur, populos legerentur, sed omnes fere saeculis XVI—XVIII etiam in linguam Polonam translati divulgarentur, Lucretius ne Latinus quidem qua deberet libertate in publicum prodire audebat, nedum Polonus multorum

---

[59] Lukrecjusz, *Inwokacja* (*De rer. nat.* I 1—43), przełożył M. Brożek, Meander III 1948, s. 107—108, przekład heksametrem rymowanym.

[60] Lukrecjusz, *De rerum natura* VI 1—80, przełożyła H. Stawarska, Meander V 1950, s. 521—523, przekład trzynastozgłoskowcem rymowanym.

[61] Lucretius, *O przyrodzie* (I 1—61), tłumaczyła Zofia Sadowska, Filomata CXII 1957, s. 41—42. Przekład jedenastozgłoskowcem rymowanym jest ciekawą próbą swoistej interpretacji oryginału, kierowanej tylko wytycznie jego myślą, zresztą bardzo osobistej. Nie brak pewnych nieporozumień, które ówczesnej uczennicy liceum łatwo wybaczyć.

[62] O przekładzie Zawodzińskiego wtedy, tj. ok. roku 1957, prawdopodobnie jeszcze nie wiedziano.

[63] A pogłębia tę wątpliwość i to, że o ile przekład pomieściłby się jakoś w zbiorze utworów poetyckich, o tyle wydanie go w zbiorze Biblioteki Klasyków Filozofii pod egidą PAN wydaje się chybione. Komentarz Leśniaka wypełniają przecież w dużym stopniu sprostowania zachodzących w przekładzie nieścisłości i nieporozumień. W tym zbiorze o ileż bardziej byłby na miejscu przekład Krokiewicza, wznowiony szczęśliwie, jak wspomnieliśmy, w rok później, także pod egidą PAN; por. przypis 46.

[64] Lucretius II 1040—1043, przeł. Irena Krońska, Filomata CXXXVII 1960, s. 381 (heksametrem). — Lucretius, *O rzeczywistości* II 838—859, przeł. H. Stawarska, Filomata CXLII 1960, s. 125 (trzynastozgł. rym.). — Lucretius, *De rerum natura* I 1—27, przeł. Jerzy Danielewicz, Filomata CLVI 1962, s. 494 (trzynastozgł. rym.). Tłumacz, ówczesny student filol. klas. Uniw. Pozn., dał się lepiej poznać jako przekładający liryki Horacego. — Lukrecjusz *Hymn do Wenus* (I 1—20), przeł. Janina Pliszczyńska, Kamena 1964, nr 10, s. 6.

in manus venire posset. Quod Ignatius Krasicki (1735—1801), vir Polonorum suae aetatis litteratissimus, ut doluit, ita primum se saltem paucorum Lucretii versuum interpretem Polonum praestitit: effecitque, ut saeculo XIX plures invenirentur, qui Lucretii carmen de rerum natura aut totum versibus Polonis perscriberent, ut Iosephus Kopczyński et Ioannes Sowiński, aut saltem partes eius selectas atque in linguam Polonam translatas civibus in commentariis diurnis, hebdomadicis, menstruis inque operibus historiam litterarum Latinarum continentibus legendas proponerent, ut Leo Borowski, Iosephus Sygiert, idem ille Ioannes Sowiński, Iulianus Ursinus Niemcewicz, Fridericus Henricus Lewestam, Iosephus Szujski, alii. Sed Iosephi Kopczyński opus ipsius manu scriptum semper in bibliothecis delituit neque umquam prelum vidit, Ioannis autem Sowiński qui totum Lucretium Polonorum sermone versificatum suis oculis viderent testes nec satis multi nec certi adsunt; reliqui cum partim timidi rem temptarent, ne contra religionem Christianam agerent, partim in recte percipiendis eis, quae Lucretius diceret, minus diligentes neque ingenio aut arte poetae Latino pares essent, non tam invidos laudis sibi apud posteros comparaverunt aemulos, quam id cupientes, ut quaedam sublimius dicerent, quaedam politius, quaedam etiam emendatius proferrent. Itaque eo magis dolemus, quod Ioannes Kasprowicz (1860—1926), Polonorum poeta nobilissimus, Lucretium veste Polona ornare omisit, quamquam et ipse in animum induxisse videtur poetam Latinum patrio persequi sermone, et a Petro Chmielowski, viro doctissimo scriptorumque iudice sapientissimo, ut opus susciperet exigeretque, verbis admonebatur benevolentissimis (a. 1885).

Quae cum ita essent cumque etiam qui saeculo XX sese ad Lucretium lingua Polona interpretandum applicarent, in quibus Gasparus Ciołkosz, Thaddaeus Sinko, Georgius Żuławski, viribus et spiritu deficerent, Adamus Krokiewicz Lucretium civibus praestitit (a. 1923) sublimem doctumque Polonorumque sermone vere eadem dicentem, quae sermone Latino est locutus, nisi quod oratione soluta, non versibus dicentem, sed tamen oratione culta proque poetae Romani ingenio satis artificiosa.

Neque multo post Eduardus Szymański Lucretii poema totum hexametris Polonis exsecutus est (c.a. 1935), poeta sane Heliconius, sed Latinitatis interpretandae minus peritus quam qui opus prima manu emendatissimum conficeret. Quod cum ab eo, in concentrationis castris Hitlerianis misera morte oppresso, nec recognitum nec satis perpolitum relictum esset, tamen a posteris a. 1957 divulgatum est, artis poeticae ingeniique scriptoris Sarmatici haud spernendi testimonium praestans piissimum. At Lucretii interpretatio Polona, quae numeris, re, ingenio, sublimitate operi Latino comparari possit, adhuc desideratur.

Dalsze znane nam próby przekładu Lukrecjusza poczynił Julian Ursyn Niemcewicz (1757-1841), mianowicie w dwu przygodnie przetłumaczonych małych fragmentach poematu wśród twórczości na emigracji 1831-1841, a ogłoszonych pośmiertnie w r. 1867 w dodatku do przekładów z Horacego[22].

Dziwna rzecz, że nic o polskich próbach tłumaczenia Lukrecjusza nie wiedział jeszcze Fryderyk Henryk Lewestam 1817-1878), kiedy w swej *Historii literatury powszechnej* zamieścił — wśród wnikliwego, jak na tamte czasy, wykładu o Lukrecjuszu — jeden wyjątek z tego poety, II 1-61, zatytułowany „o godności filozofii", w przekładzie własnym[23].

Fragmenty z tłumaczenia pierwszych czterech ksiąg poematu Lukrecjusza znajdują się również w rękopisie 6182/I Biblioteki Ossolineum we Wrocławiu[24], pochodzącym ze zbiorów Chrzanowskich w Moroczynie. Tłumacz zamierzał, jak się zdaje, dać przekład całości: przed przystąpieniem do przekładu wynotował sobie ilość wierszy każdej księgi, według swojego egzemplarza Lukrecjusza (1110, 1171, 1107, 1282, 1456, 1284, razem 7410), i zaczął tłumaczyć księgę I na s. 1 i n. (przeszło dwieście wierszy), zaczął księgę II na s. 39 (17 wierszy), III na s. 71 (14 wierszy) i IV na s. 101 (10 wierszy) i na tym pracę przerwał. Przekładał trzynastozgłoskowcem rymowanym, gładko, ale wiele miejsc już to nie zrozumiał dobrze, już to skrócił i uprościł, tak że pytać się chce, czy to brak dostatecznego przygotowania w łacinie u samego tłumacza, czy może niefortunny wpływ źle zrozumianego jakiegoś przekładu pomocniczego. Tłumacz sam widział potrzebę wygładzania przekładu i w księdze pierwszej robił to częściowo na bieżąco, a czasem wracał też do rewizji później (blady atrament).

Tego rodzaju prób tłumaczenia Lukrecjusza kryje się w rękopisach może i więcej, ale w sobie nie kryją one z pewnością żadnych rewelacji.

II

Weszliśmy w drugą połowę XIX wieku, a nie tylko nie posiadaliśmy drukowanego przekładu Lukrecjusza, podczas gdy inne kraje miały swoje przekłady od dawna[25], ale nawet ogólna znajomość Lukrecjusza u nas była nikła. Na „zupełną nieznajo-

---

[22] J. U. Niemcewicz, *Pism pośmiertnych tom I: Horacyusza Ody, Satyry, Listy. Przekłady i naśladowania*, Lipsk 1867. W różnych dodatkach mamy tu także przekład Lukrecjusza I 1—43 (na s. 85 i n.) oraz II 1—14 (na s. 89), dość swobodny, w trzynastozgłoskowcu rymowanym.

[23] F. H. Lewestam, *Historia literatury powszechnej*, I, Warszawa 1863, s. 462—464 (w przypisie: „O innych na nasz język przekładach Lukrecyusza nie jest nam wiadomo"). Przekład Lewestama w heksametrach nierymowanych!

[24] Rkps Ossol. 6182, z XIX wieku, ma s. 4 nlb. + 170 liczbowanych ołówkiem (na stronach nieparzystych, 1, 3, 5, ... 169). Na s. 3 nlb.: Tytusa Lukrecjusza *O przyrodzie istot. Poema.* Na s. 4 nlb.: ilość wierszy poszczególnych ksiąg w oryginale posiadanym przez tłumacza. Od s. 1 tłumaczenie Lukrecjusza. Wszystko, co dotyczy Lukrecjusza, pisane jest tą samą ręką, łącznie z poprawkami. Później inna ręka użyła rękopisu do zapisków gospodarskich.

[25] Na Zachodzie zaczęły one powstawać już w pierwszej połowie XVII wieku, a w drugiej połowie XIX wieku Niemcy, Francuzi, Anglicy mieli już po kilka całościowych tłumaczeń prozą

więc może z wpływu oryginału łacińskiego na język przekładu polskiego. Chodziłoby w nim zatem o jakieś latynizmy[33].

Nie jest także rzeczą wykluczoną, że Kasprowicz wykonał ową próbkę parafrazy urywku z Lukrecjusza w polskich heksametrach daktylicznych, imitujących heksametry oryginału, i że dlatego właśnie Chmielowski podkreślił u niego osobno „wprawne władanie rytmiką". Bo zwrócić tu można uwagę na fakt, że w tamtych latach tłumaczenie heksametrem było u nas modne[34].

Nie wiemy, dlaczego Kasprowicz nie zrealizował swego zamiaru, ani wtedy, lecz jako tłumacz sięgnął po utwory poetów nowożytnych, ani nigdy później, choć dał nam w swych przekładach również poetów starożytnych, Ajschylosa w latach 1908-1911, Eurypidesa w latach 1901, 1918. Stopień jego zainteresowania czy przejęcia się Lukrecjuszem potrafilibyśmy chyba jednak określić zbadawszy dokładnie ewentualne ślady wpływu tego poety rzymskiego na niedoszłego tłumacza[35].

IV

Na publikację polskiego przekładu całego utworu Lukrecjusza musieliśmy więc jeszcze zaczekać. Tymczasem zaś wypadło nam zadowalać się nadal próbami tłumaczenia mniejszych czy większych urywków, jakie podejmowali przygodni tłumacze z dorywczych okazji czy zrywów. Tak np. w wydanym przez Piotra Chmielowskiego i Edwarda Grabowskiego *Obrazie literatury powszechnej* przedrukowano wyjątki z Lukrecjusza w tłumaczeniu K. Mecherzyńskiego[36], z dodatkiem wierszy o zarazie ateńskiej, VI 1138-1198, w przekładzie Brunona Kicińskiego[37]. W dziesięć lat później Antoni E. Balicki ogłosił w Przeglądzie Polskim przekład tego samego obrazu zarazy w Atenach, doprowadzając go jednak do w. 1284[38]. We wstępnej informacji do niego Balicki pisał: „opis ... oddany ... z taką siłą i jakowymś rozpaczliwym bólem czy skargą, że bez przesady zaliczyć go można śmiało do najcelniejszych miejsc poematu". I przekład swój wykonał Balicki także z dużym odczuciem sytuacji.

---

[33] Kasprowicz znał języki klasyczne i może nie trzeba tutaj myśleć o innych wpływach obcojęzycznych, gdyby korzystał z jakiegoś tłumaczenia francuskiego czy niemieckiego. „Znam z nowożytnych języków francuski i niemiecki" — pisał Kasprowicz w sierpniu 1886 w jednym ze swych listów; por. Pamiętnik Literacki LII 1961, z. 2, s. 442.

[34] *Iliadę* Homera tłumaczyli heksametrem P. Popiel (1880), A. Szmurło (1887), S. Mleczko (1894), a *Odyseję* A. Bronikowski (cz. I 1859, cz. II 1867). Również Lewestam — por. przypis 8 — swój wyjątek z Lukrecjusza tłumaczył w heksametrach (nierymowanych).

[35] J. Kasprowicz, *Dzieła*. Wydanie zupełne (22 tomy), oprac. S. Kołaczkowski, Kraków 1930.

[36] *Obraz literatury powszechnej w streszczeniach i przekładach*, ułożyli P. Chmielowski i E. Grabowski, I, Warszawa 1895, s. 239—245. Wyjątki z Lukrecjusza przedrukowano tu w tej samej kolejności co u Mecherzyńskiego — por. przypis 28 — ale z opuszczeniem V 1226—1232, 222—234, II 352—366, 317—332, IV 133—140, V 999—1010.

[37] Przekład wykonany trzynastozgłoskowcem rymowanym, dobry.

[38] Przegląd Polski, 1905 (czerwiec), s. 435—440. Przekład wykonany trzynastozgłoskowcem rymowanym jest poprawny i lekki.

De rerum natura; bo i podany przezeń w przekładzie wybór urywków z tego utworu w zasadzie omija istotę filozofii epikurejskiej i ogranicza się do mniej istotnych dla poematu albo raczej dla traktatu filozoficznego treści.

Dla pełni obrazu dodajmy, że również Józef Kallenbach (1861-1929) dał rymowaną parafrazę wstępnych wierszy *De rerum natura*, I 1-45, dołączając ją do swych *Kilku uwag o poemacie Lukrecjusza*[30].

III

Nauka i literatura polska zaczęła więc w drugiej połowie XIX wieku wyraźnie odczuwać brak przekładu Lukrecjusza. I być może, że również pod wpływem tego wołania o polskie tłumaczenie ksiąg *De rerum natura* i o popularyzację ich znajomości u nas tłumaczenie to zamierzał nam dać w roku 1885 młody Jan Kasprowicz (1860-1926). W każdym razie jakąś chęć dokonania takiego tłumaczenia zdradzał w jednym z listów, zaginionym, do Piotra Chmielowskiego już przed wrześniem 1885 roku, a więc jeszcze jako student uniwersytetu wrocławskiego[31]. Na list Kasprowicza odpowiedział Chmielowski w liście z dnia 11 września tegoż roku[32]. „Nadesłanego wiersza: *Błogosławiona bądź, naturo*, zużytkować nie mogę w Ateneum ... Do tłomaczenia Lukrecyusza zachęcałbym Pana bardzo, gdyż widzę z wiersza nadesłanego, że językiem i rytmiką włada Pan wprawnie; prosiłbym tylko o zwrócenie baczniejszej uwagi na poprawność gramatyczną".

W dalszych słowach Chmielowski obiecał poecie nawet możliwość wydrukowania całkowitego tłumaczenia w „Bibliotece najcelniejszych utworów", wydawanej w Warszawie przez Lewentala.

Jakiej to poprawności gramatycznej żądał Chmielowski od Kasprowicza, trudno powiedzieć. Przypuszczać można, że ów „wiersz nadesłany" Chmielowskiemu, dotychczas nie zidentyfikowany, był jakąś próbką tłumaczenia lub parafrazy Lukrecjusza. Sam zaś tytuł *Błogosławiona bądź, naturo*, wskazywałby na wykorzystanie przez Kasprowicza sławnej inwokacji ks. I w. 1 i n. Niepoprawności owe wynikły

---

[30] Przegląd Akademicki I (luty) 1881, s. 3.

[31] Kasprowicz studiował w uniwersytecie lipskim (krótko) i wrocławskim w latach 1880—1887. Ale z wykładających wówczas we Wrocławiu filologię klasyczną — a byli to, jak mnie informuje nieoceniony znawca spraw filol. klas. dr Herbert Myśliwiec z Wrocławia, A. Reifferscheid (1885), K. Zacher, A. Rossbach i W. Studemund (1885/1886), M. Hertz i G. Wissowa (1886), L. Cohn — Lukrecjuszem zajmował się chyba tylko Hertz w wykładzie historii literatury rzymskiej okresu republiki (w semestrze letnim 1885). W dziesięć lat później recenzował on pracę Castellaniego o kwestii emendacji Lukrecjusza przez Cycerona (Berliner Philol. Wochenschr., 1885, s. 138), a Zacher ogłosił artykuł *Otfried und Lukrez* (Zeitschrift für deutsche Philologie XXIX, s. 531—533). Do Lukrecjusza zatem doprowadziło Kasprowicza najprawdopodobniej własne studium filozofii, bezpośrednio zaś Giordano Bruno z XVI wieku, który go nieco wcześniej natchnął także do poematu *Giordano Bruno*, gotowego do druku już w czerwcu 1885; por. Pamiętnik Literacki LII 1961, z. 2, s. 435, list Wiślickiego do Kasprowicza z 23 VI 1885.

[32] Pamiętnik Literacki LII 1961, z. 2, s. 447.

32,1 — 33,5), and at last Psyche's voluntary sacrifice (*Met.* IV 34,1 — 35,4). Let us add that the observance of the implication of causal-and-consecutive relations between the particular elements is a basic principle that is apparent in the whole story.

Now we shall try to define the function of the above characterized structure applied by Apuleius in the tale of Cupid and Psyche. Thus, this structure made it possible to group, in the narrator's relation, the maximal number of the events which the plot of this story about the extraordinary love of a mortal girl and a god is composed of. At the same time it must be mentioned that the narrator of the story is an old housekeeper of the robbers, and a listener- a girl (Charite)[14] who, kidnapped by the robbers, has been separated from her betrothed lover: *Sic captivae puellae delira et temulenta illa narrabat anicula* (*Met.* VI 25,1). This may provide grounds for assuming that there exists an evident connection of the story of Cupid and Psyche with that part of the main narration which recounts the adventures of the girl made captive by the band[15]. But we must examine the structure of the story of the love of Charite and her betrothed Tlepolemus. The story is divided into two principal parts[16]: *Met.* IV 23,2 — 27,3 and VI 27,3 — 32,3; VII 9,1 — 13,5. These are the main elements of its action: 1. the robbers bring the captured girl along and try to comfort her (*Met.* IV 23,2 — 24,2), 2. the girl's complaint (*Met.* IV 24,3 — 25,2), 3. the girl's tale about her interrupted betrothal (*Met.* IV 26,1 — 27,3), 4. the bandits' old housekeeper consoles the girl and explains her the meaning of her frightening dream; then she begins the story of *Cupid and Psyche* (*Met.* IV

---

[14] This name does not appear here before *Met.* VIII 1,1, but with the explanation that this is just the name of the girl with whom Lucius had suffered misery when captured by the bandits. In books IV, V, and VII she is called in most cases *puella*. Cf. the conclusions drawn from this fact by O. Weinreich, *Fabel, Aretalogie und Novella*, pp. 15 ff.

[15] H. van Thiel, *Der Eselroman*, I, *Untersuchungen*, München 1971, p. 110, assumes that this copious story of the despairing girl and the story of Psyche are mutually conditioned. At the same time he thinks, however, that the tale of Psyche serves only to reassure and comfort the distressed girl. He does not notice other functions of the story of Cupid and Psyche.

[16] Still K. Bürger, *De Lucio Patrensi*, Berolini 1887, pp. 46 ff., had stated that the first story of Charite contained in books IV, VI, VII had a closed form and did not belong together to the story of Charite's death in *Met.* VIII 2—14. Weinreich, *Fabel, Aretalogie, Novella*, pp. 15 ff., distinguishes two stories of Charite: the tale in books IV—VII of the adventures of the beautiful girl captured by the bandits and the story in *Met.* VIII 2—14 of Charite's revenge on Thrasyllus for murdering her husband. Weinreich's reasoning tends to prove that those two stories are linked together both by the persons of the two main characters and with the motive of a dream in which the phantom of Tlepolemus appeared to her: in *Met.* IV 27 and VII 8. It is worth noting, however, that although the part of Charite's adventures told in books IV—VII according to Weinreich's right suggestion was probably genetically a story, yet in Apuleius' version it was so closely blended with the main action of the narration about Lucius that it could be hardly acknowledged as an independent structure of the story. Structural features typical of the story are missing, and what is more, there is no separate narrator, unlikely as it was in the other stories in the *Metamorphoses*. A true story with clear structural attributes of the novella to be found only in *Met.* VIII (the tale about Charite's death).

postępowania występnej miłości mówca wprowadza do ostatniego członu anafory z *hic* jeszcze trzy inne: *ubique*, *nunc* (8), *aut*. Swój pogląd na Amora wyraża w zdaniu zamykającym długi szereg anafor: *Occasionem ullam prorsus nocendi non praeterit* (w. 222).

Negatywna ocena chrześcijan, którzy nie zerwali całkowicie z pogaństwem, dochodzi do głosu w I 25, 84—104. Długi szereg (6) zdań względnych z *qui* (w. 90—95) zawiera wyliczenie praktyk pogańskich przez nich uprawianych wbrew nakazom religii. W następnych zdaniach względnych (9), syntaktycznie łączących się bezpośrednio z poprzednimi, kaznodzieja piętnuje występki w dziedzinie moralności. Oburzenie na tych, którzy ograbiają bezbronnych, silniej się zaznacza dzięki wyodrębnieniu przez anaforyczne *qui* (3) poszczególnych kategorii ludzi, ofiar chciwości: *qui pauperes*, *qui viduas*, *qui pupillos exspoliant*.

W przeciwstawieniu do wyliczonych występków Zeno przedstawia pozytywny program życia chrześcijańskiego: *Haec*, *fratres*, *sicut cavenda sunt nobis*, *ita quae bona*, *quae pura*, *quae simplicia*, *quae pia*, *quae sancta sunt*, *sicut facitis*, *amplectenda* (I 13, 111—113). Zdanie jest utrzymane w tonie serdecznej zachęty. Emocjonalne zabarwienie ulega spotęgowaniu przez bezpośrednie zwrócenie się do słuchaczy (w w. 115 występuje: *dulcissimi flores mei*, użyte tylko tu).

Na podstawie przeprowadzonej analizy użycia anafory w *Tractatus* Zenona możemy stwierdzić, że autor stosuje ją z wyraźnym upodobaniem. W porównaniu jednak z innymi pisarzami tej epoki jest jeszcze względnie oszczędny w jej używaniu. Np. Ambroży w *Listach* posługuje się tą figurą ponad 350 razy[14].

2. EPIFORA

Natomiast mówca niemal stroni od epifory, którą wprowadził tylko kilka razy. I 25, 85—87: *qui vicinarum possessionum omnes glebulas*, *lapillos et surculos nostis*, *in praediis vestris fumantia undique sola fana non nostis*. Epifora podkreśla sarkazm kaznodziei piętnującego utrzymywanie kultu pogańskiego przez chrześcijańskich właścicieli ziemskich. W I 1, 36—38 moralista zwraca uwagę słuchaczy na ogromne znaczenie *pudicitiae* w życiu chrześcijańskim: *Per hanc* (scil. *pudicitiam*) *attingitis Christum*, *immo illa per vos vobiscum complectitur Christum*. Epifora może wzmacniać argumentację: *Ultra morem diabolus pugnat*, *sed Iob dissimulando plus pugnat* (I 4, 164 n.); autor użył jeszcze antytezy. Podobnie antytetycznie kształtuje autor epiforę w I 3, 18—20: *Iudaeus post sacramentum per hanc partem peccare potest*, *ille autem deinceps per hanc partem peccare iam non potest*. Biskup poucza słuchaczy, że obrzezanie nie jest samo w sobie środkiem uświęcenia. O ileż konsekwentniej od Żydów postępują kapłani pogańscy, pozbawiając siebie męskości. Epifora ma silny ładunek ironii.

Duże wyrafinowanie strukturalne wykazuje następujące zdanie: *Itaque beatus est*, *semper qui meminit*, *quod renatus sit*; *beatior*, *qui non meminerit*, *quid fuit*, *ante-*

---

[14] Adams, *o. c.* s. 119.

umieć zająć także własne krytyczne stanowisko wobec tekstu oryginału, w tym wypadku łacińskiego, co właśnie przy Lukrecjuszu, jak jest nieodzowne, tak też szczególnie trudne. Szymańskiemu prawdopodobnie nikt tych trudności nie uświadomił. I tłumacz ten sam wiedział, że „mierzył siły na zamiary" i że zamiar okazał się trudniejszy, niż sobie go wyobrażał, i że jego przekład Lukrecjusza musi zaczekać w rękopisie, aż się stanie prawdziwym Lukrecjuszem polskim.

Przy takich trudnościach, jakie przedstawiał sam tekst Lukrecjusza jako przedmiot przekładu, Szymański utrudnił sobie zadanie jeszcze bardziej przez przyjęte rygory formalne: rytmy i, zwłaszcza, rymy. Realizacja tych rygorów wypadła znakomicie — na pewno jednak na razie, tzn. przy takim stanie rękopisu, w jakim go trzymał u siebie tłumacz, kosztem merytorycznej poprawności przekładu. Heksametr Szymańskiego, w którym sporządził przekład, jest w całych partiach, można powiedzieć, wzorcowy. W każdym razie ma się wrażenie, że tak jakoś mogłaby wyglądać, mało powiedzieć znośna, ale wprost bardzo udana imitacja heksametrów antycznych w poezji polskiej. A piękną ozdobą przekładu są tutaj jeszcze i rymy.

Żałując bardzo, że Szymańskiemu nie było dane doprowadzić swojego przekładu do doskonałości merytorycznej stwierdzamy, że polski przekład poetycki Lukrecjusza czekał nadal na swego realizatora.

IX

Ze *Słownika współczesnych pisarzy polskich* dowiadujemy się, na podstawie materiałów nadesłanych redakcji *Słownika* przez Czesława Zgorzelskiego, że przekładu Lukrecjusza *De rerum natura* dokonał także Karol W. Zawodziński (1890-1949) i że rękopis tego przekładu był w posiadaniu jego rodziny[56]. Jednakże do rękopisu tego dotrzeć mi się nie udało[57].

Obok Zawodzińskiego i Szymańskiego wierszowała Lukrecjusza, w latach trzydziestych naszego stulecia, Halina Stawarska. Jej przekład księgi pierwszej, wykonany trzynastozgłoskowcem rymowanym, jest jednak całymi partiami zrozumiały jedynie dla tego, kto dobrze pamięta i rozumie tekst łaciński oryginału. Dla czytelnika nie znającego tej „pomocy" jest informacją trudną albo wręcz miejscami niezrozumiałą. I ten więc przekład nie zadowoliłby nas w całości[58].

[56] *Słownik współczesnych pisarzy polskich*, opracował zespół pod red. E. Korzeniewskiej, t. III, Warszawa 1964, s. 591.

[57] W korespondencji prof. Cz. Zgorzelski z Lublina pisze mi, że „tłumaczenie *De rerum natura* Lukrecjusza dokonane przez K. W. Zawodzińskiego miał w ręku przed 20 z górą laty i o ile dobrze pamięta, był to przekład całości ujęty w wiersze". Wyraża też przypuszczenie, że ten rękopis znajduje się obecnie — wraz z całym archiwum Zawodzińskiego — w Bibliotece Narodowej w Warszawie. Ale kierownik Działu Zbiorów Specjalnych BN w Warszawie zawiadamia mnie, że w „zbiorach po prof. K. W. Zawodzińskim nie ma rękopisu przekładu polskiego Lukrecjusza *De rerum natura*". A dotąd nie udało mi się także dowiedzieć o losach tego rękopisu w posiadaniu rodziny. Korespondowałem z synem śp. prof. Zawodzińskiego, panem K. Zawodzińskim w Toruniu.

[58] Lucretius, *O wszechrzeczy*(!) księga I, przełożyła H. Stawarska. Przegląd Klasyczny III 1937, z. 5—7, s. 429—452. Także w osobnych odbitkach.

Eos LXI 1973

THE FUNCTIONS OF THE TALE OF CUPID AND PSYCHE IN THE STRUCTURE OF THE *METAMORPHOSES* OF APULEIUS

By

STANISŁAW STABRYŁA

1

The story of Cupid and Psyche (*Met.* IV 28,1-VI 24,4) is one of the most controversial works in Latin literature[1]. The divergences in scholarly opinion concern both the question of the genological classification[2] of the tale which is considered either as a folktale[3] or a short story (novella)[4], and the problem connected with

---

[1] A. Mazzarino, *La Milesia e Apuleio*, Torino 1950, pp. 122 ff., asserts that the *folk-tale* of Cupid and Psyche was a novelty introduced by Apuleius in the Greek original of the novel about the *man-ass*. Mazzarino sees a typical Apuleian contamination in the manner itself in which the story was inserted. The problem of the originality of this story in the *Metamorphoses* is a controversial one, having found different explanations in scholarly works; cf. the discussion of the problem of the different views on the subject, Q. Cataudella, *La novella greca. Prolegomeni e testi in traduzione originali*, Napoli 1957, pp. 153 ff.

[2] Mazzarino, *o. c.* p. 139, considers the story of Cupid and Psyche to belong to the genre of Milesian Tale, but to be revolutionized by Apuleius: thus, according to Mazzarino it is possible to distinguish in Apuleius' work two types of the Milesia: 1. the stories coming from the old tradition of the genre represented in Greece by Lucius of Patrae who, after testimony in Photius (*Bibl.* 129) was the author of the Greek original of the *Metamorphoses*; this tradition coming from Aristides was represented in Latin literature before Apuleius by Sisenna. In Mazzarino's opinion, this kind of Milesia reveals a strongly marked fancy for erotic, obscene and adventurous themes, for the marvellous and all sorts of the extraordinary, 2. the second kind of the Milesia is found exclusively in Apuleius' *Cupid and Psyche*: this being a manifestation of the change made by Apuleius, as compared with the *old* Milesian Tale. This new kind of Milesia in Mazzarino's words may be even a tale of moralizing or edifying tendency as well. However, all these generalizations made by the scholar on the grounds of solely one work representing this new type of the Milesia seem rather premature. — For the list of more important features, typical of the Milesia cf. Cataudella, *o. c.* p. 143: he asserts that the story of Cupid and Psyche might belong to Milesian tradition (p. 138). Also L. Pepe, *Per una storia della narrativa latina*, Napoli 1959, pp. 160 ff., assumes that Apuleius is a representative of the Milesian tradition which was a sort of nourishment for his novelistic production.

[3] For the origin of the story of Cupid and Psyche we should undoubtedly look back, among other source, to a folk-tale: basic elements of this tale, of which Apuleius' version was a literary composition, are to be found in many countries of Europe, Asia and Africa, cf. J. Ö. Swahn, *The Tale of Cupid and Psyche*, Lund 1955, pp. 373—380, and P. G. Walsh, *The Roman Novel. The 'Satyricon' of Petronius and the 'Metamorphoses' of Apuleius*, Cambridge 1970, pp. 193 ff.

[4] In spite of a number of elements typical of the folk-tale which occur in the story, such as the fabulous motivation, the supernatural character of some events, the fabulous introduction (*Erant*

5. ANASTROFE

Zeno posługuje się nią rzadko (I 4, 170 n.): *divitiis exspoliaverat magnis, magnis vestit ulceribus*; *inest omnibus et ab omnibus arguitur* (II 1, 69).

6. TRADUCTIO

Na pograniczu figur powtórzeniowych i dźwiękowych można umieścić traductio (polyptoton), która, jak wiadomo, polega na powtórzeniu tych samych wyrazów w różnych formach fleksyjnych. Efekt figury zależy od możliwie bliskiego ich sąsiedztwa. Najsilniej oddziałuje parataksa wyrazowa. Zeno wprowadza do niej różne części mowy.

A. Powtórzenie parataktyczne tego samego wyrazu

a) Parataksa rzeczownikowa: *cedit affectus pietati, pietas religioni, favet utrisque religio* (I 4, 136); *ante saecula et in saecula et in saeculis et in omnia saecula saeculorum* (I 13, 138 n.); podobna formuła doksologii w I 15, 79 n. Por. *in saecula saeculorum* (I 25, 118; I 29, 20); *actumque est de mundo mundique ... substantia* (II 5, 41 n.); *urgent saltibus saltus* (I 5, 57); *sapientia sapientiam, omnipotentia omnipotentiam propagat* (I 17, 6 n.); *Cur legem lege distringis? Cur sub imaginem fidei fidem deponis?* (II 3, 129 n.); *quem mundus mundique non capit plenitudo* (II 12, 14 n.); *percussor percussorisque* (II 24, 25). Por. I 43, 34.

b) przymiotnikowa: *facinorosa facinorosorum ... crimina* (I 1, 118 n.); *beatissimusque beati orbis imperio potiretur* (I 4, 69); *officiis ... omnibus omni genere ... largus* (I 6, 5); *omnes omnino memorati omnesque felices ...* (I 4, 180); *colunt ... vani vana figmenta ...* (I 25, 23 n.); *surgentes ... novello novelli cum die* (I 44, 10; I 57, 12); *ut res magna magnis virtutibus magnisque laboribus quaereretur* (II 1, 28 n.);

c) czasownikowa: *...filius gaudens gaudente patre* (I 43, 34); *corrumpit aut corrumpitur* (II 7, 61); *aut iugulatur aut iugulat* (I 5, 111).

d) zaimkowa: *se in se ipsam* (I 1, 92); *per se in se* (I 7, 6); *ex usibus suis sua de mensa* (I 24, 14); *Legibus suis suas leges impugnat* (II 1, 55).

e) przysłówkowa: *sed fidelis semper, semper intrepidus* (I 2, 160 n.).

Z podanego zestawienia widać, że rzeczownik i przymiotnik występują z tą samą częstotliwością (ponad 10 razy), zaimek i czasownik znacznie rzadziej (4; 3), przysłówek (1), pozostałe zaś części mowy ani razu.

B. Powtórzenie nieparataktyczne tego samego wyrazu

Pojawia się ono znacznie częściej niż parataktyczne.

a) rzeczownik: *aut dicta non pro locis intelligunt aut dictorum* (I 35, 3); *aut virtutes ex libris aut ex virtutibus libros* [*agnoscimus*] (I 36, 113). *Lex ... pendet ex caritate, non caritas pendet ex lege* (ib. 142 n.); *legis ... sub lege ... legem ... legis* (I 43, 67—69); *in hominem ... homo* (I 54, 48 n.); *patri ... patris* (II 5, 38); *liberis ... liberorum* (II 7, 26); *adventicium vulnus inquilino vulnere* (I 4, 172); *de tempore —*

corporated with the frame narrative of the novel in this point of the narrator's relation which deals with the abducted girl's keenest expression of despair; the story of Cupid and Psyche, presenting a similar train of events: the happiness of the loving couple — the turning-point — a series of misadventure — the turning-point — the „happy end", constituted a metaphor which anticipated and foretold that the lovers — Charite and Tlepolemus — would unite in marriage in the nearest future[19].

Thus, the basic function of the story of Cupid and Psyche in the structure of the *Metamorphoses* may be defined as structural and metaphoric. Finally, it should be stressed that the analysis of the structure of the story of Cupid and Psyche and the surrounding frame narrative has permitted to reveal, on the grounds of the literary facts only, one of the essential functions of this story in the *Metamorphoses*[20].

3

Now let us consider the problem of the function of the story of Cupid and Psyche exclusively under the aspect of subject matter and ideas, irrespective of the question of formal structure. This story begins typically as a folk-tale[21]: *Erant in quadam civitate rex et regina* (*Met.* IV 28,1); it was inserted into the structure of Apuleius' novel by an anouncement of the purely amusing (ludical) function of story: *Sed ego te narrationibus lepidis anilibusque fabulis protinus avocabo ...* (*Met.* IV 27,5)[22]. The word *avocare* was used here to determine the entertainment which the narrative will constitute for the distressed girl; at the same time this word shows that the old housekeeper intends to avert the girl's mind off her present situation[23]. The narrator of the story, the old housekeeper of the robbers clearly defined the entertainment purpose of the narrative. It may perhaps be said that the author in a direct statement of the narrator indicated one of the chief functions of this story

---

[19] It would be an anticipation which according to Tatum, *o. c.* pp. 524 f., is one of the basic functions of the stories in Apuleius' work. However, we deal here — as we tried to prove above — not with a simple anticipation, but with one of structural and metaphorical kind.

[20] Junghanns, *o. c.* p. 157, suggested, without, however, providing that it has been known since long that there exists an artistic relationship between the story of Cupid and Psyche and the story of the death of Charite in *Met.* VIII 2—14. This connection was to be expressed, after Junghanns, in a general tendency prominent in both stories.

[21] Scazzoso, *o. c.* p. 189, even spoke of the prependerance of fabulous elements in this story over other factors. In Scazzoso's opinion it is due to Apuleius' tendency to preserve a full artistic unity in this story. But it must be admitted that rather Grimal, *o. c.* p. 21, is right in asserting that this tale is above all a story. If I understood well this scholar's views, he just means the preponderance of the structural elements over folk-tale in *Cupid and Psyche*.

[22] Cf. van Thiel, *o. c.* pp. 109 ff.

[23] O. Schissel von Fleschenberg, *Die griechischen Novelle. Rekonstruction ihrer literarischen Form*, Halle 1913, p. 56, rightly remarked that this story, contrary to the other tales of Apuleius, is not narrated upon request but that the narrator of his own free will tells it. This *voluntas* of telling the story can be seen also in *Met.* IX 8,7 or IX 14,1.

with this trend of interpretation there exists a strict analogy between the history of Psyche and Lucius' career: the tale of Cupid and Psyche is „the projection of Lucius' fate into the world of myth and presents a vision of the progress of the human soul alienated from the true reality, yet searching unceasingly for it and being eventually admitted to it by initiation into mysteries"[10]. Undoubtedly, it should be put to the credit of this interpretation that it tries to found the symbolic explanation of the meaning of Cupid and Psyche's story on the statement of the relation of this tale to the structure of the *Metamorphoses*. However, this interesting theory has a flaw: namely the scholars leave out the fact that *Cupid and Psyche* is a love story above all, whereas the main narrative referring to Lucius' career is of adventurous type, though containing some erotic motives. So, an analogy between the fundamental idea of the framework action and the tale of Cupid and Psyche seems to be doubtful in the light of mere literary facts.

It is evident from the present considerations that the studies made so far on the story of Cupid and Psyche were aiming to reveal its symbolic or literary-symbolic meaning. However, they did not answer fully the question, as to what function ought to be ascribed to this story in the structure of Apuleius' work. The chief aim of the present paper is to determine the functions of the tale of Cupid and Psyche in the *Metamorphoses* purely on the basis of the analysis of the provable literary facts, without applying the symbolic or allegorical interpretations which are rather hypotheses than real evidence.

Let us begin our conisderations with the characteristics of the structure of the story itself. Thus, the chain of events which the action of this story is composed of is founded on the fundamental motive of the love of a couple seperated by an envy. This motive of the young couple's unhappy love of whom one is a god and the other a human, was made in the story the compositional centre to which all the elements of the relatively extended plot were subordinated, e.g. the spiteful doings of Psyche's jealous sisters, Venus' anger and her revenge on the girl, or Psyche's wanderings in search of Cupid[11]. The basic conflict between Cupid and Psyche's

---

[10] Cf. Walsh, *o. c.* pp. 191 ff.: undoubtedly this is a symbolical interpretation taking, however, into consideration the connection between the story of Cupid and Psyche and the structure of the *Metamorphoses* as a whole. Recently this allegorical and symbolic view was widely presented by Tatum, *o. c.* pp. 508—514, based on dissertation by C. C. Schlam, *The Narrative Structure of the Metamorphoses of Apuleius* (Diss. Columbia 1968); I can only regret that I have not been able to acquaint myself with this study, as yet unpublished.

[11] The problem of the relation of the literary version of the story of Apuleius to earlier folk and literary tradition is very interesting. But it is rather difficult to define this relation in view of the impossibility to differentiate the folk tradition from the literary one. The scholars tend to differ on the question of the originality of the story of Cupid and Psyche: C. Morelli, *Apuleiana IV*, Stud. It. di Fil. Class. XXI 1915, pp. 119—157; Reitzenstein, *Das Märchen ...*, passim; K. Kerényi, *Die griechisch-orientalische Romanliteratur in religionsgeschichtlicher Bedeutung*, Tübingen 1927, passim, assume that all of Apuleius' tales, and the story of Cupid and Psyche among them, could have been found in Lucius of Patrae. This conception was opposed by Junghanns, *o. c.*,

jących *Epitome* Florusa. Uwzględnia je i opisuje znajdujący się w Dziale Rękopisów rękopiśmienny Katalog Rękopisów Biblioteki Uniwersyteckiej we Wrocławiu, tzw. „Katalog Goebera" (t. I, s. 97-100, t. II, s. 22-24, i t. VIII, s. 140), jak również tzw. „Katalog Friedricha" (indeks do tego katalogu zaznacza wprawdzie istnienie tylko dwóch rękopisów Florusa, ale trzeci został odnotowany jako pseudo-Liwiusz).

Pierwszy zawierający tekst Florusa rękopis o sygnaturze IV F 38a pochodzi z XV w. Jest kodeksem pergaminowym o wymiarach 26×19 cm, liczy 81 kart, z których k. 1 ma wycięty prawy górny róg, a k. 81 odciętą dolną połowę. Pismo humanistyczne antykizujące. Przednia i tylna wyklejka z karty jakiegoś graduału. Oprawę ma drewnianą, obciągniętą skórą o wzorze stemplowym z widocznymi śladami po klamrach. Kodeks pisany w całości jedną ręką. Pochodzi ze zbiorów dawnej Biblioteki Uniwersyteckiej we Wrocławiu, która zakupiła go w 1826 roku. Rękopis jest prawdopodobnie pochodzenia włoskiego. Na dolnym marginesie jego k. 1. widnieje odręczny napis: Ex libris Weyl, nie wcześniejszy niż z XVIII w. Rękopis zawiera oprócz epitomy Florusa (k. 1-36v) *Breviarium* Festusa Rufusa (k. 37-43) i Iuliusa Frontinusa *De re militari* (k. 43v-81).

Tekst *Epitomy* Florusa rozpoczyna się od słów: *Bellum cum Etruscis Faliscis et Fidenatibus. Assidui vero* ..., tj. od lib. I 6, ponieważ z pierwszego kwinternionu kodeksu zachowała się tylko środkowa część składki. Również skutkiem tego defektu jest po karcie 2v luka w tekście obejmująca rozdziały I 11 — I 18: *Fabios et Papirios patres eorumque liberos ... a viro militia peritissimo vincimur feda clades.* Tekst kończy się słowami: ... *titulo consecraretur.* Następnie na karcie 36v jest spis treści, po którym ... *Explicit liber Lucii Annei Flori.*

Drugi rękopis zawierający tekst Florusa występuje pod numerem I F 262. Pochodzi z pierwszej połowy XV w. i składa się z 208 kart papierowych o wymiarach 29,5×22 cm, zapisanych częściowo w dwóch, częściowo zaś w jednej kolumnie. Oprawa drewniana, obciągnięta skórą gładką, ma ślady po klamrach i łańcuchu. Na zewnętrznej stronie okładki podłużny szyldzik pergaminowy z wyczerpującym podaniem treści i czerwoną sygnaturą BX. Pergaminowa karta ochronna zawiera spis treści, wykonany inną ręką, i XV-wieczną sygnaturę 48. Na wewnętrznej stronie okładki papierowy ekslibris Bueschinga: „Aus der Bibliothek der Augustiner Chorherrn zu Breslau", co wskazuje, że rękopis pochodzi z biblioteki Kanoników Regularnych na Piasku.

Zawartość kodeksu mieszana: z autorów starożytnych występuje, jak i w kodeksie poprzednim, obok Florusa Festus Rufus, a prócz tego Kwintylian; obok Boccacia i Petrarki notatki historyczne, geograficzne, mitologiczne, pozycje teologiczne, pouczenia dla duchowieństwa, spisy cudów itp.

Epitoma Florusa, zawarta na kartach 20-71, ma własną foliację od numeru 1 do 52. Rozpoczyna się słowami: *Populus Romanus a rege Romulo in Cesarem Augustum* ... Kończy się: ... *ipso nomine et titulo consecraretur* etc. *Gratias tibi ago Christe quia liber explicit iste Amen, Amen, Amen.* Tekst pisany czarnym atramentem jednokolumnowo, bez graficznego wyróżnienia tytułów rozdziałów.

these two functions. The only function which would still come into consideration is the entertainment function; but its direction would be changed now: the story would then provide entertainment to the reader (but not, as in the structure of the *Metamorphoses* — to Charite, the protagonist of that part of Apuleius' novel). In the light of these explanations it becomes obvious that the researchers who had treated this story as a work independent, detached from the structure of the *Metamorphoses*, noted only this entertainment function of *Cupid and Psyche*, and turned it over directly to the readers.

Kraków

7. The sisters' envy (*Met.* V 7,1 — 13,6), 8. Cupid's warnings repeated (*Met.* V 11,3 — 13,6), 9. The sisters' envy renewed (*Met.* V 14,1 — 21,2), 10. Detection and flight of Cupid (*Met.* V 21,3 — 25,4), 11. Kindly advice of Pan (*Met.* V 25,1 — 25,6), 12. Death of the sisters (*Met.* V 26,1 — 27,5), 13. Venus informed (*Met.* V 28,1 — 31,7), 14. Psyche at the shrines (*Met.* VI 1,1 — 5,4), 15. Venus commissions Mercury (*Met.* VI 6,1 — 8,3), 16. Hostile reception by Venus (*Met.* VI 8,4 — 9,6), 17. First trial: sorting of grain (*Met.* VI 10,1 — 11,3), 18. Second trial: golden wool (*Met.* VI 11,4 — 13,2), 19. Third trial: water from the hilltop (*Met.* VI 13,2 — 15,6), 20. Fourth trial: visit to Hades (*Met.* VI 16,1 — 21,2), 21. Cupid rescues Psyche (*Met.* VI 21,3 — 21,4), 22. Cupid visits Jupiter (*Met.* VI 22,1 — 22,5), 23. Divine assembly (*Met.* VI 23,1 — 23,5), 24. Marriage-feast (*Met.* VI 24,1 — 24,4). It is possible, indeed, that the distribution of the action of *Cupid and Psyche* into the compositional elements could be made in a different manner; it seems, however, that this way of analysing the structure of the story, as recently presented, contains all the more important parts of the structure of *Cupid and Psyche*, and can be applied to our further considerations.

Describing the construction of the action itself of *Cupid and Psyche* it ought to be stressed again that there is no proper catastrophe here: the action runs in short sections which have pretty much the same emotional tension. Of course, we find some culminating points which raise the tension and expectation to the highest degree in the development of a line of the action, as, e.g. in a tragic scene when Psyche of her good will was obeying the oracle's verdict (*Met.* VI 34,1 — 35,4), or when she decided to find out her lover's identity (*Met.* V 21,2 — 23,2).

These scenes admittedly add a dramatic aspect to the action itself, but the structure of the tale is not closely related to the group of Apuleius' stories of dramatic type. It seems, instead, that we deal in *Cupid and Psyche* with a chain-structure of the story: the principle of this kind of composition is the combining by the author of a relatively long series of events, without building up a distinct catastrophe. Speaking more picturesquely, an action in the chain-structure stories runs along a sinuous line of the same amplitude from the point when the plot is knit up (*Met.* IV 28,1 — 33,3) until when the conflict is resolved (*Met.* VI 23,2 — 24,4). These turning-points set the course for the action: the main turning-point (*Met.* V 22,1 — 23,4) begins the series of the misfortunes of Psyche separated from her lover; the second turning-point (*Met.* VI 22,1 — 22,4) brings the couple's distresses to an end. Thereafter the action will tend fast to the happy conclusion.

At last it is worth noting that the separate links making up the whole chain of events presented in the narrator's relation are bound very closely together: the base of their junction being the causal-and-consecutive relations between succeeding elements. And so, for example, the divine honours paid to Psyche owing to her supernatural beauty (*Met.* IV 28,1 — 29,4) provoke the envy and anger of Venus--goddess of beauty, and then bring about her orders to Cupid (*Met.* IV 30,1 — 31,5); the next link is Psyche's father's receiving a treathening oracle (*Met.* IV

Bezpośrednio po *Epitomie* Florusa następuje na kartach 71-75 *Breviarium rerum gestarum populi Romani viri illustris Festi*, a po nim na kartach 75v-78 alfabetyczny indeks do Florusa.

Trzeci znajdujący się we Wrocławiu rękopis Florusa (nr I F 312 b) pochodzi z XV w. (być może nawet z drugiej połowy tego stulecia) i był początkowo częścią większej całości. Podzielono go później na dwa samodzielne kodeksy pod sygnaturami I F 312 a i b. Jest to kodeks papierowy o wymiarach 30×21 cm, zapisany jedno- lub dwukolumnowo różnymi rękami. Nie posiada średniowiecznej oprawy. W czasie ostatniej wojny na skutek zamoknięcia uległ zniszczeniu prawy górny margines i duża część sąsiadującego z nim tekstu na całej objętości rękopisu. Kodeks posiada pergaminową kartę ochronną ze spisem treści. Pochodzi ze zbiorów dawnej Biblioteki Uniwersyteckiej we Wrocławiu. Dawniejsza proweniencja nie ustalona.

Tekst Florusa mieści się na k. 171-207v i zaczyna się słowami: *Incipit historia Titi Livi. Populus Romanus a Rege Romulo in Cesarem* ... Kończy zaś: ... *ipso nomine et titulo consecraretur. Explicit liber cronice Romane. Laus deo gloria Christo.* Tekst pisany w dwóch kolumnach.

Oprócz Florusa kodeks zawiera różnorodne pisma teologiczne oraz *Excerpta de moralibus venerabilis* [Ps.] *Senece.*

Omówiony przez Lewandowskiego rękopis krakowski został zaliczony do drugiej klasy rękopisów z rękopisem N (Palatinus Latinus) na czele i uznany za najbardziej zbliżony do rękopisów wcześniejszych tej klasy. Wypada zastanowić się obecnie, do jakiej grupy rękopisów należą wrocławskie kodeksy zawierające tekst Florusa. Nie zostały one uwzględnione w wydaniu O. Rossbacha z r. 1896 (co odnotowano zresztą przy opisie rękopisu I F 262 w „Katalogu Goebera") ani w wydaniu H. Malcovati z 1938 r., jak również w wydaniu P. Jala z 1967 r. Mogłoby to oznaczać zupełną ich nieprzydatność dla krytyki tekstu. Czy tak jest istotnie? Gdy porównamy lekcje wszystkich trzech wrocławskich rękopisów Florusa z wydaniem P. Jala (Florus, *Oeuvres*, I-II, texte etabli et traduit par Paul Jal, Paris 1967) uwzględniając przeprowadzony tam podział na klasy, wykazy błędów charakterystycznych dla wszystkich grup, tablice i stemmę (s. CXXXVII-CXLV), dojdziemy do wniosku, że rękopisy wrocławskie należą również do klasy drugiej, ale do dalszej niż rękopis krakowski grupy. Nie są identyczne, lecz wykazują największe podobieństwo do grupy K.

Jak widać z tego, przechowywane we Wrocławiu rękopisy Florusa nie wniosłyby zbyt wiele nowego do badań nad krytyką tekstu starożytnego epitomatora historii rzymskiej, mogą więc nie dostrzegać ich istnienia zagraniczni wydawcy Florusa, niemniej jednak wymagają bezwzględnego zainteresowania przy podejmowaniu tego typu pracy jak *Florus w Polsce*, jeśli ma ona, choć w ogólnych zarysach, wyczerpywać zagadnienie.

Wrocław

Eos LXI 1973

WROCŁAWSKIE RĘKOPISY FLORUSA

Napisała

BOŻENA MOSTOWSKA-GŁOMBIOWSKA

W serii „Archiwum Filologiczne" (tom XXVI), wydawanej przez Komitet Nauk o Kulturze Antycznej PAN, ukazała się w 1970 roku praca Ignacego Lewandowskiego pt. *Florus w Polsce*. Wedle słów samego autora we wstępie (s. 6) „praca dotyczy recepcji w Polsce najbardziej poczytnego szkicu historii rzymskiej pióra Florusa" — żyjącego w epoce Trajana i Hadriana epitomatora dzieła Liwiusza. Autor książki dokonał wszechstronnej analizy różnorodnych materiałów, rejestrujących znajomość Florusa w Polsce na przestrzeni wieków. Sięgnął więc do rękopisów, wydań i przekładów Florusa, przejrzał dostępne mu katalogi bibliotek publicznych i prywatnych, programy szkolne, spisy wykładów Uniwersytetu w Krakowie. Śladów recepcji Florusa w Polsce szukał również w literaturze pięknej. Zdaje sobie jednak, jak sam zaznacza, sprawę, że niejeden szczegół mógł zostać pominięty, gdyż nie wszystkie źródła były mu dostępne. Zastrzeżenie takie nie usprawiedliwia autora we wszystkich wypadkach, zwłaszcza że szczegół, na który zamierzam zwrócić uwagę, nie podpada pod kategorię źródeł niedostępnych dla badań.

Rozdział drugi książki Lewandowskiego stanowi przegląd rękopisów, starodruków i przekładów Florusa w Polsce. Materiał łącznie niezbyt obszerny, podtytuł rozdziału wymienia dwa rękopisy, dwa wydania, jeden przekład całości i kilka przekładów fragmentów. Przy takiej szczupłości istniejącego materiału tym bardziej każdy pominięty szczegół zasługuje na wnikliwą uwagę. W toku rozdziału autor omawia dwa rękopisy Florusa: krakowski (opracowany już w 1898 r. przez P. Passowicza w rozprawce *De Flori codice Cracoviensi*) i wrocławski. Rękopis krakowski, pochodzący z XV w., była własność lekarza humanisty Andrzeja Grzymały z Poznania, został potraktowany obszernie, ponieważ do chwili obecnej znajduje się w zbiorach Biblioteki Jagiellońskiej pod sygnaturą 416. Natomiast o rękopisie wrocławskim zamieścił Lewandowski jedynie krótką wzmiankę dlatego, że rękopis ten, również pochodzący z XV w., zaginął w czasie ostatniej wojny, a tylko opis jego figuruje dotąd w katalogu K. Zieglera z 1915 r., obejmującym łacińskie kodeksy klasyczne byłej Biblioteki Miejskiej we Wrocławiu. Twierdzenie Lewandowskiego zgodne jest ze stanem faktycznym: rękopis Florusa, oznaczony sygnaturą R 78, rzeczywiście nie istnieje w zbiorach obecnej Biblioteki Uniwersyteckiej we Wrocławiu. Autor *Florusa w Polsce* nie zaznaczył jednak w jakikolwiek sposób istnienia w tejże wrocławskiej Bibliotece Uniwersyteckiej trzech innych rękopisów zawiera-

Wprawdzie autor określa siebie jako człowieka nieuczonego i niewymownego (*homo imperitissimus et elinguis*, w przeciwstawieniu do *docti*, II 1, 2 n.[7]), ale musiał posiadać formację retoryczną i zetknąć się z literaturą pogańską. W opracowanych kazaniach posługuje się prozą artystyczną w stylu azjańskim, w pozostałych — językiem prostszym, mniej ozdobnym, choć i tu nie brak zastosowania pewnych środków retorycznych.

W niniejszym artykule przedstawimy tylko niektóre właściwości stylu Zenona, tj. figury powtórzenia i figury dźwiękowe.

I. FIGURY POWTÓRZENIA

Retoryka antyczna nie zna terminu nadrzędnego na określenie figur, których istota polega na powtarzaniu wyrazu lub grupy wyrazów w obrębie zdania czy jego członów. Powtarzanie tego samego słowa w krótkich odstępach jest, jak wiadomo, właściwością mowy potocznej, w języku zaś pisanym może ono stanowić świadomy zabieg stylistyczny. Niektórzy autorzy późnołacińscy chętnie nim się posługiwali[8].

1. ANAFORA[9]

Zenonowi zapewne odpowiadała ta ozdoba stylu, jak świadczy częstotliwość ciągów anaforycznych, liczba powtórzeń w obrębie poszczególnego szeregu oraz łączenie paru anafor. Wyraźna anafora występuje u niego ok. 130 razy, co wydaje się dużą liczbą, gdy się uwzględni, że tylko część kazań posiada szatę językową starannie opracowaną przez autora (zob. wyż.). Częstotliwość zaś powtórzeń w obrębie poszczególnego ciągu kształtuje się następująco:

Ilość powtórzeń	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	14	24
Ilość anafor	38	26	15	17	9	6	4	3	4	1	1	3	1

Oczywiście anafora działa efektowniej w miarę wzrastania powtórzeń w obrębie danego ciągu. Cycero, zwłaszcza w mowach o stylu podniosłym, używa nieraz silnie emfatycznego powtórzenia pięciokrotnego czy sześciokrotnego. W późniejszej prozie pojawia się pewna tendencja do przesadnego „zagęszczania" anafory, co prowadzi do monotonii; np. w Corpus Cyprianeum pojawia się ciąg anaforyczny o 17, a nawet o 24 członach, u Arnobiusza bywają powtórzenia 13 i 15-krotne[10]. W listach Ambrożego maksymalne powtórzenie sięga 11 razy, normalna zaś liczba powtórzeń jest w granicach: 2-4 razy[11]. U Piotra Chryzologa górną granicą jest

---

[7] Przy lokalizacji przytoczeń z Zenona podajemy według wydania Löfstedta liczbę księgi, kolejny numer kazania i wiersz.

[8] J. B. Hofmann, A. Szantyr, *Lateinische Syntax und Stilistik*, München 1965, s. 820 n.

[9] Hofmann, Szantyr, *o. c.* s. 694, jest ona zaliczona do Stellungsfigur.

[10] Hofmann, Szantyr, *o. c.* s. 694.

[11] M. A. Adams, *The Latinity of the Letters of Saint Ambrose*, Washington 1927, s. 119 (Patristic Studies of the Catholic University of America 12).

capacitas) oraz w znaczeniu przenośnym, chrześcijańskim: mieć, posiadać w sobie Boga przez wiarę i miłość w nawiązaniu do cytatu I *Cor.* 3, 16 przytoczonego wyżej (w. 32 n.): *Vos estis templum dei et spiritus dei habitat in vobis.* Żywa wiara sprawia wzrost wewnętrzny (*aedificatio*) człowieka.

d) [scil. *Iudaei*] *agno salutari neglecto ingrati viles agnos cum amaritudine, homines amari, manducant* (II 17, 9—11). Aluzja do paschy żydowskiej, podczas której Żydzi spożywali według prawa Mojżeszowego (*Exod.* 12) baranka z gorzką sałatą (*agnos cum amaritudine ... manducant*). Na skutek nieuznania Chrystusa za Mesjasza Żydzi zachowują tylko to, co zapowiadało przyszłe ich zbawienie (*agno salutari neglecto*). *Agnus salutaris* oznacza Chrystusa, gra więc słów opiera się na wprowadzeniu przy *agnus* sensu zwykłego i chrześcijańskiego. Wzmacnia ją jeszcze przeciwstawienie *amaritudo* (gorzkość w smaku: znaczenie dosłowne) i *amari* użytym w znaczeniu przenośnym (zgorzkniały, przykry, zły).

e) *deos esse adversus deum asserentes* (I 13, 44). Zeno objaśnia alegorycznie gigantów wspomnianych w *Gen.* 6, 4. Podawali się oni za bogów, występując przeciw prawdziwemu Bogu; *dei* oznacza w tekście fałszywych, pogańskich bogów, a *deus* — Boga prawdziwego. Efekt słowny daje właśnie przeciwstawienie obu sensów tego samego wyrazu.

f) *At Thamaris nostrae cum processu temporis procedit et uterus* (I 13, 26). Rzeczownik *processus* określa tu następstwo czasowe, natomiast spokrewniony czasownik — następstwo przestrzenne, zwiększanie się, przybywanie. Gra słów opiera się na kontraście różnych odcieni semantycznych.

g) *festinant* [scil. *nautae*] *in cassum iactura vasorum navem levare ponderibus, quae prophetae pondere premebatur* (I 34, 40 n.). Zdanie, nawiązujące do historii proroka Jonasza (*Jon.* I 4 n.), zawiera grę słów przez wprowadzenie rzeczownika *pondus* w sensie dosłownym (*pondera* = ciężkie przedmioty, bagaże) i przenośnym (*pondus* = misja proroka).

h) *prodigiosae libidinis ignes ignis divinus incendit* (I 4, 88). Gra słów polega tu na zestawieniu znaczenia dosłownego z przenośnym. Moralista przypomina słuchaczom wydarzenia z *Gen.* 19: ukaranie przez Boga deszczem ognia i siarki (*ignis divinus*) mieszkańców Sodomy oddających się nienaturalnej żądzy (*prodigiosae libidinis ignes*).

Jedynym przykładem gry słów opartej na ambiguum byłoby zdanie z I 4, 88: *Ipsa* [scil. *libido*] *Iouem innumerabilibus variis magnisque criminibus maximum fecit.* Mówca nadaje wypowiedzi ironiczne zabarwienie przez użycie przymiotnika *maximum* w dwojakim znaczeniu: zwykłym i jako terminu technicznego, tj. kultowego epitetu Jowisza (*Juppiter Optimus Maximus*).

Zeno nie jest wyjątkiem wśród pisarzy chrześcijańskich. Zarówno w listach Cypriana, jak i w *Sermones* Augustyna gra słów oparta na ambiguum występuje bardzo rzadko[23].

[23] Ch. Mohrmann, *Word-play in the Letters of Saint Cyprian*, Etudes sur le latin des Chrétiens, t. I, Roma 1961, s. 292; *Das Wortspiel in den augustinischen Sermones*, ib., s. 331 nn.

101—103); *non miserabilis, sed mirabilis* (II 2, 60); *dives in divitibus ditior* (I 1, 210); *veram vitam* (I 2, 13); *aliquotiens alimenta* (I 2, 26); *terribilis turba* (I 1, 107 n.); *infelix et impudicum* (I 1, 144); *agriolae artificis* (I 2, 247); *veri sunt vermes* (I 15, 72); *et vereretur et veneraretur* (II 4, 44); *Si spiritaliter saperent* (II 8, 88); *ponderibus, quae prophetae pondere premebatur* (I 34, 41); *turbationum tempestate tranquilla* (I 4, 13); *Quid agricola semina spargit, si sudoris sui praemium non colligit messem?* (I 36, 20 n.); *fremitu ferina* (II 2, 15); *flatus ac fluctus* (ib. 16); ... *criminator, qui, quod sensim serpat, serpentis nomen accepit* (II 4, 48); *ullus ulli usquam* (ib. 53); *pater pius, propheta* (II 9, 181); *salvo salutis statu veteris hominis vestri felici morte victuri* (II 23, 6); *sancti spiritus semine* (I 2, 242); *lignum letale* (I 3, 167).

Zeno jest raczej powściągliwy w posługiwaniu się aliteracją. Nie ma u niego bardziej kunsztownych zestawień paru ciągów dźwiękowych, jakie pojawiają się np. w *Listach* Ambrożego[24].

d) wyrazy z asonansem: *subeuntes in nisum laboris vel amoris* (I 4, 192); *melius credens hominibus se ream praebere debere quam deo* (I 182); *mortis oderat moras* (ib. 191 n.); *si annus est sterilis, multo magis si fertilis fuerit* (I 5, 101 n.); *invenies te insultare potius quam rogare* (I 14, 57 n.); *Iob et sanitatem recepit et facultatem* (I 15, 73 n.); *lugubri clangore tubarum armorumque fragore terribili* ... (I 34, 87); *sub ... desperatione nativitatis et admiratione* (I 59, 12); *in lege ... legat* (II 8, 10); *plus honestati consulens quam utilitati* (I 1, 17 n.); *iustificata — glorificata* (I 13, 174 n.); *canentibus — credentibus* (I 33, 33); *figura — natura* (I 2, 154); *puritatem — unitatem* (I 37, 26); *non vetusti, non usti* (I 41, 16); *reiectio — electio* (I 61, 9); *procuratores vel gubernatores* (II 4, 153); *servemus — speremus* (I 36, 51); *caritate, non necessitate* (II 5, 82); *ardore seu dolore compulsae ... putant se aut imitari aut vindicari* (I 1, 123 n.); *sudoremque sordidarum* (II 7, 165 n.); *deformis — enormis* (II 30, 15); *nascitur — discitur* (II 2, 5); *et liberatus a deo est et honoratus* (I 1, 166 n.); *sordidarum — ararum* (II 7, 166); *dignitate — potestate* (II 8, 79 n.; II 12, 4 n.); *infirmissimum — potissimum* (II 8, 88); *accepturus — perditurus — accepturus — daturus* (II 5, 75—77).

Jako podgrupę można wyodrębnić wyrazy mające podobne zakończenia, tzn. w których ostatnia czy dwie ostatnie zgłoski są takie same. Występuje wówczas homoioteleuton. Często tworzy on rym, a w każdym razie wyraźny asonans, jeśli wyrazy znajdują się na końcu członów lub zdań. Zeno wyraźnie się lubuje w gromadzeniu homoioteleutów, zwłaszcza form czasownikowych. Np. I 1, 213—219. *Per te legitima ieiunia celebrantur, per te allegatae priusquam fundantur acceptantur preces ... Per te saeculum vincitur, concupiscentia omnis eliditur, diabolus subiugatur, Antichristus non timetur, spiritus sanctus inducitur, glorificatur Christus, deus pater omnipotens propitiatur*[25]. Por. *et praesentia odissent et futura credidissent pariter-*

---

[24] Adams, *o. c.* s. 121.

[25] Dla ocenienia stylu Zenona instruktywne jest zestawienie z hyperazjańską manierą Apulejusza, np. *Flor.* 18, 3—5: *Praeterea in auditorio hoc genus spectari debet non pavimenti marmoratio nec proscaenae columnatio, sed nec culminum eminentia nec lacunarium refulgentia nec sedilium*

27,4 — 27,5)[17]. The second part of the tale of the adventures of Charite and Tlepolemus starts in the book VI of the *Metamorphoses*, after ending the story of Cupid and Psyche: 5. the girl's escape with the ass from the robbers' grotto (*Met.* VI 27,3 — 29,5), 6. the robbers recapture the fugitives (*Met.* VI 30,1 — 30,4), 7. the robbers plan the terrible death as a revenge on the girl and the ass (*Met.* VI 31,1 — 32,3), 8. Haemus-Tlepolemus gets in disguise to the bandits' place (*Met.* VII 5,2 — 11,5), 9. Tlepolemus and Charite come back home (*Met.* VII 12,1 — 13,2), 10. the bandits punished (*Met.* VII 13,3 — 13,4), 11. the wedding of Charite and Tlepolemus (*Met.* VII 13,5 — 14,1).

This review of the elements of the action of the tale about Charite and Tlepolemus' adventures with the robbers shows that we deal with a parallel structure as in *Cupid and Psyche*: namely this is a chain-structure consisting of the elements of a similar emotional value without a real catastrophe. It seems that Apuleius' use of the same kind of structure in the narrative about Charita and in the story about Cupid and Psyche performs a definite function in the composition of the whole novel. Thus, the tale of Cupid and Psyche inserted between the two main parts of the narrative of Charite and Tlepolemus' adventures, brings into prominence the parallelism of the fate of the two female protagonists, Charite and Psyche, the story of Psyche foretelling the "happy end" of Charite's misfortunes: this parallelism is apparent both in the separation of the lovers by forces unfriendly to them, and in the series of adventures and misfortunes which are terminated in the marriage of both happy couples. It should be remarked that apart from this general parallelism of both protagonists' career, we also find many particular examples of the resemblance of both stories: e.g., Psyche in Venus' power (*Met.* VI 8,4 — 21,2) — Charite captured and prisoned by the bandits (*Met.* IV 23,2 ff.); Psyche steps down into Hades at Venus' order (*Met.* VI 16,1 — 21,2) — the bandits plan Charite's cruel murder (*Met.* VI 31,1 — 32,3). So, making use of the different subject matter, but resorting to the analogous structure of the form and the similar motives (as indicated above) in these two narratives, Apuleius created in *Cupid and Psyche* a metaphor relating directly to the frame narrative of Charite in books IV, VI, and VII of the *Metamorphoses*[18]. Let us note, too, that the story of Cupid and Psyche was in-

---

[17] It was justly noticed by van Thiel, *o. c.* p. 109, that Apuleius inserted to the chief action the first bandits' expedition to make room for the story of Cupid and Psyche (*Met.* IV 24,1: *seque ad sectae sueta conferunt*: but this mention of the bandits' expedition was made by Apuleius very indistinctly. Probably if he had written more distinctly on this expedition, he would have to explain why the bandits had not taken the ass with them, as in Λούκιος ἢ ὄνος 22,7. Whereas Lucius-the ass is needed here to listen to the whole story of the housekeeper. The further notices of this scholar on the technical means and changes applied by Apuleius to Λούκιος ἢ ὄνος in order to connect closely the story of Cupid and Psyche with the chief action, are equally accurate.

[18] Junghanns, *o. c.* pp. 143 ff., calls when speaking about Charite's adventures the greater part of the novel *Rahmenerzählung* (*Met.* IV 23 — VIII 14). It seems, however, that the story of Charite's death can be considered as a separate *insertion*, independent of the tale of the girl captured by the bandits (in *Met.* IV, VI, VII).

the interpretation of its meaning. It is worth noting that until recently many scholars supported the view that this story was an independent, autonomous insertion into the structure of the *Metamerphoses*[5]. Another trend of research is based on the assumption that the story of Cupid and Psyche is closely related to the structure of the novel of Apuleius, and that this story is not *a work within another*, but the part and parcel of the *Metamorphoses*[6]. Undeniably, this view is a decisive step forward in the researches on Apuleius' novel: for the *Metamorphoses* are recognized to be an ideological and artistic unity in which all the elements perform a definite structural function, being of organic structure.

Although many researchers in their studies on *Cupid and Psyche* take into consideration the connection of this tale with the whole work of Apuleius, nevertheless, it does not seem that the problem itself of the function of this story in the structure of the *Metamorphoses* has been satisfactorily resolved. And yet a great many scholars still believe the story of Cupid and Psyche, just as the other short stories in the *Metamorpohses*, to be inserted into the framework of the novel entirely for the pleasure of the narrative, i.e. for the purpose of entertainment[7]. The many symbolical

---

in quadam civitate rex et regina, *Met*. IV 28,1) and end (the wedding of the bridal pair, *Met*. VI 24), the indefiniableness of the place and time of the action in a realistic meaning, and though Apuleius defined the story as *bella fabella* (*sed astans ego non procul dolebam mehercules, quod pugillares et stilum non habebam, qui tam bellam fabellam praenotarem*, *Met*. VI 25,1), there are many data allowing to assume that this tale is a short story (novella). Above all these are structural traits typical of a short story, as e.g., the line of action, the limited and intensified time of the relation, the occurrence of the turning-point, of a well-delineated narrator, the single-threaded action, and so on. It must be stressed here that scholars tend to vary on this point, i.e. as regards the genre of the story; some of them even using the term *folk-tale* (das Märchen) and *short story* (novella) by turns: this is obviously a big inconsistency, cf., e.g. E. Paratore, *La novella in Apuleio*, Palermo-Roma 1928 (unfortunately, I did not succeed in obtaining the more recent edition of this book: Messina 1942) in Chapter V entitled „La fabella di Amore e Psiche" (pp. 213—264) uses again and again the term *novella* marking the same story. The fairy-tale character of the story of Cupid and Psyche has been emphasized by R. Reitzenstein in the title itself of his work: *Das Märchen von Amor und Psyche bei Apuleius*, Leipzig-Berlin 1912, like many other researches of this story, e.g. of L. Friedländer, J. Dietze, R. Helm. A collection of ancient stories published by S. Hammer, *Nowele greckie* (*The Greek stories*), Warszawa 1950, pp. 251—295, just as in Cataudella's work (see above) pp. 319—350, included the translations of the story of Cupid and Psyche.

[5] Cf. recently P. Grimal, *Apulei Metamorphoseis IV 28— VI 24. La conte d'Amour et Psyche* (edition, introduction et commentaire), Paris 1963, who treats this story as an entirely separate work as do also other publishers (e.g. L. C. Purser, London 1910, or E. Paratore, Florence 1948).

[6] Cf. P. Junghanns, *Die Erzählungstechnik von Apuleius Metamorphoses und ihrer Vorlage*, Philologus, Supplbd. XXIX 1932, pp. 143 ff., and H. Riefstahl, *Der Roman des Apuleius. Beitrag zur Romantheorie*, Frankfurt a. M. 1938, pp. 78 ff. The latter asserts that not only the course of Lucius' and Psyche's career and fate but also their respective charactres are the same. Recently this theory developed and improved by Walsh, *o. c.* pp. 190 ff., and J. Tatum, *The Tales of Apuleius in Metamorphoses*, TAPA C 1969, pp. 487—527.

[7] This direction initiated by P. Monceaux, *Apulée, roman et magie*, Paris 1888, pp. 19 f., and passim was undertaken by L. Purser in the introduction into his edition of *Cupid and Psyche*, London 1910, and R. Helm, in the paper, *Das Märchen von Amor und Psyche*, N. Jahrb. XXXIII

Eos LXI 1973

O NIEKTÓRYCH WŁAŚCIWOŚCIACH STYLU ZENONA Z WERONY

Napisała

LEOKADIA MAŁUNOWICZ

W r. 1971 ukazało się pierwsze krytyczne wydanie spuścizny Zenona z Werony z obszernym wstępem (s. 123) i kilku indeksami[1]. Dopiero teraz można właściwie przystąpić do badania języka i stylu pierwszego zbioru kazań w języku łacińskim, który może interesować nie tylko patrologów, ale i filologów. Dotychczas, jak stwierdza wydawca, język Zenona nie doczekał się specjalnego opracowania[2], a jego styl wymaga jeszcze wielu badań[3].

Autor 92 kazań pochodził prawdopodobnie z Afryki, był biskupem Werony w drugiej połowie IV w.[4] Zbiór, który do nas doszedł, obejmuje 92 pozycje, z nich tylko ok. 30 stanowią całkowicie opracowane kazania, pozostałe zaś są albo niewykończone (np. I 43, I 61), albo jedynie krótkimi przemówieniami lub nawet fragmentarycznymi ich szkicami (np. I 60). Czytelnika uderza wielka ilość powtórzeń słów i zwrotów; nie brak też dubletów, np. I 9 = II 16; I 27 = II 30; I 42 = = II 24+II 29; I 44 = I 57. Wydaje się prawdopodobne, że autor w zamiarze opublikowania kazań niektóre z nich zdążył staranniej opracować językowo i stylistycznie; pozostałe zachowały się w stanie surowym, jako stenogramy lub notatki brulionowe autora. Jest rzeczą pewną, że istniejący corpus został opublikowany już po śmierci Zenona — ale nie wiadomo, kiedy — i to dla potrzeb liturgicznych. Niewykluczone, że wydawca dokonał pewnych przeróbek czy skrótów. Obecnie nie da się ustalić, jak dalece ten tekst różni się od brzmienia kazań wygłoszonych przez Zenona[5]. Z tym więc zastrzeżeniem można przystąpić do analizowania języka czy stylu owych tractatus[6].

[1] B. Löfstedt, *Zenonis Veronensis tractatus*, Turnholti 1971, VIII, 123, 230 (Corpus Christianorum, S. L. 22).

[2] *O. c.* s. 64* i 68*.

[3] *O. c.* s. 64* przyp. 1. Löfstedt daje na s. 64* przegląd dotychczasowych artykułów. Są to: K. Ziwsa, *Zur stilistischen Würdigung des Zeno Veronensis*, Festgabe zum 100jährigen Jubiläum des Schottengymnasiums, Wien 1907, s. 372 nn.; S. Friedl, *Zur Stilistik Zenos von Verona*, Symbolae Scotenses, Wiss. Beilage zum Jahresbericht des kais. kön. Obergymnasiums zu den Schotten in Wien, 1913—1914, s. 115 nn. Dodać tu można: A. Biegelmair, *Zeno v. Verona*, Münster i.W. 1904, s. 128—137, oraz syntetycznie ujęte we wstępie do jego tłumaczenia niemieckiego: *Des heiligen Bischofs von Verona Traktate* (*Predigten und Ansprachen*), München 1934, s. 348 (Bibliothek der Kirchenväter); E. Löfstedt, *Patristische Beiträge*, Eranos X 1910, s. 27—29.

[4] Löfstedt, *o. c.* s. 5 nn.

[5] Löfstedt, *o. c.* s. 9 nn.

[6] W naszej analizie nie uwzględniamy cytatów ani z Pisma św., ani z innych autorów; pomijamy też miejsca wyraźnie zepsute.

desire of perpetual happiness and their ill-disposed envious environment trying to destroy this happiness, was clearly exposed in the novella. The turning-point of the action is the moment when Psyche, on her sisters' instigation and in defiance of Cupid's prohibition, dared to discover the true nature of the sleeping lover-god (*Met.* V 22,1-23,4)[12]: since then the action of the tale takes on a dramatic character by the accumulating disasters that come to Psyche one after another. There exists a second turning-point in the *Met.* VI 22,1-22,4: Cupid wheedles Jupiter's goodwill for Psyche and himself. In spite of the general tendency to dramatize events, however, there is not a catastrophe brougt out into strong relief which makes it impossible to regard the structure of the story to be a dramatic one.

The detailed analysis of the structure of the tale of Cupid and Psyche allows to distinguish many compositional elements in it of which the action of the story is composed[13]: 1. Divine Honours to Psyche (*Met.* IV 28,1 — 29,4), 2. Venus commissions Cupid (*Met.* IV 30,1 — 31,5), 3. Psyche's father consults the oracle (*Met.* IV 32,1 — 33,5), 4. Psyche exposed on the rock (*Met.* IV 34,1 — 35,4), 5. The enchanted palace (*Met.* V 1,1 — 4,5), 6. Cupid's warnings (*Met.* V 4,6 — 6,10),

---

passim, and E. Paratore, *o. c.*, passim, who believed that Apuleius' tales were original inventions of the author, and that they had not existed in the work of Lucius of Patrae. A. Lesky, *Apuleius von Madaura und Lukios von Patrai*, Hermes LXXVI 1941, pp. 43—76, and Mazzarino, *o. c.* pp. 142 ff., adopted an intermediate view between these two: they assert however, that Apuleius in the story of Cupid and Psyche might have made use of the work of Lucius of Patrae. Cf. also Cataudella, *o. c.* p. 153. Paratore, *o. c.* pp. 213—227, gives a full list of all the hypotheses known by him concerning the subject elements of the story of Cupid and Psyche: he is persuaded himself that in this story of Apuleius there are to be found four chief trends of the influence merged together: 1. the influence of the oriental allegories — the heart of the story, 2. the mythological-alexandrian influence — the presence of mythological motives and sentimental atmosphere in the story, 3. the influence of the Milesian Tales — the realistic elements, and 4. the influence of the folk-tale — the fantastic element of the story. The originality of Apuleius' version of *Cupid and Psyche* is revealed according to Paratore in the following points: 1. the emphasis put on the erotic element, 2. the insertion of the Milesian element, 3. the folk-tale character of the story.

[12] Swahn, *o. c.* p. 374, separating the basic elements of folk-tale in Apuleius' story rightly supposes that the moment of breaking the taboo, i.e. the girl stealling a look at her lover, is a typical folk motive. Many scholars think that Apuleius' version is in substance an adaptation of a current folk-tale supplemented with some mythological additions: cf. e.g., J. de Vries, *Betrachtungen zum Märchen besonders in seinem Verhältnis zu Heldensage und Mythos*, Helsinki 1954 (FFC 15), and O. Weinreich, *Eros und Psyche bei Kabylen*, Archiv f. Religionswiss. XXVIII 1930, pp. 88—94 (the reprint in B. Binder, R. Merkelbach, *Amor und Psyche*, Darmstadt 1968, pp. 293 ff.). Whereas Swahn, *o. c.*, asserts that it is impossible to establish to which degree the version of Apuleius was indebted to mythological motives. According to Walsh, *o. c.* p. 293 and passim, the story of Apuleius was chiefly a folk-tale of an enchanted lover and a forsaken girl, combined with the hellenistic subject of Cupid and Psyche.

[13] This analysis was made by Walsh, *o. c.* pp. 198 ff., who saw, however, a possibility of grouping these structural elements into major units which he called the *acts*, thus suggesting that this story has a structure akin to the drama. These are the *acts* noted down by Walsh: I. *Ira Veneris*, *Met.* IV 28,1 — 35,4; II. *Amor Cupidinis*, *Met.* V 5,1 — 24,5; III. *Psyche errans*, *Met.* V 25,1 — VI 8, 3, IV. *Psyche apud Venerem*, *Met.* VI 8,4 — 21,2; V. *Felix coniugium*, *Met.* VI 21,3 — 24,4.

or allegorical interpretations of the story did not usually take into account the relation of *Cupid and Psyche* to the structure of the novel of Apuleius[8]. One of the most persuasive attempts at explaining the symbolic meaning of the story in connection with the context of the whole work of Apuleius assumes that both the *Metamorphoses* and *Cupid and Psyche* have ambivalent sense: on the one hand they are literary compositions, on the other they express definite religious and philosophical ideas related to the Neoplatonism and the cult of Isis[9]. In accordance

1914, pp. 178 ff. (cf. also the book of the same author *Der antike Roman*², Göttingen 1956, pp. 72—76). The same line of interpretation was followed by B. E. Perry, in a number of disserationes, as e.g., *An Interpretation of Apuleius' 'Metamorphoses'*, TAPA LVII 1926, pp. 238—260, as well as in his latest book synthetizing the results of many years of this scholar's research, *The Ancient Romances. A Literary-Historical Account of Their Origins*, Berkeley and Los Angeles 1967, pp. 236—382.

[8] Among the more important symbolical interpretations of the story of Cupid and Psyche, mention ought to be made of the ancient and Christian explanation supplied by Fulgentius (*Myth.* III 117—188). In the modern research works L. Friedländer, *Das Märchen von Amor und Psyche und andere Spuren des Volksmärchens im Altertum*, [in:] *Darstellungen der Sittengeschichte Roms*, I⁶, Leipzig 1878, pp. 522—561, assumed that the fairy-tale of Cupid and Psyche in the *Metamorphoses* is not Apuleius' invention but that there is a number of folk-tales which do not show any trace of the influence of literary texts, based on the same motive. The idea seems to have appealed to more recent researchers; thus Swahn, *o. c.*, passim, proved this folk-tale, and rather its fundamental motives to occur nearly everywhere. According to Swahn's opinion in the work of Apuleius there come out several basic motives of the folk-tale: e.g., the motive of the husband-god, the motive of breaking the taboo, and the motive of searching (p. 374). The studies of R. Reitzenstein (*Das Märchen von Amor und Psyche, ...*; *Die Göttin Psyche in der hellenistischen und frühchristlichen Literatur*, Sitzber. Heidelberg., Philol.-Hist. Klasse, 1914, pp. 1—111, and *Noch einmal Eros und Psyche*, Archiv f. Rel. Wiss. XXVIII 1930, pp. 42—87) are based on the statement that in *Cupid and Psyche* Apuleius had recorded a deformed version of the myth of the Soul. According to Reitzenstein the oriental elements played an important part in this myth; then these elements were hellenised and deformed and in such a form taken over by Apuleius. P. Scazzoso, *Metamorfosi di Apuleio. Studio critico sul significato del romanzo*, Milano 1951, pp. 180 ff., proclaims himself in favour of a Platonic interpretations connecting the story of Cupid and Psyche in Apuleius with Isis' religion: cf. e.g., R. Merkelbach, *Eros und Psyche*, Philologus CII 1958, pp. 103—116, and *Roman und Mysterium*, München und Berlin 1962. The list and discussion of the more important symbolic interpretations of *Cupid and Psyche* is to be found in the introduction by Grimal, *o. c.* pp. 6—21.

[9] K. Bürger, *Studien zur Geschichte der griechischen Romans*, II, Progr. Gymn. Blankenburg a.H., 1903, pp. 13—16, was the first to suggest an analogy between the story of Cupid and Psyche and Lucius' career as regards to „the fundamental religious-edifying tendency". Later on the same idea was expounded by Reitzenstein, *Das Märchen ...*, p. 8, and Junghanns, *o. c.* pp. 160 ff.; the latter trying to find evidence for these statements made by Bürger and Reitzenstein. According to Junghanns Psyche's story and the tale of Lucius' career express the same meaning in different form. The way of life of both characters is similar: moral declines, sufferings, wanderings, distress, and, at last liberation owing to the kindness and power of the divinity. Thus, Junghanns believes that the tale of Psyche contains an explanation of the whole story of Lucius. Generally speaking, Apuleius using different subject matter presented the same religious idea, which manifests itself as a dominant theme both in the tale of Psyche and in Lucius' story. A similar stand-point was adopted by B. Lavagnini, *Studi sul romanzo greco*, Messina-Firenze 1950, pp. 119 ff. Cf. also Tatum, *o. c.* pp. 510 ff.

quam renatus sit (II 29, 25—27). Powtarza się w nim wiele elementów. Za epiforę można uznać: *renatus sit.*

W używaniu epifory Zeno stosuje się do gustu epoki, ponieważ u późniejszych pisarzy łacińskich ta figura pojawia się tylko sporadycznie[15].

3. COMPLEXIO

Połączenie anafory i epifory (complexio) występuje tylko parę razy. *Totum prorsum temptat, ut sibi vindicet totum* (I 1, 88). *Si enim verbum in deo est et deus est verbum* ... (II 8,36).

Inni pisarze chrześcijańscy, np. Hilary, Hieronim (*Listy*), Augustyn (zwłaszcza w *Sermones*) stosowali tę figurę[16], Ambroży w *Listach* 15 razy jej użył[17].

4. GEMINATIO

Nieco więcej przykładów (10) znajdujemy na użycie geminatio (w I 1, 158 n. zostało użyte wyrażenie synonimiczne). W podwojeniu intensywnym występuje przysł. *sic*: II 1, 117; I 5, 6, w pozostałych wypadkach geminatio nosi charakter emfatyczny. Np. I 1, 63 moralista gromi chciwość; stwierdza, że nieraz zwłoki chciwca stają się żerem ptaków i zwierząt, bo nie zostały pogrzebane. *Ille, ille amplum qui habuit censum, exiguum non habet tumulum.* Powtórzenie zaimka *ille* występuje łącznie z antytezą: *amplum censum — exiguum tumulum.* Dalej (w. 103—105) Zeno z oburzeniem powiada, że chciwiec martwi się dobrymi urodzajami, ponieważ nie sam będzie ciągnął z nich zyski: *Irascitur* (scil. *avarus*) *deo, si non semper fiat publicis luctibus dives. Bene, bene: cum quis quaerit aurum, invenit gladium.* Geminatio zawiera tu groźbę jakiegoś nieszczęścia. Radosną niecierpliwość wyraża biskup, zachęcając katechumenów do najszybszego zanurzenia się w wodzie chrzcielnej: *Properate, properate bene loturi, fratres* (I 23, 2). Podobnie w I 28, 9: *Intrate ergo, intrate felices.* Dwa przykłady rozdzielenia podwojenia: przez *ergo* (miejsce cytow.) i przez eksplikację: *felix aeternumque felix est* ... (I 4, 201). Inne miejsca zawierające geminację: I 2, 130 n.; II 7, 126 n.

Najczęściej w podwojeniu występuje: przysłówek (5), czasownik — imperativus (2), inne części mowy po razie (zaimek, przymiotnik, rzeczownik), podczas gdy w łacinie ulegają podwojeniu najczęściej wykrzykniki, wołacze, imperatywy i zaimki[18], obserwujemy więc tu u Zenona wyraźne odchylenie, jak również i co do częstotliwości w używaniu geminatio w porównaniu do innych pisarzy późniejszych, skłonnych do retoryki (Apulejusz, Tertulian, Hieronim, Augustyn — zwłaszcza w *Confessiones*)[19]. Ambroży w *Listach* posłużył się podwojeniem ok. 25 razy[20].

---

[15] Hofmann-Szantyr, *o. c.* s. 698.
[16] Ibidem.
[17] Adams, *o. c.* c. 120.
[18] Hofmann-Szantyr, *o. c.* s. 810.
[19] *O. c.* s. 809.
[20] Adams, *l. c.*

in the novel as the entertainment function[24]. It should be added that this function of the story of Cupid and Psyche is connected with the general tendency to provide entertainment revealed also in some other stories in Apuleius' work, e.g. in the robber stories (*Met.* IV 9,2 — 11,5; IV 12,1 — 12,7; IV 13,1 — 21,5) or the tales of revenge and adultery (*Met.* IX 5,1 — 7,4; IX 14,1 — 31,4). The writer himself determines this tendency in the introduction to the main frame narrative: ... *varias fabulas conseram auresque tuas lepido susurro permulceam* ... (*Met.* I 1,1) and, e.g., in the story of Aristomenes: *Sed ego huic et credo hercules et gratas gratias memini, quod lepidae fabulae festivitate nos avocavit, asperam denique ac prolixam viam sine labore ac taedio evasi* (*Met.* I 20,3)[25].

The question of the entertainment function of Cupid and Psyche's story in the structure of the *Metamorphoses* of Apuleius is related to the problem of the artistic form of the presentation of the story. There is no doubt that this tale occupies a special position among the stories inserted into the *Metamorphoses*: this is evident not only in the central location of the story in the structure of the novel and its relatively large dimensions (about 2 books), but — as it has been mentioned — also in its fabulous nature. This fairytale character of the story is revealed in Apuleius' use of elements of the fantastic and in his applying of the language and style typical of the folk-tale as well.

Both this folk-tale stylisation and the genuine poetic subject matter of the narrative, produce a story of unique beauty, thus defined in the words of Lucius-the narrator: *Sic captivae puellae delira et temulenta illa narrabat anicula*; *sed astans ego non procul dolebam mehercules, quod pugillares et stilum non habebam, qui tam bellam fabellam praenotarem* (*Met.* VI 25,1). This opinion of the main narrator constitutes a *sui generis* direct but simplified criticism of the aesthetic form of the story after the narrative has come to an end; and so, Lucius who is the listener calls the story *bella fabella*, emphasizing the contrast between the beauty of the story and the person of the narrator-the old housekeeper: *delira* and *temulenta*. This contrast was obviously meant to bring out in the strong relief the extraordinary beauty of the tale; the same function is performed by Lucius' statement that he regrets not being able to record this remarkable story (*dolebam mehercules, quod pugillares et stilum non habebam, qui tam bellam fabellam praenotarem*). Let us add at last that the phrase *narrationibus lepidis* used by housekeeper in the introduction to the story (*Met.* IV 27,5) emphasizes also the great charm and grace of the narrative of Cupid and Psyche.

It seems that both statements made by the narrators, i.e. Lucius and the old

---

[24] Cf. Schissel von Fleschenberg, *o. c.* p. 56.

[25] Schissel von Fleschenberg, *o. c.* p. 58, asserts that the entertainment tendency (*unterhaltende Tendenz*) is combined generally with the idea of *fabula*. The final conclusions of the scholar tend to establish that Milesia in the *Metamorphoses* has the following bearing: ἱλαρία (the entertainment tendency), γλαφυρὸς χαρακτήρ (colloquial style), ἠθοποιία (narration in the first person — *ich Erzählung*), probability, actuality of the subject matter, and the burgher characters.

bo elementy powtarzane są oddzielone tylko jednym wyrazem, inne wprowadzają trochę dłuższe człony lub zdania. Biorąc pod uwagę wielką ilość powtórzeń w niektórych szeregach anaforycznych stwierdzamy, że autor świadomie je wprowadził, wzmacniając tym zabiegiem retorycznym rytmizację przemówienia.

Na przykładzie zanalizowanego kazania widać też dużą swobodę w oddzielaniu od siebie elementu anaforycznego; odstęp między powtarzanym członem bywa różnej wielkości: od jednego wyrazu do dłuższego nawet zdania. Łączy się to niewątpliwie z rytmiczną budową zdania, jego części, ze stosowaniem innych jeszcze ozdób retorycznych.

Funkcja anafory nie ogranicza się w kazaniach Zenona tylko do zwiększenia efektów słownych, do podkreślenia paralelizmu zdaniowego, do rytmizacji wypowiedzi. Mówca posługuje się tą figurą, by z większą ekspresją wyrazić jakąś myśl, skierować uwagę słuchacza w określonym kierunku. Np. by heroizm Abrahama ujawniony przy ofiarowaniu Izaaka wystąpił pełniej, kaznodzieja podaje okoliczności zwiększające miłość ojca do syna. *Strinxerat in se patris pietatem, quod unicus, quod sero, quod promissus, quod sola unica spes totius praeteritae sterilitatis damna sarciret* (I 62, 18—20). Czterokrotne *quod* występujące w obrębie jednego zdania — trzy pierwsze *quod* są oddzielone tylko jednym wyrazem — ściąga uwagę słuchacza na bezgraniczne zaufanie patriarchy ku Bogu.

W I 34, 5—11 Zenon przestrzega przed niedyskretnym badaniem tajemnic Bożych (*curiositate non sunt inquietanda secreta*, w. 4). By uplastycznić niewystarczalność poznawczą umysłu ludzkiego, mówca wprowadza pięć pytań retorycznych zaczynających się od *quis*; w ostatnim zdaniu *quis* występuje cztery razy przed acc. przedmiotu łączącego się z *deprehendisse*: *Quis spiritus aerios, quis figuras ventorum, quis inter marinos aestus fluminum augmenta, quis denique opificium domini deique consilium se deprehendisse gloriabitur* ...

W I 38, w. 47 n. moralista chce podkreślić straszliwe skutki ingerencji szatana w życie ludzkie: *Alios amentes, alios furiosos, alios homicidas, alios adulteros, alios sacrilegos, alios avaritia efficit caecos*. Fraza jest zwarta, nawet podmiot jest domyślny, tym więc silniej działa anaforyczne wyliczenie przejawów działania szatańskiego.

W analizowanym już kazaniu I 36 Zeno m. in. poucza, że w życiu chrześcijanina *fides* ma zajmować naczelne miejsce (*Fides ... vel maxime res propria nostra est*; w. 49), dzięki niej posiadamy dostęp do Boga. *Per hanc* (6) wprowadza (w. 55—60) przykłady ze Starego Testamentu ludzi, którzy dzięki swej wierze znaleźli łaskę u Pana.

Pouczenie może się łączyć z zaangażowaniem uczuciowym. Np. przedstawiając zaślepienie Amora, kaznodzieja wyraźnie je potępia. *Ideo autem caecus* (scil. *amor*), *quia cum exarserit, non aetatem considerat, non formam, non sexum, non gradum, non sacrosanctum illum saltem suae pietatis affectum* (I 36, 209—211). Przez anaforyczne *non* (5) mówca wyraża dobitniej dezaprobatę dla niepoczytalności Amora. Jego zgubne działanie uwydatnia następnie (w. 212—218) anafora z *hic* (6), podkreślająca podmiot (= on właśnie, nie kto inny). Dla uwydatnienia różnych form

ut (4), *quem pater* (2). W I 5 (w. 35—42) powtórzenia tak wyglądają: *non* (3), *aut* (2), *non*, *per hanc*, *hanc*, *per hanc*, *non* (2), cytat Cic. *Verr.* 1, 4 z podwójną anaforą: *nihil-quod*, *non* (2), *aut* (2).

W tym samym kazaniu (w. 113—117) występuje nagromadzenie partykuł przeczących: *non* (5), *nec* (3), zaimków nieokreślonych *nihil*, *nemo* (w. 132—141): *nihil* (12), *nemo* (6), epiforyczne *nemo*, *omnes* (4), *nemo* (5), *ullus non.*

I 36 (ww. 278) stanowi dobry przykład dłuższego przemówienia utrzymanego w stylu podniosłym. Kazanie głosi pochwałę nadziei, wiary i miłości. Sprawia ono wrażenie starannie opracowanej mowy przy zastosowaniu różnych zabiegów stylistycznych. Warto przytoczyć z niego kilka urywków (w. 2—23): *Adeo tolle spem: torpet humanitas tota*; *tolle spem*: *artes virtutesque universae cessabunt*; *tolle spem et interempta sunt omnia. Quid facit ad litteratorem puer, si litterarum non sperat fructum*? *Quid ratem profundo gurgiti nauta committit, si ei numquam lucrum, numquam portus desideratus occurrit*? *Quid miles non dicam horridae hiemis aut torridae aestatis iniurias, sed se ipsum contemnit, si gloriae spem futurae non gerit*? *Quid agricola semina spargit, si sudoris sui praemium non colligit messem*? *Quid Christianus credit in Christum, si promissum sibi ab eo perpetuae felicitatis tempus non credit esse venturum*?

Występuje tu dwuwyrazowa anafora w formie zdania (3), dwie anafory złączone są ze sobą równolegle: *quid* (5) na początku następnika i *si* (5) zaczynające poprzednik okresu warunkowego. W w. 55—73 często powtarzają się formy zaimka *hic*: *per hanc* (6), *haec* (10), *per hanc* (2). Mamy tu przykład przerwania jednego ciągu anaforycznego przez inny, zawierający więcej jeszcze powtórzeń. W obrębie w. 82—90 pojawia się zdanie *adde quod fides* (4) + *adde quod spes ac fides* w połączeniu przeciwstawnym z *caritas* (5). Bezpośrednio następuje nowa para anafor z *non* i *quia* (10) na przestrzeni ośmiu wierszy (90—98), włączone są tu jako zdania główne cztery cytaty z I *Cor.* 13, 4 sq. Bezpośrednio po tym ciągu pojawia się inny, z *haec* (6), w. 98—106. Po nim powtarza się pięciokrotnie (w. 106—113) całe zdanie anaforyczne: *huius est munus*, *quod* (raz zamiast *quod* jest *ut*). Po 19 wierszach przerwy powraca w jednym zdaniu względnym silnie skondensowanym dwuwyrazowa anafora *sine hac* (7) każdorazowo połączona z przymiotnikiem (w. 132—134). Dalsze szeregi występują dopiero od w. 204. Najpierw para *ideo* — *quia* (5) rozciągająca się na w. 204—211, w ostatnim zdaniu z *quia* mamy pięciokrotne *non*. Potem (w. 211—217) następuje *hic* (6), w ostatnim członie nowa anafora z *ubique*. W. 218—220 zawierają ośmiokrotne *nunc* w połączeniu z jednym wyrazem (6 przymiotników, 2 rzeczowniki), w. 236—245 — anaforę z *qui* (6). Następne, krótkie zdanie wykrzyknikowe wzmacnia trzy przymiotniki przez łączenie ich z *quam* (w. 246). Po nim następuje (w. 247—276) długi szereg zdań i równoważników zdaniowych zawierający anaforę o największej ilości powtórzeń, bo 24 razy występuje *tu* (dochodzi jeszcze *traductio* zaimka): *tu* (7), *tuum*, *tu* (4), *tibi* (w tym członie dodatkowa anafora z *aut*), *tuus*, *tu* (6), *tibi*, *tu* (7).

Łącznie więc kazanie zawiera 25 anafor, niektóre z nich są bardzo zagęszczone,

susceperit — evomat — suscipit — evomit (II 10, 22 n.); *necat — necatos* (II 29, 15); *portaverint — portabunt* (II 30, 30—32).

d) inne części mowy: Występują tylko sporadycznie: raz liczebnik: *duos — duorum* (II 8, 40), parę razy zaimki: *per quos aut in quibus — quorum* (I 1, 104); *ab ea — eam* (I 13, 34).

W traductio utworzonej przez powtórzenie wyrazu w pewnej odległości występuje najczęściej czasownik (przeszło 30 razy), następnie przymiotnik (przeszło 20 razy, z czego 14 przykładów przypada na zestawienie różnych form stopniowania), rzeczownik (17 razy), natomiast zaimek tylko dwa razy, a liczebnik — raz.

C. Powtórzenie wyrazów pokrewnych

a) rzeczownik i czasownik: *Incensores incendio concremati sunt et, qui incensi sunt, incendio suo superstites* (I 53, 12 n.); por. *incensores — incensis* (II 27, 9 n.); *incendio — incensi* (I 48, 10). *Haec extrariis ornamentis ornatur; longe illa ornatior, aliunde quia nescit ornari* (II 7, 22 n.). Por. *Patientiam — patiatur* (I 4, 177 n.); *flos — deflorescat* (ib. 188 n.); *vias — viantibus* (I 15, 93); *iudicium — praeiudicati* (I 35, 26 n.); *iudicia — non iudicabuntur — iudicabunt* (I 35, 57—59); *mortem — mori* (I 36, 252); *signo signati* (I 38, 54); *fletibus — flesset* (I 62, 27); *examinis — examinatus* (II 11, 37).

b) czasownik i rzeczownik: *clamat — non clamore* (I 34, 18 n.); *peperunt — partus* (I 32, 5); *esse conflati — conflatio* (I 37, 26).

c) rzeczownik i przymiotnik (przysłówek): *Avaritiae enim natura talis est, ut avariorem faciat. Plerumque plus tulit avaro quam praestat* (I 5, 90—92); *pietatis — pium* (I 59, 42 n.); *hominem — humanam* (II 12, 10 n.); *fidem tuam fideliter portet* (II 3, 141).

d) przymiotnik i rzeczownik: *conscientiae suae conscium solum contestans deum* (I 1, 179 n.); *Iob verax est appellatus; at est vera veritas dominus* (I 15, 53). Por. *pudicum — pudicitiae* (I 1, 52); *humano — pro homine — homo* (I 2, 101); *veri simile — veritas* (ib. 245 n.); *petra — petrinos* (I 3, 135 n.); *sensibile — sensu* (I 7, 12); *dives — divitias* (I 5, 79); *iustus — iustitia* (I 15, 51); *ipse impiis iudicium, quia iam sua impietate praeiudicati sunt, non derelinquit* (I 35, 26—28).

e) przymiotnik i czasownik: *impassibilis — passa — nihil passa* (I 4, 16); *aliquid ... immundum — mundaturus* (I 54, 35 n.).

W tego typu traductio Zeno najchętniej łączy formy rzeczownika i czasownika (łącznie 16 razy), rzeczownika i przymiotnika (14). Połączenie przymiotnika i czasownika jest sporadyczne (2).

Trudno dokładnie podać, ile razy Zeno posłużył się traductio, ponieważ w niektórych wypadkach powstaje wątpliwość, czy ona jeszcze występuje, gdyż wyrazy powtarzane stoją bardzo daleko od siebie (np. II 8, 45—48). Orientacyjnie można podać, że w 34 wypadkach dzieli je jeden wyraz, w 39 — dwa wyrazy, w 21 — trzy wyrazy, a w 54 — ponad trzy wyrazy; ta odległość bywa różna w obrębie nawet jednej figury, np. cytow. I 1, 152. Łącznie przykładów tej figury jest ponad 150.

temporibus (II 12, 12); *aetatis — aetatem* (ib. 26); *mors — morte* (I 4, 20); ... *laus vestra laudi pudicitiae* (I 1, 35); *amorem ... de amore* (ib. 61 n.); *vultum — vultibus* (I 1, 93); *viri — a viris* (I 4, 87 n.); *hominibus — hominum* (I 13, 44); *pinguedine ... pinguedo* (I 2, 250).

b) przymiotnik: *spiritale corpus spiritalis feminae* (I 3, 174); *non ad avaros, sed de avaris* (I 5, 120); *sordidae religionis sordidos ritus* (I 13, 82 n.); *sordidos ... sordidis* (I 32, 6); *diversis virtutibus diversoque charismate* (ib. 101); *diversos in flores diverso charismate* (II 13, 6 n.); *summo — summum* (I 46A, 3).

Zeno często wprowadza grę słów opartą o zestawienie różnych form stopniowania przymiotników. Np. [scil. *Joseph*] *clarus genere, clarior pulchritudine, morum quoque clarissimus probitate* (I 1, 152 n.); *Joseph patiens invenitur, e pascua cum a fratribus rapitur; patiens, cum ...; patiens in carcere, in regno patientior, patientissimus, desideratos cum fratres agnosceret* (I 4, 152 nn.); *O detestabili detestabilius malum* (I 5, 51); *misero est miserior qui miseriis ditatur alienis* (II 1, 142 n.)[21]. *Isaac sibi dulcissimum filium, deo victimam dulciorem contemnit* [scil. *Abraham*] (I 4, 123 n.); *detestabilis — detestabilior* (I 13, 64 n.); *altissimum — altior* (I 25, 14 n.); *Iob ... conversatione limpidus, mente limpidior* (I 15, 8); *Ingens supplicium aliquotiens ingentior prosequitur gloria* (I 31, 2); *puer patre fideli ipse quoque fidelior* (I 43, 39 n.); *securus animus, sed securior manus* (I 59, 56 n.); *infelix — infelicior* (II 7, 134 n.); *beatus — beatior — beatissimus* (II 29, 25—27); *Beata — beatior — beatissima* (I 1, 40 n.).

c) czasownik: *Magna igitur gloria est ornare per quod orneris, servare per quod et ipse serveris* (I 33—35); *nutriturque ab eo ipso quod nutrit* (I 2, 249); *quae curatum venerat, curata recessit* (I 54, 48); *facilius est reformari quod fuerit quam institui quod ante non fuit; quod si non fuit et est, multo magis poterit esse quod fuit* (I 2, 142—144); *Abel ... patiens; a quo pati martyres didicerunt patiendo libenter* (I 4, 107 n.).

Autor posługuje się chętnie zestawieniem różnych form czasów, trybów, stron, osób, ale nie można uchwycić jakiejś reguły, jak ilustruje zestaw przykładów (podajemy je w kolejności traktatów): *impetratis — impetrat* (I 1, 38 n.); *canit — canere* (I 2, 71); *videre — vident* (ib. 75); *odit — oderat* (ib. 82 n.); *deservit — deserviunt* (I 3, 197); *caret — caruisse* (I 4, 84); *celaverat — non celat* (I 13, 28); *esse — fuerat — esse — erat* (ib. 121 n.); *fecerat — faceret — fecisse — fecerat* (ib. 123); *finiat — finitur* (I 14, 8); *timere — timet* (ib. 58); *imitemur — imitari* (I 15, 4); *insultasse — insultavere* (ib. 67 n.); *incenderant — incensi* (I 22, 10 n.); *pariant — pepererunt* (I 32, 4 n.); *moritur — fuerat moriturus* (I 42, 13 n.); *obtulit — obtulerat* (I 43, 62 n.); *immolatus est — immolare* (ib. 73 n.); *pervenerunt — pervenimus* (I 46 B, 19 n.); *esurientibus — esurire* (ib. 20 n.); *sitientibus — sitire* (ib. 22 n.); *patiatur — patiuntur* (I 54, 9 n.); *feriebatur — feriebat* (I 62, 34 n.); *facere — fecisse — fecerit* (II 1, 57); *habeat — habebat* (ib. 130); *timere — timeat* (II 2, 41); *timet — non timentem* (ib. 50);

---

[21] Por. Löfstedt, *o. c.* s. 92*.

zresztą cennej i prezentującej niemałą wartość badawczą. Studium to przynosi szereg nowych ustaleń i przemyśleń D. z dziedziny starożytnej retoryki, świadczy też o jego doskonałym opanowaniu materiałów źródłowych i znajomości bogatej literatury przedmiotu.

Autor rozpoczyna swe badanie od poddania krytycznej analizie i ocenie zebranych świadectw starożytnych odnoszących się do genezy tak Corpus, jak i Corpusculum. Pokrótce przedstawia też losy tradycji rękopiśmiennej mów Lizjasza — rkps Palatinus 88. Za cenny wynik tych badań należy uznać stwierdzenie, iż kryterium selekcji, które stało u genezy Corpusculum, nie mogło być chronologiczne, gdyż w obecnej postaci tego zbioru widać całkowite pomieszanie chronologii. W przekonywający sposób zbija autor niemal powszechnie przyjęty w nauce pogląd Angeli C. Darkow (*The Spurious Speeches in the Lysianic Corpus*, Brynmawr 1917, s. 95), że Corpusculum „jest rezultatem stałego wyłączania ze zbioru utworów o podejrzanej autentyczności", a zatem selekcja oparta na takiej zasadzie świadczy na korzyść autentyczności każdej z zachowanych mów. Ciekawe i trafne uwagi wypowiada też Autor na temat metody stosowanej przez Dionizjusza z Halikarnasu i Cecyliusza z Kaleakte przy badaniu autorstwa Lizjasza i wyłączaniu z Corpus mów, których autentyczność budziła zastrzeżenia.

Następny rozdział pracy wprowadza nas w zagadnienia relacji chronologicznych żywotu i twórczości mówcy: stanowi on pogłębienie i w wielu wypadkach sprostowanie dawniejszych, cennych zresztą, ujęć F. Blassa (*Die att. Beredsamkeit*, I, Leipzig 1887², s. 339) oraz F. Ferckela (*Lysias u. Athen*, Würzburg 1937). Autor poddaje rzeczowej analizie trzy główne źródła do biografii mówcy: 1. mowę XII w powiązaniu z Platońskim *Fajdrosem* i *Państwem* (utwory te zawierają wiadomości o Lizjaszu i jego rodzinie), 2. mowę *Przeciw Hippothersesowi* (z której zachowało się ok. 200 wierszy w Pap. Oxy. 1606 frg. 1—6, col. III) oraz *Oskarżenie Neery* (Dem. LIX). Autor bierze też pod uwagę jako źródło biograficzne Dionizjuszowy traktat *De Lysia* dochodząc do wniosku, że dobra tradycja biograficzna nie zawsze była dostępna Dionizjuszowi, a jego ustalenia chronologiczne są częstokroć albo niepewne, albo zbyt ogólne. W zakres swych analiz wciąga również Pseudoplutarchową *Vita Lysiae* (w: *Vitae X orat.*) stwierdzając, że to źródło biograficzne nie zasługuje na wiarę, gdyż jego wartość historyczna stoi znacznie poniżej poziomu biografii Plutarchowych. Wnikliwszą analizę Pseudoplutarchowej *Vita Lysiae* przeprowadził U. Schindel [*Untersuch. zur Biographie des Redners Lysias*, Rhein. Mus. CX 1967, s. 32), który dowiódł w sposób przekonywający, że *Vita Lysiae* dostarcza ogólnie rzetelnych informacji, ponieważ w części biograficznej opiera się na dobrej tradycji źródłowej, a w części literackiej na twórczości samego mówcy. Nie myli się natomiast D., iż mowa *Przeciw Hippothersesowi* jest źródłem niektórych twierdzeń w biograficznej tradycji, których nie można znaleźć ani w mowie XII Lizjasza, ani u Platona.

Z kolei przechodzi Autor do usystematyzowania chronologii Corpusculum. Najwcześniej datowaną mową jest XX, wygłoszona niewiele lat po r. 409 p. n. e.; najpóźniejszą jest mowa XXVI z r. 382 p. n. e. Pozostałe mowy Corpusculum datuje się na lata 405—388 p. n. e. Ponieważ nie posiadamy traktatu Dionizjusza, w którym krytyk zajął się problemami chronologii i autentyczności mów Lizjasza, nie wiemy, ile mów datowanych po r. 382 p. n. e., ale nie różniących się stylistycznie od reszty, odrzucił Dionizjusz na podstawie samego tylko kryterium chronologicznego.

Następny rozdział poświęca D. analizie czynnika ideologicznego jako kryterium przy badaniach autentyczności mów. Autor słusznie zwraca uwagę na fakt, że „moment ideologiczny nie był nigdy rozstrzygający w żadnym okresie historii politycznej Aten" (s. 49). Niemniej posuwa się za daleko utrzymując, że „nie mamy żadnych ideologicznych podstaw do kwestionowania Lizjaszowego autorstwa którejkolwiek z zachowanych lub zaginionych mów Corpus nie wyłączając VI, XX, XXV oraz *Epitafu*" (s. 56), ponieważ „nikt przy zdrowych zmysłach czytając mowy wygłoszone w sądzie przez dzisiejszego adwokata nie może spodziewać się, iż uzyska w ten sposób dokładny obraz moralnej i politycznej postawy samego adwokata" (*ibid.*). Jeżeli uwaga ta jest w swym generalnym założeniu słuszna, to przecież trudno zaprzeczyć, że z mów wyłania nam się dość wyraźnie postawa polityczna i ideologiczna mówcy, zweryfikowana przez poświadczone źródłowo fakty z jego życia. Taką linię rozumowania prezentował już F. Ferckel (*o. c.*), G. Schiassi (Lisia,

housekeeper, which undoubtedly express the author's aesthetic opinion about the story of Cupid and Psyche, and the objective aesthetic value of the story show that Apuleius consciously made the story to perform a decorative function in the structure of the *Metamorphoses*. This function of *Cupid and Psyche* was stressed by the central location of the story in Apuleius' novel as well. It should be also mentioned that there is a relation of the decorative function to the entertainment function on the aesthetic plan.

4

The analysis of the function of the story of Cupid and Psyche made it possible above all to establish that this story is directly connected with the surrounding frame of the main narrative in spite of the difference in subject matter and style. This connection is manifest not only in Apuleius' use of proper causal and consecutive links between the story and the frame of the novel but is also based on his application of the story in some different functions in the structure of the *Metamorphoses*: thus, *Cupid and Psyche* certainly is one of the instances of the complex function of the novella in the structure of the novel. Thus, the chief function of the story of Cupid and Psyche in the *Metamorphoses*, as we have tried to point out, is the structural and metaphorical function which consists in attaining the metaphorical meaning of this story by resorting to an analogous structure of form and a similar thematic motive- as regards the surrounding frame of the chief narrative of the girl abducted by the band of robbers. Otherwise, the tale of Cupid and Psyche applying the parallel structure and the somehow different subject matter constitutes a metaphor of Charite's career anticipating the development of the plot of the main narrative by the announcement of the prospective union of the lovers.

Further considerations have led us to conclude that the tale of Cupid and Psyche performs the entertaiment and decorative functions in the structure of the *Metamorphoses*. Both these functions were fully signalled by Apuleius. It may be stated that Apuleius, when inserting the tale of Cupid and Psyche into the structure of his novel, was carrying through definite artistic and ideological ideas using a story (novella) as a structural element capable of performing different functions in the structure of the novel.

We have exemined the problem of the functions of the story of Cupid and Psyche entirely in respect of the structure of Apuleius' novel. But let us assume after the example of many scholars, that *Cupid and Psyche* is an autonomous work, detached from the structure of the *Metamorphoses*. Now, there arises the question, whether all the three functions discovered in Apuleius' *Cupid and Psyche*, i.e. the metaphoric--and-structural, the entertainment, and the decorative one, would preserve their proper meaning in such a situation. Thus, it seems that both the structural-and--metaphorical, and the decorative function would forfeit their relevance being closely connected with the structure of the *Metamorphoses* as a whole; the isolation of the story from the structure of the whole work would automatically exclude

Nie zostały tu uwzględnione miejsca, w których traductio posługuje się synonimami, np. I 43, 41—43: *Laetatur pater filio quoque gaudente et cum gaudio unici pignoris alligat manus, ille vinciendas libentius offert* (*laetatur — gaudente — cum gaudio*; *alligat — vinciendas*).

Kaznodzieja nieraz kumuluje parę figur, np. I 1, 34—62: *ornare — orneris*, *servare — serveris*; *impetratis — impetrat*; *Beata — beatior — beatissima*; *in senibus — senectutis — impudicorum pudica*; *Christi — Antichristus*; *pudicum — Pudicitiae*; *corrumpit aut corrumpitur*; *amorem — de amore*.

W I 42, 12—14 spotykamy kunsztownie zbudowany zestaw podobnych wyrazów. Np. *Salvo reo punitur reatus in reo ... moritur in homine propter quod homo fuerat moriturus*: $aa_1a_2bcc_1b_1$; w II 4, 70—72 schemat jest: $aba_1b_1c\ a_1c_1$; w I 36, 113: aba_1b_1; w I 43, 34: aa_1bb_1.

II. FIGURY DŹWIĘKOWE

Zamiłowanie do powtarzania jednego lub więcej dźwięków, wyrazów lub ich połączeń przejawia się u Zenona także w stosowaniu figur dźwiękowych. Wyłania się tu duża trudność klasyfikacyjna na skutek rozbieżności terminologicznej wywodzącej się już ze starożytności[22].

Ponieważ przedstawiamy pewne właściwości stylu w aspekcie zjawiskowym, więc nie wdajemy się w problemy ich systematyzacji teoretycznej.

1. WYRAZY O TEJ SAMEJ STRUKTURZE DŹWIĘKOWEJ, LECZ O INNYM ODCIENIU SEMANTYCZNYM (GRA SŁÓW)

Zeno używa 10 razy tego samego wyrazu, lecz budzącego inne skojarzenia, co wchodzi w tzw. grę słów.

a) *Igitur qui venerat hominem vivificare, per hominem necesse habuit, ne phantasma putaretur, edicta legis universa complere* (I 3, 146—148). W pierwszym zdaniu *homo* jest pojęciem ogólnym (homo = każdy człowiek, ludzkość), w drugim zaś ma znaczenie konkretne (homo = człowiek Jezus, Jego ludzka natura). Gra słów polega tu na zestawieniu znaczenia świeckiego z chrześcijańskim.

b) *iam mater nostra adoptat ut pariat, sed non ea lege, qua vos matres vestrae pepererunt* (I 32, 4 n.). Biskup przemawia do katechumenów sposobiących się do chrztu. Chrzest stanowi narodziny do życia nadprzyrodzonego. Dokonuje tego Kościół — matka wierzących. Występują więc obok siebie dwa znaczenia rzeczownika *mater*: *mater nostra* użyte w sensie przenośnym, o zabarwieniu chrześcijańskim; *matres vestrae* — w znaczeniu dosłownym, potocznie przyjętym.

c) *Exsultate igitur, fratres, aedificationem vestram aede ista de novella cognoscite, cuius quoque capacitatem felici numero fecistis angustam. Ex eo enim ipso, quod vos non capit locus, exinde intelligitur, quia fides vestra capit deum* (II 6, 39—43). *Capit* występuje w dwojakim sensie: pomieścić, mieścić w sobie w znaczeniu fizycznej pojemności (ten odcień semantyczny potwierdza w zdaniu poprzednim rzeczownik

[22] Por. m. in. H. Lausberg, *Handbuch der literarischen Rhetorik*, München 1960.

Epitafio, Bologna 1962), M. Gigante (Lysias: *Il discorso olimpico*, 1960), V. Fumarola (*Il problemo storico, civile e letterario di Lisia*, Atene e Roma X 1965, s. 49) stwierdzając, że w przypadku niektórych przynajmniej mów zastosowanie kryterium ideologicznego — choć nie w izolacji od innych kryteriów — pomaga w dużej mierze w ustalaniu ich autentyczności.

Z kolei przechodzi Autor do zrewidowania „technicznych kryteriów", które obejmują środki prezentacji mowy oraz języka, w którym się ta prezentacja dokonuje. Szczegółowe rozważania prowadzą go do wniosku, że przy szczupłych materiałach dowodowych z trudem możemy stwierdzić przy pomocy kryteriów technicznych, czy np. mowa XII, *Epitaf* i *Olympiak* są dziełami jednego, dwóch czy trzech pisarzy. D. nie wierzy w skuteczność tych kryteriów w badaniach autentyczności stwierdzając, że aż pięć czynników determinowało sposób, w jaki mówca (logograf) przedstawiał swą sprawę. Były to: 1. właściwy przedmiot sporu oparty na rzeczywistym wydarzeniu, 2. własny pogląd mówcy, jego sprawność i charakterystyczna technika retoryczna, 3. osobowość klienta, 4. znane i przewidywane intencje jego przeciwnika, 5. aktualna postawa i stanowisko sądów. Te ograniczenia narzucone mówcy przez same prawa gatunku mów sądowych są oczywiste i nie wymagają komentarza, choć ciągle nie brak historyków, którzy idąc w ślady R. v. Pöhlmanna (*Gesch. der sozialen Frage u. des Sozialismus*, I, München 1925³, s. 261) odczytują dość bezkrytycznie postawy społeczne i interesy stron procesowych w Corpus Lysiacum. Wreszcie zajmuje się D. nieco bliżej *ethos* mówcy. Nie bierze przecież pod uwagę „types of forensic argument" jako kryterium autorstwa, ponieważ przedstawienie faktów musiało być — jak stwierdza — dostosowane do osobowości mówcy (tj. klienta), która była znana logografowi, a która dla nas pozostaje zagadką. Tymczasem prace O. Büchlera (*Die Unterscheidung der redenden Personen bei Lysias. Eine stilistische Untersuchung der Diegesis*, Heidelberg 1936), W. Voegelina (*Die Diabole bei Lysias*, Basel 1943), J. J. Batemana (Gnomon XXXVIII 1966, s. 83 — studium z zakresu konstrukcji i organizacji argumentów) dostarczyły nam dowodów, że na podstawie dokładnej analizy struktury mów, ich części składowych, a zwłaszcza kompozycji partii dowodowej można poznać charakterystyczną dla danego autora technikę retoryczną, jego sposób argumentowania, zbijania zarzutów przeciwnika itd. Z drugiej strony takie sformułowanie D. pozostaje w kolizji z jego interpretacją Dionizjuszowego świadectwa (*De Lysia*, 8) o *ethopoii* Lizjaszowej. Słusznie zauważa, że gdyby Dionizjusz terminem „ethopoiia" określił „odwtarzanie charakteru klienta", to jego sąd niewiele by znaczył, gdyż w czasie, kiedy wyrażał taki pogląd, klienci Lizjasza już od dawna (od przeszło 300 lat) nie żyli, a zatem nie mógł krytyk wiedzieć, podobnie jak my dziś nie wiemy, czy ich mowy były dobrze, czy źle dostosowane do ich charakterów. Na podstawie uwag, które już wypowiedział stary komentator mów Lizjasza C. M. Francken (*Commentationes Lysiacae*, Utrecht 1865), dochodzi Autor do wniosku (nb. sformułowanego wcześniej przez I. Brunsa, *Das literar. Porträt d. Griech.*, Berlin 1896), że termin *epthopoiia* w ujęciu Dionizjusza nie oznaczał, jak chciał W. L. Devries (*Ethopoiia, A Rhetorical Study*, Baltimore 1892), przystosowania mowy do osobowości klienta, lecz wyposażenie tegoż klienta w rysy prawego, sympatycznego człowieka, którego charakter budzi najwięcej zaufania u sędziów. Ostateczny wniosek D. jest następujący: Lizjasz starał się w swych mowach osiągnąć zadowalający kompromis między trzema czynnikami, a to: 1. własną techniką pisarską, 2. osobowością klienta, 3. charakterem najbardziej zalecanym dla sądu (por. Bruns, *o. c.* s. 434). Zdaniem Autora w poszczególnych mowach jeden z tych elementów przeważa: w tych zaś warunkach nie można wskazać takiego zespołu środków, które są na tyle charakterystyczne dla jego techniki pisarskiej, że pozwalają nam na potwierdzenie czy wykluczenie jego autorstwa określonej mowy. Przytoczony pogląd Dovera może budzić, jak wspomniano, zrozumiałe zastrzeżenia, tym bardziej że ἦθος τοῦ λέγοντος u Lizjasza ma — na co wskazała praca W. Motschmanna (*Die Charaktere bei Lysias*, München 1905) i S. Ushera (*Individual Characterisation in Lysias*, Eranos LXIII 1965, s. 99) — swoje znamienne i uchwytne cechy.

Na uznanie natomiast zasługuje dokonana przez Autora analiza badań stylometrycznych w odniesieniu do Corpus Lysiacum. Rozróżnianie między tym, co charakterystyczne i niecharakterystyczne w stylu pisarza, metoda tak skuteczna przy badaniu autentyczności utworów należą-

chyba 7-krotne powtórzenie[12]. Zeno więc nie odbiega od gustów epoki, ale przeważają u niego zdecydowanie powtórzenia utrzymujące się w granicach anafory Cycerońskiej (105 razy na ok. 130 anafor).

Jakie części mowy wprowadza Zeno do anafory? Najczęściej zaimki (42), a wśród nich przeważają wskazujące (18), z których *hic* jest użyte 13 razy, i względne (15); zaimki osobowe występują rzadko: *vos* (1), *tu* (3). Zaznaczyć jednak warto, że najbardziej rozbudowana anafora, bo powtarzająca 24 razy ten sam element, zawiera właśnie *tu* (I 36, 247—275). Partykuły różnego rodzaju wchodzą do 33 anafor, wśród nich najczęstsze są negacje (19). O wiele rzadziej mówca używa innych części mowy: przymiotników (raz partic. perf. pass.) — 17, przysłówków — 11, liczebników (głównych) — 5, przyimków — 6, rzeczowników (w tym raz imię własne) — 4. Czterokrotnie kaznodzieja wprowadził anaforycznie całe zdania: *Exaltatus est Israel, quando* (2), I 61, 63—66; *adde quod fides* (5), z małą modyfikacją w ostatnim członie: *spes ac fides*, I 36, 82—90; II 3, 50—55; *Huius est munus quod* (5), I 36, 106—113; *tolle spem* (3), I 36, 12—14.

Przez częstotliwość zaimków (*pron. personalia* rzadkie!) anafora kazań Zenona przypomina właściwości łaciny potocznej, przez względnie częste negacje — język listowy, natomiast różni się od stylu podniosłego, który dopuszczał w tej figurze w równej mierze czasowniki, przymiotniki i zaimki osobowe[13]. Tę cechę anafory potwierdza również przewaga w „zagęszczonych" powtórzeniach właśnie zaimków i partykuły przeczącej: (7) *quod, qui, quis, tu, sine hac, iam*, czasownik, *quia, in*; (8) *hic, non, nunc*; (9) *o! non*; (10) *haec, quia, non, illa*; (11) *tu*; (12) *non*; (14) imię własne, *quod, qui*; (24) *tu*.

Ekspresyjność anafory zależy nie tylko od liczby zastosowanych powtórzeń, o czym była już mowa, ale także od łączenia różnych ciągów anaforycznych w pewną całość w obrębie zdania lub szeregu zdań. Budowa tej figury posiada u Zenona pewną kunsztowność. Niech to zilustruje kilka przykładów.

Krótkie kazanie I 7 (42 ww.) zawiera aż 5 anafor — o różnym skondensowaniu powtórzeń — kolejno po sobie następujących na przestrzeni 26 ww. (12—38): *quod* (14), *quid* (3), *solus* (6), *hic* (2), a po 6 wierszach — *una* (3). W I 8 (w. 13—21) w obrębie jednego, parataktycznie rozbudowanego zdania występują dwie równoległe anafory: na początku zdania głównego (i dalszych jego równoważników z dom. orzecz. *dictus est*) znajduje się *hic* z orzecznikiem przymiotnikowym, na początku zaś zdania przyczynowego — spójnik *quia*; w ostatnim członie zostało wtrącone *inquam* oraz powtórzony podmiot umieszczony na początku owego szeregu zdań. Anafora z *hic* i *quia* powtarza się 7 razy. W szkicu kazania I 20 (11 ww.) w dwóch zdaniach końcowych (w. 6—11) spotykamy dwie anafory po sobie następujące:

---

[12] H. Januel, *Commentationes philologicae in Zenonem Veronensem, Gaudentium Brixiensem, Petrum Chrysologum Ravennatem*, I Programm, Regensburg 1904—1905, s. 10, gdzie autor tylko sygnalizuje istnienie anafor z 6, 7 i 3-krotnym powtórzeniem, nie podając częstotliwości ich występowania.

[13] Hofmann-Szantyr, *o. c.* s. 695.

W kazaniach Zenona nie ma ani jednego przykładu na grę słów, w której występowałoby imię własne. Autor nie przejawia specjalnego zamiłowania do tego sposobu ożywiania wywodów czy uprawiania żartu. Odcień komizmu może się zawiera w I 4, 88: wielkość Jowisza wyraża się w wielu zbrodniczych przygodach miłosnych.

2. SIMPLICIA I COMPOSITA TEGO SAMEGO PIERWIASTKA LUB COMPOSITA O RÓŻNYCH PRZEDROSTKACH

a) Simplex i compositum: *duas esse nativitates ... Jesu Christi ... unam, qua natus est*; *alteram, qua renatus* (II 8, 15—17); *negat hominibus, quod avibus, serpentibus, feris non potest denegare* (I 5, 95 n.); *pudicos ... persequens, sed impudicos ... occidens* (I 1, 76 n.); *iustus esse non potest stultus neque sapiens iniustus* (II 1, 75 n.); por. *iustus — iniustus* (I 35, 11 n.); *iustos-iniustos* (II 1, 29 n.); *iustitiam stultitiae, iniustitiam sapientiae vocabulis infamantes* (II 1, 32 n.); *Sub velamine Christi nominis ... se adserere conatur Antichristus ... pudicum* (I 1, 50 n.); *aeterni dei coaeternus filius* (II 12, 30); *fideles — infideles* (I 35, 39 n.); *circumcisus — incircumcisis* (I 3, 154 n.).

b) compositum i simplex: *solumque ei hoc deesse quod nolit esse* (I 2, 148); *non decolor color est* (II 24, 26 n.); *discoloratur per momenta color* (I 2, 45); *ut omnia ... devincat, se primo vincit* (I 4, 24 n.); *ut et impudicitiae malum et bonum pudicitiae ... possit agnosci* (I 1, 150); por. ib. 165 *impudicitiae — pudicitiae*; *iniustitiae — iustitiae* (I 1, 33); *displicens — placens* (I 1, 192 n.); *Antichristus — Christus* (ib. 218 n.) *res est absurda, ut secundus* [scil. *homo*] *sit immortalis et qui mortalis est primus, cum immortalitas in se ordinem temporis non recipiat, mortalitas capiat* (II 4, 12—15); *Poetae ... duplicem viam apud inferos ponunt: impiorum unam ... piorum aliam* (I 2, 31). Por. *iniustorum iustorumque discretio* (ib. 201 n.); *contendit in mortem: pauper, cum opes infeliciter quaerit, quas feliciter non habet* (I 5, 78 n.).

c) composita o różnych przedrostkach: *prorogat — derogat* (I 4, 36); *accludunt — excluditur* (ib. 13 n.); *Nisi quis hostem, a quo impugnatur, expugnet* (I 7, 2); *inportunam — opportunam* (I 1, 81).

Z powyższych zestawień wynika, że zakres wyrazów wchodzących w taką grę słów nie jest duży, a służą one głównie oddaniu chrześcijańskiej koncepcji życia. Nie dostrzegamy, by jakiś wyraz czy typ połączeń był tu uprzywilejowany.

3. WYRAZY RÓŻNEGO POCHODZENIA POSIADAJĄCE PEWNE POKREWIEŃSTWA DŹWIĘKOWE

a) różniące się jednym dźwiękiem: *voluntas — voluptas* (I 1, 207); *sese — esse* (I 2, 66); *horridae — torridae* (I 36, 18); także *labore ac favore* (II 3, 69; w owej epoce *b* wymawiano jak *v*).

b) jeden z wyrazów posiada jeden dźwięk więcej: *iudicati — iudicandi* (I 35, 61); *sacrilegio — sacrilego* (II 7, 153); *alvo — alveo* (II 18, 6).

c) wyrazy zawierające aliterację (przykłady tylko w wyborze): *diversoque charismate omnium credentium non colla, sed corda decorare consuevit* (I 13,

przeżył obydwóch i prawdopodobnie znał ich synów. Stąd pomyłki przy mieszaniu Nigrinusa starszego z młodszym (Ziegler, RE XXI (1951), kol. 691).

Część drugą otwiera rozdział siódmy (s. 67—71), traktujący o historycznych deklamacjach Plutarcha, do których autor zalicza pisma o Aleksandrze, o chwale Aten i o szczęściu Rzymian. Zajmując się chronologią tych utworów, J. nie dochodzi do pewniejszych i bardziej szczegółowych ustaleń niż te, które już znamy z prac F. Kraussa, J. Kowalskiego (których to zresztą autorów J. nie wymienia). W poglądach Plutarcha na Rzym, widocznych w tych wczesnych pismach, jak stwierdza autor, zaznaczają się wpływy propagandy augustowskiej. (Cheronejczyk uważał, że Rzym jest gwarantem pokoju, kotwicą w czasie burzy historii 317 A.)

Bardziej dokładnego omówienia w rozdziale ósmym i dziewiątym (s. 72—87) doczekały się życiorysy cesarzy. J. odrzuca tu dotychczasową hipotezę, jakoby Plutarch znalazł swoje informacje już streszczone we wcześniejszych biografiach. Dochodzi bowiem do wniosku, że 1. starożytny moralista korzystał z greckich historyków, 2. sięgał tam, gdzie to było potrzebne, do rzymskich pisarzy, wykorzystując tu pracę swoich wyzwoleńców lub niewolników znających język łaciński, 3. dodawał swobodnie do materiału zasadniczego to, co widział lub usłyszał w rozmowach ze swoimi rzymskimi przyjaciółmi (s. 86).

Poglądy Plutarcha na rzymską historię (rozdz. X, s. 88—102) nie były ani głębokie, ani oryginalne, ale są dla nas pewnym pożytecznym wykładnikiem jego osobistego stosunku do Rzymu. Drogą, jak zwykle, precyzyjnej analizy J. wykazuje w poszczególnych, wybranych przez siebie żywotach (Romulus, Flamininus, Filopojmen), że Plutarch w porównaniu z Dionem z Halikarnasu (Romulus) czy z Polibiuszem (Flamininus, Filopojmen) przedstawia te same fakty historyczne w przychylniejszym dla Rzymian świetle (s. 99). Jeżeli znajdzie jakieś wady u swego bohatera i gani je, to czyni tak tylko dlatego, że podporządkowuje swe zadania historyka celowi moralnemu. Decydującym u niego kryterium jest dobro i zło, a nie np. linia propagandy augustowskiej. I tak chwali Flamininusa na równi z Filopojmenem, który był zdecydowanym wrogiem Rzymian (s. 101).

W rozdziale jedenastym (s. 103—109), zamykającym tematykę biografii Plutarcha, pewnym novum wobec dzisiejszego stanu badań jest wyraźne wskazanie przez J. na cel, jaki przyświecał Cheronejczykowi w pisaniu żywotów sławnych mężów. Dotychczas na ogół uważano, że stara się on pogodzić Rzymian z Grekami, tj. że przekonuje Rzymian, iż Grecy to nie godni pogardy Graeculi, a Greków, że Rzymianie to nie barbarzyńcy. Pogląd ten J. podważa m. in. tak: 1. Plutarch sam mówi w żywotach Epaminondasa i Scypiona o moralnym celu swych utworów. Pragnie on po prostu ukazać charakter swego bohatera i nakłonić siebie i czytelników do naśladowania jego virtus, 2. swobodnie wyraża opinię o postaciach ze swych utworów, nie krępując się względami polityczno-prestiżowymi, 3. w klasie społecznej, do jakiej należał, nie było takich różnic między wykształconymi Rzymianami a Grekami. Pogardliwa nazwa Graeculi zawsze była używana przez plebs, zwłaszcza gdy ubogi Rzymianin wypadł z łask swego pana z powodu Greka, który był lepszym od niego klientem.

Polityczne traktaty omówione zostały w rozdziale XII (s. 110—121), przy czym nacisk J. położył na ich przeznaczenie i cel. W tych bowiem dwóch aspektach wyraża się stosunek Plutarcha do Rzymu. Cheronejczyk przeznacza swe utwory dla ludzi bogatych, rządzących w poleis. Ci, którzy opuszczają swe rodzinne miasta udając się do Rzymu, by tam piastować wyższe urzędy, nie zyskują jego sympatii (s. 116). Radzi mieć jednak przyjaciół w Rzymie, bo dzięki tym znajomościom można skuteczniej załatwić sprawy swoich miast. Celem tych traktatów było pogodzenie skłóconych ze sobą Greków, których Plutarch gorąco zachęcał, aby rozwiązywali możliwie jak najwięcej problemów we własnym zakresie, bez odwoływania się do Rzymian. Rządzenie w państwach-miastach miało polegać na umiejętnym działaniu w granicach narzuconych przez Rzym i na utrzymywaniu w nich porządku. W ten tylko sposób rządzący mógł zapewnić sobie swobodę administrowania polis.

Ostatni, 13 rozdział (s. 122—130), poświęcił J. ustaleniu stosunku Plutarcha do imperium. Plutarch czuł się poniekąd Rzymianinem. Pogodzony bez reszty z istniejącym stanem rzeczy, pod-

Eos LXI 1973

Aristoteles' Politik, eingeleitet, kritisch herausgegeben und mit Indices versehen von Alois Dreizehnter, München 1970, ss. LII+232 (Studia et testimonia antiqua hrsg. von Vinzenz Buchheit, VII 1970).

Można by powiedzieć, że dostępny dziś tekst grecki *Polityki* Arystotelesa osiągnął w omawianym tu wydaniu swą ostateczną postać, gdyby pojęcie „ostatecznego" tekstu nie było tak bardzo względne. Ściślej więc należałoby się wyrazić, że wydanie Dreizehntera podsumowuje wyczerpująco dzisiejszy stan wiedzy o tekście *Polityki* i zapewne długo służyć będzie za podstawę do prac interpretacyjnych nad tym dziełem Arystotelesa, stanowiąc doskonałe kompendium informacji potrzebnych do takich prac.

A przecież nie brakło nam już od półtora wieku dobrych wydań *Polityki*, poczynając od tekstu I. I. Bekkera w berlińskim wydaniu akademickim (1831 i osobno w tymże roku, 1855², 1878³) poprzez wydania Barthélemy St. Hilaire'a (1837), F. Susemihla (1872, 1879², 1882³), na którym z kolei oparł się O. Immish (1909, 1929²), W. L. Newmana (4 t., 1887—1902, nie zmieniony przedruk 1950), W. D. Rossa (1959), aż do nie dokończonego jeszcze wydania J. Aubonneta (1960—1971, na razie pierwsze cztery księgi). Nad nimi wszystkimi obecny wydawca miał tę przewagę, że przed dziesięciu laty przeanalizował w osobnej rozprawie dzieje tekstu tego traktatu [*Untersuchungen zur Textgeschichte der aristotelischen Politik*, Leiden 1962) i ustalił miejsce poszczególnych rękopisów w obrębie owych dziejów, a następnie, już dla celów obecnego wydania, skolacjonował wszystkie 32 znane rękopisy greckie *Polityki* (ich opis we wstępie, s. XXIII—XXXVI), 3 rękopisy fragmentaryczne oraz 16 zbiorów ekscerptów (wyliczone na s. XXXIX), czyli wyczerpał bez reszty podstawę rękopiśmienną tego dzieła. Dziwnym zbiegiem okoliczności nie był mu jeszcze znany jedyny drobny fragment papirusowy *Polityki* (IV 4/5. 1292a31—b2) opublikowany świeżo z papirusu Uniwersytetu w Michigan inv. 6634 z połowy II w. n. e. przez E. G. Turnera w Wiener Studien LXXIX 1966, s. 186—189 (z jednym tylko ciekawszym wariantem). Do ustalenia tekstu fragment ten niewiele wnosi, jest jednak ważny dla jego historii, gdyż jest o 8 wieków starszy od najwcześniejszych naszych rękopisów (Vaticanus 1298 z X w.), a ponadto zwiększa niezwykle skąpą listę dowodów zainteresowania tym dziełem Arystotelesa w starożytności, do którego to problemu wypadnie nam jeszcze powrócić.

Poza rękopisami greckimi wydawca wykorzystał także jako tradycję pośrednią dwa przekłady łacińskie *Polityki*: Wilhelma z Moerbeke z r. około 1260 oraz Leonarda Bruni z Arezzo (Aretinus) z r. 1437 (s. XXXIX—XLIV). Dreizehner uwzględnił nadto po raz pierwszy wcześniejszą redakcję (niekompletną, tylko księgi I—II) przekładu Wilhelma z Moerbeke, odkrytą i wydaną dopiero w r. 1961 przez P. Michaud-Quentin w serii Aristoteles Latinus XXXIX 1 (tzw. translatio imperfecta). Wydanie to Dreizehnter poddaje bardzo surowej krytyce (s. XL) i dlatego sam korzystał nie z tekstu ustalonego przez Michaud-Quantin, lecz bezpośrednio z rękopisów.

Jest to dokumentacja kompletna, ale — jak na dzieło Arystotelesa — stosunkowo uboga. Zestawmy ją dla porównania z *Analitykami* tegoż autora (których wydanie przez W. D. Rossa z r. 1949 omawiałem w Eos XLVI 1952/53, s. 229—233). Wydawca tych dwu traktatów logicznych dysponuje z górą setką rękopisów greckich, wśród nich pięcioma z IX—X w., siedmiu ciągłymi komentarzami greckimi (poczynając od Aleksandra z Afrodisias z II w.), dwoma przekładami syryjskimi z V—VIII w. oraz łacińskim Boecjusza z w. VI. Różnica jest zatem ogromna, a tłumaczy się tym, że o ile dzieła logiczne Stagiryty były przynajmniej od początku naszej ery niezmiernie popularne, to jego *Polityka* znajdowała przez pierwsze 1500 lat swego istnienia tylko niewielu czytelników. Ślady jej znajomości pojawiają się najpierw wśród bezpośrednich uczniów samego Arystotelesa, co jest rzeczą zrozumiałą, ale później nikną — przynajmniej w dostępnym nam materiale — na kilkaset lat, aby zaznaczyć się ponownie dopiero w II/III w. n. e. u Aleksandra z Afrodisias, Aspasiosa i Filostrata Starszego (jest rzeczą charakterystyczną, że z tego samego prawie

czasu pochodzi jedyny znany na razie fragment papirusowy, por. wyżej), w IV w. u cesarza Juliana, a w V w. u Proklosa. Pierwszy komentarz grecki do tego dzieła wyszedł dopiero w XI w. spod pióra Michała z Efezu, profesora na uniwersytecie w Konstantynopolu (s. XV—XX oraz s. 227 indeks wszystkich greckich cytatów z *Polityki* do XVI w.). Istny zalew łacińskich komentarzy do *Polityki* poczynając od drugiej połowy XIII w. był zupełnie nieoczekiwanym zwrotem w historii wpływu tego dzieła (P. Czartoryski, *Wczesna recepcja „Polityki" Arystotelesa na uniwersytecie krakowskim*, Wrocław 1963, s. 148—153, rejestruje ich prawie 60, tylko z wieków XIII—XV). Stwierdzić natomiast należy, że nie znali *Polityki* Arystotelesa z pierwszej ręki Polibiusz, Cicero i Areios Didymos, a dane zgromadzone przez Aubonneta we wstępie (s. CXX nn.) do cytowanego wyżej wydania wypadnie zdaje się znacznie zredukować.

Warto i na to zwrócić uwagę, że zestawienie kompletnej dokumentacji rękopiśmiennej do dowolnego dzieła Arystotelesa jest obecnie (przynajmniej jeśli idzie o stronę heurystyczną) zadaniem znacznie łatwiejszym, odkąd dysponujemy drukowanym repertorium A. Wartelle'a. *Inventaire des manuscrits grecs d'Aristote et de ses commentateurs*, Paris 1963, oraz odkąd przy seminarium filologii klasycznej uniwersytetu w Berlinie zach. istnieje stworzone przez prof. P. Moraux tzw. Aristoteles-Archiv, placówka naukowa poświęcająca się specjalnie badaniom nad wszystkimi znanymi greckimi rękopisami Arystotelesa i posiadająca mikrofilmy sporządzone z 1000 z górą tych rękopisów (adres Aristoteles-Archiv: 1 — Berlin 33, Ehrenbergstrasse 35, dobrze zredagowaną informację o nim znaleźć można w FU — Pressedienst, Wissenschaft nr 2, Januar 1971).

Tekst, jaki przekazują nam wszystkie zachowane rękopisy *Polityki* (oczywiście z wyjątkiem fragmentu papirusowego), sprowadza się do jednego kodeksu pisanego uncjałą i powstałego pomiędzy VI a VIII w. *Polityka* była więc w tym czasie bliska zaginięcia podobnie jak *Prawa* Platona, których przekaz rękopiśmienny wygląda nader podobnie (por. L. A. Post, *The Vatican Plato and its Relations*, Middeltown 1934). Te wielkie dzieła, pełne szczegółów ustrojowych z odległej przeszłości, nie budziły najwidoczniej zainteresowania w okresie schyłkowego antyku i wczesnego średniowiecza, kiedy rzeczywistość polityczna wyglądała zupełnie inaczej.

Tak więc nasz tekst *Polityki* dzieli od tego, który wyszedł spod pióra Arystotelesa, około 1000 lat, w ciągu których brzmienie tego tekstu znane nam jest tylko ze wspomnianego drobnego fragmentu papirusowego i nielicznych cytatów. Dokładniejsze porównanie tych ułamków tradycji pośredniej z tym, co przynoszą nasze rękopisy, zasługiwałoby może na wnikliwsze zbadanie w osobnej pracy. Tym niemniej wydawca postąpił słusznie, kształtując swój tekst raczej konserwatywnie, nie odbiegając o ile możności od przekazu rękopiśmiennego (s. XLVIII n.). Postępowanie takie było dlatego szczególniej wskazane, że *Polityka* nie była nigdy dziełem przygotowanym przez samego autora do publikacji, że — podobnie jak wszystkie inne traktaty wchodzące w skład Corpus Aristotelicum — są to jedynie skrypty wykładów, przez nieznanego autora w nieznanym czasie połączone w jedną całość, która stała się podstawą naszego tekstu (s. XIII—XV). Dreizehnter jest zdania, że redaktorem tym był dopiero Andronik z Rodos, a że przed jego wydaniem dzieło znane było w dwu różnych postaciach: jedną z nich stanowiła osobna całość wypełniająca dziś księgi VII—VIII (zarys idealnego ustroju, wedle coraz powszechniej utrzymującej się w nauce opinii najstarsza część składowa dzisiejszej *Polityki*), a drugą dzisiejsze księgi I—VI, podzielone wszakże nie na 6, lecz na 8 zwojów (s. XV—XVII). Takie wnioski wyciąga wydawca z dwu zapisów katalogu zachowanego u Diogenesa Laercjusza (5, 1, 24): πολιτικὰ $\bar{\beta}$ oraz πολιτικῆς ἀκροάσεως ὡς ἡ Θεοφράστου $\bar{\alpha}\,\bar{\beta}\,\bar{\gamma}\,\bar{\delta}\,\bar{\varepsilon}\,\bar{\varsigma}\,\bar{\zeta}\,\bar{\eta}$, który to katalog pochodzi ze schyłku III w. p. n. e. i jest najprawdopodobniej dziełem Hermippa. Nam jednak taka konstrukcja wydaje się nieco sztuczna i za P. Moraux, *Les listes anciennes des ouvrages d'Aristote*, Louvain 1951, s. 95 n., oraz I. Düringiem, *Aristotle in the Ancient Biographical Tradition*, Göteborg 1957, s. 45, wolelibyśmy pozycję drugą uważać za identyczną z naszą *Polityką* — nie podnosząc zastrzeżeń przeciw identyfikacji pozycji pierwszej z księgami VII—VIII. W takim razie jednak *Polityka* osiągnęłaby swą dzisiejszą postać bardzo wcześnie, bo już u schyłku III w., co widocznie nie wpłynęło na małą jej poczytność w stuleciach następnych.

Jeśli idzie o ogólną ocenę omawianego wydania, to zdaniem naszym można się w całej roz-

cych do innych gatunków literatury, posiada zdaniem D. bardzo ograniczoną wartość w stosunku do mów Corpus wygłoszonych w końcu przez różnych ludzi. W zbiorze tym, w którym wiele mów dostosowano w miarę możliwości i w granicach rozsądku do osobowości i potrzeb klienta, mało zyskujemy przez wykrycie niecharakterystycznych dla mówcy miejsc i zjawisk językowych. W dalszym ciągu omawia D. trudności związane ze statystycznym traktowaniem zjawisk językowych przy badaniach autentyczności (por. tu C. Udny Yule, *The Statistical Study of Literary Vocabulary*, Cambridge 1944), by następnie dać próbkę zastosowania do Corpusculum prostej czy surowej analizy stylometrycznej (crude stylometry), polegającej na statystycznym ustalaniu częstotliwości użycia rodzajnika określonego, użycia καί i δέ, stosunku participiów do określonych form czasownika i infinitiwów, stosunku aorystu do innych czasów przeszłych, wreszcie szyku wyrazów. Zwłaszcza w odniesieniu do szyku wyrazów cenne są spostrzeżenia D.: oparł je bowiem nie tylko na ogólnie uznawanych wynikach prac innych uczonych jak A. S. Henry'ego (Class. Quart., N. S. XVI 1966, s. 296), ale przede wszystkim na własnych dociekaniach, które przedstawił w swej znanej monografii: *Greek Word Order*, (Cambridge 1960). D. kończy te rozważania, podobnie jak poprzednie, stwierdzeniem, że stylometria tego typu jest zawodna: unaocznia to za pomocą załączonej na s. 112 tabeli. Z jej zestawień wynika, że np. niektóre mowy Demostenesa, stanowiące jego niezaprzeczalną własność, różnią się między sobą bardziej niż w stosunku do mów Aischinesa. Fakt ten słusznie tłumaczy Autor „dominowaniem określonej cechy językowej typowej dla danego okresu", która jest charakterystyczna nie tylko dla pojedynczego pisarza, ale dla ogółu pisarzy danej epoki. Dalej przechodzi D. do bardziej subtelnych badań stylometrycznych, które określa terminem „refined stylometry". Są to badania leksykalne sprowadzające się do wykazania podobieństw i zgodności każdej z mów Corpusculum w stosunku do mowy XII, którą mówca wygłosił we własnej sprawie i we własnym imieniu, i stąd uznanej za bezwzględnie autentyczną. Podane przez Autora przykłady dowodzą, że i takie badania w odniesieniu do Corpusculum nie dają zbyt pewnych rezultatów.

Kolejny rozdział swej pracy poświęca D. relacji: klient a konsultant (logograf). Jego uwagi są trafne i w niejednym uzupełniają, a nawet korygują poglądy G. Kennedy'ego (*The Art of Persuasion in Greece*, London 1963) i M. Lavency'ego (*Aspects de la logographie judiciaire Attique*, Louvain 1964). Trudno też nie zgodzić się z opinią D., iż dla logografa, jeśli był metekiem jak Lizjasz, a przez to nie mógł występować osobiście przed sądem jako „przyjaciel" jednej ze stron procesowych, pozostawały dwie możliwości. Mógł albo napisać całą mowę dla klienta, albo mógł tylko pouczyć go, jak ma bronić swej sprawy. W tym zaś drugim wypadku mógł ograniczyć się do udzielenia rad ogólnej natury ze wskazaniem przecież na kolejność argumentów i na konieczność wyeksponowania czy „zatajenia" cech indywidualnych, albo mógł udzielić instrukcji szczegółowych z sugestiami co do dokładnego ujęcia słownego całych partii mowy, której klient wyuczał się na pamięć. Tylko konsultant i jego klient byli świadomi tego, w jakim stopniu tekst przemówienia został opracowany i spisany. Badanie stosunku, jaki zachodzi między częścią mowy ułożoną przez konsultanta, a częścią, przy której komponowaniu współpracował (ew. którą ułożył) klient, jest — jak zauważa D. — niemożliwe. Zachowane mowy Corpus Lysiacum różnią się od mowy XII pod względem techniki kompozycyjnej, a nawet języka w różnym stopniu, stąd brak wyraźnego przedziału między grupą mów wykazującą podobieństwa do mowy XII a grupą, która tych analogii nie zdradza. Tych różnic nie można tłumaczyć wyłącznie przystosowaniem mów do osobowości, stanu, zawodu klienta, gdyż tak dalece logograf nie „indywidualizował" stylu i języka ludzi, dla których pisał mowy. Jedyną alternatywną eksplikacją zdaniem D. może być fakt, że mowy te były nie tylko wygłoszone, ale i w pewnym stopniu ułożone przez wielu ludzi, a zatem choć większość tych mów jest w dużej mierze dziełem Lizjasza, to jednak poszczególne mowy w niektórych swych partiach są dziełem innych ludzi — klientów Lizjasza. Takiej możliwości nie może, rzecz jasna, wykluczać żaden z badaczy Corpus Lysiacum. Nie ma wprawdzie żadnych technicznych kryteriów, które by umożliwiły nam stwierdzenie, iż Lizjasz nie miał żadnego udziału w jakiejkolwiek przypisanej mu mowie, nie brak jednak technicznych kryteriów, które pozwalają nam określić — jeśli nie ma tylko przeszkody w przyjęciu poglądu, że Lizjasz działał jako konsultant — o ile zatajał swe własne

DE ZENONIS VERONENSIS RATIONE SCRIBENDI

Summarium

Prima editione critica omnium tractatuum a viro doctissimo B. Löfstedt publici iuris facta usa hoc mihi proposui, ut quo modo scriptor adhibuisset figuras quae redintegratione eiusdem verbi vel sonorum similitudine orerentur, investigarem. Concionator creberrime ornat orationem anaphora, cuius circa 150 exempla inveniuntur. Non raro arte quadam adhibita iungit duas earum series vel idem verbum ponit pluries: decies, undecies, duodecies, decies quater, etiam vicies quater, sed plerumque in repetendis verbis usum Tullianum sequitur. Quod ad partes orationis attinet, saepissime pronomina demonstrativa et particulas, imprimis negativas, repetit. Rarius autem utitur ceteris repetitionis figuris, ut epanaphora, complexione, anastrophe et geminatione.

Ut animos auresque audientium pulsaret, Zeno orationem etiam his figuris quae repetitis sonis exsistunt ornatam esse voluit. Libenter alliterationem adhibet, sed modum non excedit, non facile est numerando statuere, quotiens hoc fecerit. Fere decies duabus significationibus eiusdem vocis lusit. Traductionem quoque adamasse videtur, nam saepissime variis eiusdem vocabuli formis, tum nullo intervallo positis, tum post aliquot verba collocatis utitur. Idem non abhorret a lusu verborum qui fit, cum iunguntur opponunturve simplicia et composita eiusdem vocabuli.

Saepius adhibet etiam verba, quibus nihil commune sit nisi similis sonus, nonnullis autem locis voces similiter desinentes collocat in finibus membrorum aut incisorum.

Zeno videtur usus esse id genus figuris non solum, ut sonoram numerosamque redderet orationem, sed etiam quo facilius res maioris momenti audientes animadverterent.

nie musi to być koniecznie postać eolska, ale może to być postać starojońska, zachowana ze względów metrycznych, jak w nazwie Jończyków: Ἰᾶονες (nowojoński odpowiednik był Ἴωνες), por. N 685. Przypomnimy jednak, że imię Dariusza, staroperskie *Dārayavahuš*, przedostało się do Greków już w czasie, kiedy tendencja do zmiany *ā* > *ē* całkowicie wygasła, bo imię to ma jońską postać Δᾱρεῖος.

Jerzy Kuryłowicz, *L'origine de ν ἐφελκυστικόν* (s. 75—81). Zdaniem autora ta wtórnie pojawiająca się w języku greckim spółgłoska jest wynikiem zmian morfonologicznych, tj. wynikła z pewnej proporcji morfologicznej działającej w szczególnych warunkach fonetycznych, mianowicie w sandhi, w ścisłych połączeniach składniowych. Działała tu szczególna okoliczność, że na granicy członów w wyrazach złożonych, a nawet w środku wyrazów, w epoce przedpomnikowej w połączeniach *n*+*s*+*spółgłoska* następował całkowity zanik *n*: ἔσπετε, συστέλλω zawierały ἐν-, συν- przed σ. Przed samogłoską (w tym czasie) z grupy *-ns-* powstawała geminata -σσ-: παλίσσυτος, συσσιτέω, σύσσημος, πάσσοφος zawierały πάλιν, σύν, πᾶν. W wyniku tej zmiany obok form 3. pl. typu ἔλεγον, w wypadku, gdy stały one przed spółgłoską inną niż *s*, (tj. w typie ἔλεγον + T), pojawiły się formy bez końcowego -ν przed wyrazem zaczynającym się od *s* (w ścisłych połączeniach składniowych); powstała więc oboczność: ἔλεγον+T obok *ἔλεγο+σ-. Ponieważ postać 3. sg. ἔλεγε nie miała na końcu spółgłoski i przed σ- pojawiało się też ἔλεγε+σ-, mogła się więc wytworzyć także postać ἔλεγεν+T-, za wzorem ἔλεγον+T-. Analogia mogła tu działać dlatego, że w ścisłych połączeniach składniowych w 3. pl. pojawiała się też postać ἔλεγο+ν+E- (tj. jakakolwiek samogłoska). Wynika stąd, że w typie 3. sg. ἔλεγεν element zwany ν ἐφελκυστικὸν pojawił się pierwotnie przed spółgłoską zaczynającą wyraz następny; nie było to wynikiem potrzeby usunięcia hiatu przed wyrazem rozpoczynanym samogłoską. Podobnie dają się wytłumaczyć inne wypadki zastosowania ruchomego ν. Tak więc za wzorem oboczności *ἔλεγο+σ-: ἔλεγον+T- wytworzył się stosunek: λέγουσι+σ-: λέγουσιν+T-. Stosunek między zestawianymi tu formami jest strukturalny (nie semantyczny), polega bowiem na tym, że forma bez końcowego *-n* odczuwana jest jako pozbawiona tego elementu, a więc jako derywowana od formy dłuższej przez oderwanie końcowego członu. W podobny sposób mogły powstać na podstawie stosunku strukturalnego formy dat. pl. na -σιν: obok dual. na -ϝιν[2] stało plur. na -σι; podobnie wytworzono obocznie ἄμμι(ν), ὔμμι(ν), σφι(ν); przysłówkowe -φι(ν) uległo wpływowi dat. pl. na -σι(ν). Brak ν ruchomego w dat. sg. tłumaczy się tym, że w pl. -σι(ν) stanowiło miejsce neutralizacji różnych allomorfów występujących w sg.: -ι, -ῳ, -ᾳ (-ῃ). Wreszcie w formach εἴκοσι(ν), νόσφι(ν) itp. działało zewnętrzne upodobnienie do poprzednio wskazanych wahań. Tak więc ν ἐφελκυστικόν pojawiło się początkowo w położeniu przed wyrazem zaczynającym się od spółgłoski i dopiero wtórnie zostało wykorzystane także dla usuwania hiatu między stykającymi się wyrazami. Zaś punktem wyjścia rozwoju było ujednostajnienie w końcu wyrazu samogłoski i samogłoski +*n* przed wyrazami rozpoczynanymi spółgłoską *s-*.

Dwa jeszcze artykuły dotyczą zagadnień fonetycznych.

John Chadwick, *Deux notes sur le digamma*, bada wyrazy, w których podejrzewano wczesny zanik digammy przed *o*: ὀφείλω, ὁρῶ, ὠνή, i stwierdza, że rekonstruowanie pierwotnych postaci tych wyrazów z początkową digammą nie ma wystarczających podstaw; również w tekstach zapisanych pismem linearnym B nie ma w tych wypadkach początkowego *w-*. Druga notatka stwierdza, że zapis digammy przez β, jak to praktykowano już od IV w. przed n. e., wskazuje raczej na wymowę jako u̯ niż jako υ.

Maurice Leroy, *Le double traitement de yod initial en grec*, nawraca do zagadnienia rozwoju i̯- w *spiritus asper* albo w ζ-. Uważa on rozwój w kierunku *spiritus asper* za normalny, pojawianie

---

[2] W tekstach pisma linearnego dualis na -οιϊν nie wykazuje digammy, por. Thumb-Scherer 339 § 338; ale Stang wskazał (Symbolae Osloenses XXXIII 1957, s. 31), że w mykeńskim połączenie u̯+i̯ reprezentowane jest przez *j: ke-ra-me-ja*, tj. κεράμεια, w przeciwieństwie do u̯+i̯i̯*a*, gdzie *w* jest zachowane: *pa-si-re-wi-ja*, tj. βασιλήϝια. W omawianym tu wypadku chodzi o połączenie i̯+u̯, por. ἵπποιιν Ψ 362, ale z wielkim prawdopodobieństwem wolno przypuścić, że ta grupa spółgłoskowa rozwijała się tak samo jak połączenie u̯+i̯.

ciągłości przyłączyć do własnej opinii samego wydawcy (s. IX): nie wnosi ono poważniejszych zmian do tej postaci tekstu arystotelesowej *Polityki*, jaką ukształtowały dotychczasowe wydania, gromadzi wszakże dla tej postaci znacznie solidniejszą i pełniejszą dokumentację, a zarazem stwarza bezpieczny punkt wyjścia dla przyszłych prób krytyki koniekturalnej.

Na użytek miłośników tego dzieła Arystotelesa, dostępnego od dwudziestu lat w polskim przekładzie L. Piotrowicza (*Arystoteles, Polityka*, Wrocław 1953, drugie wydanie w Bibliotece Klasyków Filozofii, Warszawa 1964 — z dodaniem *Ekonomiki*), dodajmy, że przy pracy nad nim korzysta się dziś przede wszystkim z następujących komentarzy: W. L. Newman, *The Politics of Aristotle I—IV*, Oxford 1950²; E. Barker, *The Politics of Aristotle*, Oxford 1961⁴, a nadto z opracowań takich jak R. Weil, *Aristote et l'histoire*, Paris 1960, i z pracy zbiorowej *La Politique d'Aristote, sept exposées*, Genève 1965 (Entretiens Hardt sur l'antiquité classique). Bardzo godne polecenia jest również studium P. Rybickiego, *Arystoteles, początki i podstawy nauki o społeczeństwie*, Wrocław 1963. Oczekujemy jeszcze komentarza do *Polityki* w znakomitej serii *Aristoteles, Werke in deutscher Übersetzung* hrsg. von E. Grumach, Berlin, Akademie-Verlag; komentarz ten przygotowuje profesor uniwersytetu w Bernie szwajcarskim O. Gigon (autor przekładu opublikowanego w Zurychu w r. 1955 pt. *Aristoteles, Politik und Staat der Athener*). Wolno się spodziewać, że będzie to opracowanie równie magistralne jak Fr. Dierlmeyera komentarze do trzech arystotelesowskich *Etyk* w tejże serii.

Marian Plezia (Kraków)

Eos LXI 1973

C. P. Jones, Plutarch and Rome, Oxford 1971, ss. XIII+158.

Omawiana praca składa się z dwóch zasadniczych rozdziałów, poprzedzonych krótkim wstępem (s. V—VII). Dwa dodatki (s. 131—133), chronologiczna tablica (s. 135—137), bibliografia (s. 139—147), indeks ogólny (s. 149—157) oraz indeks cytowanych miejsc z utworów Plutarcha, ale tylko istotnych w dyskusji, stanowią wartościowe zamknięcie całości książki.

Część pierwsza (s. 3—64), podzielona na sześć rozdziałów, poświęcona jest dokładnej analizie źródeł odnoszących się do życia i środowiska Plutarcha. W części drugiej (s. 67—130) autor w siedmiu kolejnych rozdziałach omawia tylko te utwory Plutarcha, które świadczą o postawie mędrca cheronejskiego wobec Rzymu, przy czym J. tak prowadzi wywody, by postać Plutarcha jako centralna wyraziście zarysowywała się na tle grecko-rzymskiej rzeczywistości.

Rozdział pierwszy (s. 3—12) zaczyna się od opisu miejsca urodzenia Plutarcha. Autor przede wszystkim zarysowuje szczególnie korzystne położenie Cheronei, które ułatwiało jej mieszkańcom nie tylko kontakty handlowe, ale i kulturalne z innymi miastami. Przechodząc do historii miasta, J. wyraźnie przeciwstawia się popularnym sądom o wpływie bitwy z r. 338 na świadomość społeczną Cheronejczyków, współczesnych Plutarchowi. Bardziej żywe w lokalnej tradycji były dwie bitwy stoczone tam przez Sullę, jak o tym świadczą wypowiedzi samego Plutarcha (s. 5—8). Rodzina Plutarcha odczuła również skutki wojen domowych, prowadzonych przez Antoniusza i Oktawiana, kiedy to wraz z innymi obywatelami Cheronei zmuszano ją do dostarczenia zboża agentom Antoniusza. Zachowała jednak swoją zamożność, co zdaje się potwierdzać staranne wychowanie i wykształcenie jej przedstawicieli. Tak więc korzystne położenie miasta, jego historia żywa w tradycji rodziny Plutarcha, majątek i wyższe wykształcenie, jakie otrzymał cheronejski filozof, były czynnikami ułatwiającymi nawiązywanie kontaktów z arystokracją rzymską. Oczywiście walory osobiste i zasługi Plutarcha umożliwiły Lucjuszowi Mestriusowi Florusowi uzyskanie dla swego przyjaciela obywatelstwa rzymskiego. Zasługi zaś i znaczenie Plutarcha sprawiły, że potomni uważali sobie za zaszczyt wykazać się pochodzeniem od niego (s. 10—12).

que metuissent (I 2, 8); *corruptelam integritas, partum est secuta virginitas* (I 3, 165 n.); *longae nocti, id est aeternae morti* (I 33, 15); *discitur — nascitur* (I 36, 142); *poscitur — perducitur* (I 59, 16); *aedificatur — dedicatur* (II 6, 58); *iocaris, blandiris, obsequeris* (II 7, 166 n.); *concipitur — geritur — impletur* (II 9, 47); *comportantur — deducuntur — conculcantur — iugulantur* (II 11, 60 n.); *circumcisionem — designationem* (I 3, 53 n.); *circumcisionis — repromissionis* (ib. 57 n.); *formatos — acuminatos* (I 3, 138); *carnali — spiritali* (ib. 157 n.); *immortales — aequales* (I 5, 137); *cupiditatem — satietatem* (I 57, 5 n.); *maritum — Christum* (I 14, 58 n.); *trepidatione — ratione* (II 2, 5 n.); *conantem — demonstrantem* (I 1, 109 n.); *aetati — auctoritati* (I 1, 186); *melius — deterius* (II 7, 17); *fecunditate — maiestate* (II 8, 75); *colendus — quaerendus* (II 9, 12); *cupiditate ac velocitate* (II 14, 3); *edacitatis — vanitatis — infelicitatis* (II 20, 10 n.).

Trudno podać — a byłoby to chyba i niecelowe — wszystkie paronimy występujące w kazaniach Zenona, bo mówca chętnie sięgał i po ten środek udźwięcznienia i zrytmizowania przemówień.

Dla oceny omawianych zabiegów stylistycznych Zenona byłoby potrzebne zestawienie jakości i ilości figur dźwiękowych wprowadzanych przez innych pisarzy tej epoki. Brak jednak odpowiednich opracowań i różnorodność terminologii retorycznej nie pozwalają na przeprowadzenie takiego porównania. Na podstawie wspomnianych (przyp. 23) artykułów prof. Mohrmann można stwierdzić, że Cyprian w listach chętnie wprowadza traductio, unika zaś gry słów typu: *rota — nota*, a jeszcze bardziej typu: *amores — mores* i wyrazów łączonych asonansem[26]. Augustyn zaś w *Sermones* lubuje się w zestawianiu wyrazów nie spokrewnionych ze sobą pochodzeniem, ale zbliżonych do siebie brzmieniem, zwłaszcza różniących się tylko jednym dźwiękiem[27].

Wydaje się, że Zeno zachował pewien umiar w stosowaniu figur powtórzenia i figur dźwiękowych. Łączą się one ściśle z innymi elementami retoryki dla rytmizacji wypowiedzi[28]. Mogą także być środkiem ułatwiającym odbiór pewnych treści zgodnie z intencją nadawcy komunikatu. Zeno, przynajmniej w swoim odczuciu subiektywnym, nie przywiązywał wagi do efektów słownych: *Non enim in ecclesia dei fucatus quaeritur sermo, sed veritas pura* (II 1, 7 n.).

Lublin

---

circumferentia, nec quod hic alias mimus halucinatur, comoedus sermocinatur, tragoedus vociferatur, funerepus periclitatur, praestigiator furatur, histrio gesticulatur ceterique omnes ludiones ostentant populo quod cuiusque artis est ...

[26] *Word-play in the Letters of Cyprian*, s. 295.

[27] *Das Wortspiel in den augustinischen Sermones*, s. 344 n.

[28] Jest faktem bezspornym, że proza Zenona jest rytmiczna, nie została ona, jak dotąd, należycie zbadana. Zob. Löfstedt, *o. c.* s. 118* nn, gdzie wydawca podaje wyniki swojej analizy klauzul rytmicznych kazań I 1—4.

i jest określany bliżej przez pojęcia εὔχεσθαι, προσκυνεῖν (Aisch. *Per.* 497 sq.) i ἱλάσκειν, θύειν (Herodot IV 59,1)[3]. Takie znaczenie posiada on jeszcze u Lysiasa (12,9) i w dwu miejscach Platona [*Protag.* 322 a 4; *Menex.* 237 d 7 – e 1), ale już u Arystofanesa (*Nub.* 819), a potem w innych dialogach platońskich (*Apol.* 18 c 3 – 36d 6; *Euthyph.* 3 b 3, *Leg.* X 885 c 7, 899 c 2, 908 c 4) przybiera znaczenie „uważać egzystencję bogów za rzeczywistą". Kilka cytatów zajmuje miejsce pośrednie pomiędzy tymi zakresami (np. Arist. *Nub.* 423).

Drugie znaczenie θεοὺς νομίζειν nie pojawiło się więc od razu, jak to było przy słowie νομίζειν, ponieważ do połowy V w. p. n. e. nie istniało „nieskrępowane" myślenie o bogach („ein blosses unverbindliches Meinen", s. 161), bo byli oni oczywistym autorytetem, a tradycja religijna cieszyła się powszechnym szacunkiem. Zmieniło się to w czasie sofistyki. Już w *Antygonie* Sofoklesa (ww. 450—455) zachodzi konflikt między dwoma νόμοι, które się sobie przeciwstawiają i oba żądają od człowieka posłuszeństwa. Z Protagorasem występuje po raz pierwszy myśl, że bogowie mogą nie istnieć (FVS 80 B 4). W radykalnej formie pojawia się ona u Diagorasa z Melos, który w starożytności uchodził za typowego ateistę i otrzymał przydomek ἄθεος. Prodikos z Keos jest twórcą teorii wzbudzającej dalsze wątpliwości w istnienie bogów. Krytyka νόμος uzyskała silną pozycję przez przeciwstawienie νόμος i φύσις. Ponieważ zdaniem sofistów bogowie istnieli νόμῳ, więc ataki na νόμος były skierowane równocześnie przeciwko bogom[4]. Swój wyraz językowy znalazła ta myśl z pojawieniem się zwrotów θεοὺς ἡγεῖσθαι oraz θεοὺς νομίζειν εἶναι,, które mają znaczenie „wierzyć (sądzić), że bogowie istnieją". Θεοὺς ἡγεῖσθαι spotykamy po raz pierwszy w 424 r. w dwu utworach — *Hekabie* (w. 800) Eurypidesa i *Rycerzach* (w. 32) Arystofanesa. Θεοὺς νομίζειν εἶναι pojawia się ok. 415 r. w Corpus Hippocraticum (*De sacro morbo* 6,360,4 Littré).

Takie były przesłanki, które umożliwiły użycie θεοὺς νομίζειν w znaczeniu „uważać istnienie bogów za rzeczywiste". F. uważa, że Ψήφισμα Diopeithesa (Plut. *Per.* 32) jest punktem, w którym znaczenia θεοὺς νομίζειν się rozchodzą, aby iść dalej dwoma oddzielnymi drogami.

Od końca IV w. p. n. e. użycie zwrotu θεοὺς νομίζειν jest rzadsze, gdyż θεοὶ występują częściej w połączeniu z czasownikami οἴεσθαι, δοκεῖν oraz ἔχειν, μετέχειν (s. 174).

Po analizie platońskiej *Apologii* autor słusznie stwierdza (s. 153, cf. s. 167), że powinno się odrzucić dotychczasowe poglądy, według których: 1. θεοὺς νομίζειν znaczy zawsze „czcić bogów", a θεοὺς νομίζειν εἶναι „wierzyć, że bogowie istnieją" (Burnet, Menzel, Bröcker, Liddell-Scott); 2. θεοὺς νομίζειν pokrywa się znaczeniowo z θεοὺς νομίζειν εἶναι i znaczy „wierzyć, że bogowie istnieją" (Tate, Derenne). Częste tłumaczenie θεοὺς νομίζειν przez „wierzyć w bogów" również nie jest dokładne, gdyż nie wiadomo, czy chodzi o oddawanie bogom czci według przekazanego tradycją zwyczaju, czy też o przekonanie, że bogowie rzeczywiście istnieją. F. przyznaje, że swój przekład skargi Meletosa opiera na interpretacji B. Snella (*Der Glaube an die olympischen Götter* w: *Die Entdeckung des Geistes*, Hamburg 1948², s. 41).

Przymiotnik ἄθεος spotykamy dopiero ok. 480 r. u Bakchylidesa (*Epin.* 11, 109 Snell) i niedługo potem (462 r.) u Pindara (*Pyth.* 4, 162 Snell). U obu tych liryków ἄθεος nie jest jeszcze atrybutem osób, ale przedmiotu (βέλη Pindar) i zdarzeń (μανίαι Bakch.). W utworze Bakchylidesa ἄθεος znaczy „opuszczony przez boga", a u Pindara „niegodziwy", „występny". To drugie znaczenie występuje później znacznie częściej[5]. W pseudolizjaszowej mowie κατ' Ἀνδοκίδους znajduje się przykład na ἄθεος (6,32 ἀθεωτέρους γίγνεσθαι), który zdaniem F. przedstawia przejście od ἄθεος

---

[3] Przed Platonem wystąpił zwrot θεοὺς νομίζειν w ogóle tylko 4 razy, ale u samego Platona aż 21 razy, a u Ksenofonta 6 razy.

[4] F. zwrócił jednak uwagę (s. 83), że były pewne próby przedstawienia bogów po stronie φύσις. Tak postępuje Ps.-Hippocrates w rozprawie περὶ διαίτης (6,486 Littré), powstałej prawdopodobnie w końcu V w. p. n. e. Autor tego pisma nie jest odosobniony, gdyż zestawienie φύσις-θεοί występuje również u Eurypidesa (*Bacch.* 890—897). W tym wypadku sofistyczna krytyka bogów traciła podstawę, ponieważ krytyka νόμος nie dotykała już więcej bogów.

[5] Np. Aisch. *Per.* 808, *Eumen.* 151, 541; Soph. *Trach.* 1036, *O. T.* 1360, *El.* 124, 1181; Gorgias, *Palam.* 36; Aristoph. *Plut.* 491 (w połączeniu z πονηρός); Xenophon, *Anab.* II 5,39 (σὺν Τισσαφέρνει τῷ ἀθεωτάτῳ).

językowe przyzwyczajenia i nawyki, aby stworzyć zespół indywidualnych cech językowo-stylistycznych (linguistic personality) charakterystycznych i odpowiednich dla danego klienta, oraz w jakim stopniu wychodził logograf poza sformułowanie argumentów i w jakim stopniu układał tekst mowy.

Ostatni rozdział stanowi niejako podsumowanie osiągniętych w badaniu wyników. Autor powtarza pytanie, które postawił we *Wstępie* swej książki: o ile jest rzeczą możliwą (i na jakich podstawach) izolować oryginalne dzieło Lizjasza spośród całego Corpus, które mu przypisano. Szczegółowej odpowiedzi na to pytanie starał się, jak wiadomo, udzielić Autor w toku swych wywodów w poszczególnych rozdziałach swej pracy: w jej zakończeniu ujmuje swą odpowiedź syntetyzująco. Stwierdza, że: 1. mowa XII jest jedyną mową Corpusculum, o której można bezpiecznie utrzymywać, że w całości została napisana przez Lizjasza, i to wyłącznie przez niego samego, 2. żadnej z pozostałych mów (zarówno zachowanych w całości, jak i fragmentarycznie oraz tych, które znamy tylko z cytatów) nie mamy podstaw wyłączać z Corpusculum jako nieautentycznej ze względów chronologicznych, ideologicznych czy politycznych (z wyjątkiem mowy VI), 3. brak nam technicznych kryteriów, które mogłyby nam pomóc przy rozstrzygnięciu, czy przypisanie Lizjaszowi *Epitafu*, *Olympiaku*, *Mowy Nicjasza* itd., było błędne, albo czy *Erotyk* jest autentycznym dziełem mówcy czy parodią Platona, 4. nie możemy stwierdzić na podstawie kryteriów technicznych, że Lizjasz nie miał udziału w którejkolwiek z przypisywanych mu mów sądowych, 5. chociaż byłoby hyperkrytycyzmem utrzymywać, że większość mów była ułożona dla „hipotetycznych" przypadków albo dla przypadków załatwionych ostatecznie poza sądem, to przecież o żadnej z przypisanych Lizjaszowi mów (z wyjątkiem XXVIII) nie możemy twierdzić na podstawie niezależnych dowodów, że faktycznie została wygłoszona.

Przytoczone wyniki pracy D. są — jak już wskazano — dość sporne i dyskusyjne. Kwestionują one skuteczność wielu stosowanych powszechnie w odniesieniu do Corpus Lysiacum filologicznych metod dowodząc, że metody te w niewielkim tylko stopniu się weryfikują w drobiazgowych badaniach analitycznych. Pozytywna wartość książki D. leży w pewnych rozwiązaniach szczegółowych, jak i w ogólnym wskazaniu na trudności, w ostrzeżeniu niejako przed zbyt jednostronnym i pochopnym rozstrzyganiem na korzyść lub niekorzyść autentyczności poszczególnych mów. Negatywną stroną jest zbyt radykalna krytyka tych metod, jak również pewna skłonność do generalizowania tam, gdzie chodzi z reguły o przypadki indywidualne, tłumacząca się dążeniem Autora do ujmowania istoty rzeczy w badaniach nad autentycznością w punkcie zasady. Studia J. Walza (*Der lysian. Epitaph.*, Philol. Supplbd. XXIX 1936), F. Zuckera (Gnomon XVI 1940, s. 271), G. Schiassiego (*o. c.*), J. Klowskiego (*Zur Echtheitsfrage des lysianisch. Epitaph.*, Hamburg 1959) nad autentycznością *Epitafu* dowiodły, że tych metod lekceważyć nie należy. Odrzucenie ich pociąga za sobą dalsze konsekwencje w stosunku do Corpus Lysiacum: łatwo bowiem zauważyć, że gdyby przyjąć poglądy D. w całej rozciągłości, musielibyśmy się pogodzić z ustąpieniem twórczej osobowości mowcy w cień anonimowości. Ten zaś końcowy efekt wynikający w sposób nieunikniony z przyjętych przez D. założeń i przeprowadzonych na ich podstawie badań przyćmiewa wartość jego interesującej książki, stanowiącej zresztą jedną z najpoważniejszych prac, jakie w okresie po drugiej wojnie światowej poświęcono starożytnemu mówcy.

Romuald Turasiewicz (Kraków)

jego dzieła: *Historia greckiego perfectum* (1927), *Słowotwórstwo imienne greckie* (1932), *Gramatyka homerycka* (w dwóch tomach, 1942—1953), *Podręcznik morfologii historycznej greckiej* (1945, wyd. 2., zmienione, 1961), *Słownik etymologiczny grecki* (dotąd A—K, 1968—1970)[1]. Cały właściwie zakres gramatyki greckiej stał się przedmiotem jego badań. Nic też dziwnego, że pięknie wydany zbiór poświęconych mu rozpraw obejmuje prace z zakresu języka greckiego i filologii greckiej. Jedynie wstępny artykuł pióra A. Ernout podaje osobiste wspomnienia z wieloletniego okresu przyjaźni i współpracy naukowej między tymi dwu wybitnymi językoznawcami. Po tym artykule następują 23 rozprawy naukowe, w końcu zaś zamieszczono bibliografię prac Chantraine'a, obejmującą 14 dzieł książkowych, 95 artykułów badawczych, 24 artykuły dyskusyjne, 23 publikacje „różne", tj. głównie wspomnienia pośmiertne o różnych wybitnych uczonych francuskich. Nie wyliczono recenzji pisanych przez Chantraine'a, a zamieszczanych przeważnie w Revue de Philologie, Revue des Études Grecques, Bulletin de la Société de Linguistique de Paris, Revue Critique.

W recenzowanym tu zbiorze kilka artykułów ma charakter ściśle filologiczny. Wymienimy tytuły tych przyczynków: Simone Follet, *Flavius Euphanès d'Athènes, ami de Plutarque*; Jean Humbert, *Une anticipation linguistique de Sophocle* (*O. C.*, v. 155—164); Jean Taillardat, *Aristophane et la Pallène en 412/411*.

Przeważnie jednak rozprawy dotyczą zagadnień językoznawczych. Poruszane problemy są nierównej wagi i zaproponowane rozwiązania w niejednostajnym stopniu zaważą na rozwoju językoznawstwa greckiego. Zaczniemy od tych, które w moim pojmowaniu mają największe znaczenie dla badań nad historią języka greckiego.

Emmanuel Laroche, *Observations sur la chronologie de l'ionien* $\bar{a} > \bar{e}$ (s. 83—91). Autor szuka podstaw do ustalenia chronologii bezwzględnej przekształcenia $\bar{a}$ w $\bar{e}$ w dialekcie jońskim i rozpatruje szereg imion własnych, których postać dźwiękową można w tym związku uwzględnić, a mianowicie: 1. *Milet*: joń. Μίλητος, dor. Μίλᾱτος; niestety, ponieważ nazwa pochodzi na pewno sprzed XII w. przed n. e., nie daje ona wskazówki co do czasu zmiany. 2. *Midas*: imię to u Herodota ma postać Μίδης, gen. Μίδεω; historyczny Midas, który uległ Kimeryjczykom około r. 675 przed n. e., nie był pierwszym władcą, który miał to imię: źródła hetyckie wymieniają imię *Mi-i-ta-aš* = *Midas* już w XIII w. Tak więc i to imię wskazówki chronologicznej nie da. 3. *Jonowie*: ich dawną nazwą było Ἰᾱ́(ϝ)ονες, skąd jońskie Ἴωνες, doryckie Ἰᾶνες; nazwa przedostała się w postaci z *-ā-* do źródeł wschodnich zapewne poprzez Fenicjan, w epoce nie dającej się ściślej ustalić, lecz późniejszej niż XII w. 4. *Kybēbē*: imię bóstwa, które w postaci *Kubaba* dostało się do słownictwa jońskiego najwcześniej około r. 700 przed n. e. 5. Καρχηδών, tj. nazwa Kartaginy, zawiera η pochodzące z $\bar{a}$, jak wskazuje nazwa Kartagińczyków zapisana w Tebach, I. G. VII 2407,6: Καρχαδόνιον; ta nazwa przedostała się do Greków na kontynencie najwcześniej w początku VIII w. przed n. e. 6. *Medowie*: w inskrypcjach staroperskich nazwa ma postać *Māda-*. Do Greków nazwa ta mogła sięgnąć najwcześniej w połowie VII w.; pierwszy władca Medów znany Herodotowi (1,16; 97 itd.) ma imię Δηιόκης; identyfikuje się go ze znanym ze źródeł asyryjskich *Daiaukku*, współczesnym Sargonowi II (724—705). Trzy ostatnie z wymienionych imion prowadzą do wniosku, że zmiana $\bar{a} > \bar{e}$ w dialekcie jońskim zaszła późno: imiona z VIII i VII wieku, zapożyczone przez Jończyków w postaci z $\bar{a}$, przekształciły się tak samo, jak rodzime greckie wyrazy. Autor dochodzi w ten sposób do konkluzji, że aż do końca VIII w. utrzymywało się jeszcze $\bar{a}$, natomiast $\bar{e}$ utrwaliło się już na pewno w VI w. przed n. e. Z tak ustalonej chronologii nasuwa się wniosek ważny dla oceny języka tekstów homeryckich: tekst, przekazany nam przez starożytnych, ma postać jońską z samogłoską $\bar{a}$ powszechnie zmienioną w $\bar{e}$; jest to więc już postać językowa nowojońska. Być może, starsza, ustna wersja poematów zawierała jeszcze postać z $\bar{a}$; gdzie się to $\bar{a}$ w tekście Homera pojawia,

---

Testament, Bd. VII, Stuttgart 1964, s. v. ἀσεβής, ἀσέβεια, ἀσεβέω, s. 184—190 (w ramach hasła σέβομαι).

[1] *Histoire du parfait grec*, Paris 1927; *La formation des noms en grec ancien*, Paris 1932; *Grammaire homérique*, I: *Phonétique et morphologie*, Paris 1942; 1958[3]; II: *Syntaxe*, Paris 1953; *Morphologie historique du grec*, Paris 1945; 1961[2]; *Dictionnaire étymologique de la langue grecque*, fasc. I—II, 1968—1970.

C E N S U R A E L I B R O R U M

Eos LXI 1973

K. J. Dover, Lysias and the Corpus Lysiacum, Berkeley-Los Angeles 1968, ss. VI+194.

Recenzowana praca K. J. Dovera — wybitnego dziś w skali światowej znawcy attyckiej wymowy — stawia sobie za cel nie tyle wszechstronne naświetlenie twórczości ateńskiego meteka, nie tyle nawet ustalenie autentyczności zachowanych jego mów, ile zrewidowanie metod stosowanych przez nowożytną naukę przy tego typu badaniach. Część swej pracy poświęca Autor próbie zrekonstruowania „tradycji" mów Lizjasza oraz genezie Corpus Lysiacum. Za punkt wyjściowy swych rozważań przyjmuje on fakt, iż Lizjasz działając jako logograf i konsultant dla stron procesowych „puszczał w obieg" spisane wersje mów, które układał dla klientów. W okresie hellenistycznym przypisano mówcy Corpus liczące ok. 400 mów; w epoce późniejszej (I w. p. n. e.) krytycy literaccy opierając się na różnych kryteriach wyrazili pogląd, że jedynie połowę tej liczby stanowią autentyczne mowy Lizjasza. Pod koniec cesarstwa rzymskiego sporządzono niewielki wybór mów, przy czym jego wydawca nie uwzględnił zastrzeżeń krytyków literackich w odniesieniu do kwestii autentyczności poszczególnych mów. Ów zbiór to zachowane do naszych czasów Corpusculum. D. słusznie wskazuje, że nasza znajomość tego „wyboru" jest niepełna: trudno bowiem odróżnić dzieło samego Lizjasza na tle całego przypisywanego mu Corpus, zwłaszcza że trzeba uwzględnić wewnętrzne przemieszczenia w jego obrębie w starożytnych „wydaniach", jak również możliwość współpracy między logografem a klientem w czasie układania niektórych przynajmniej mów. Drugą część pracy przeznacza angielski uczony ocenie kryteriów stosowanych przy badaniu autentyczności, tj. głównie kryterium chronologicznego, ideologicznego i stylistycznego. Wszystkie te kryteria uważa D. za zawodne w przypadku Corpus Lysiacum: chronologiczne wskazówki w mowach są, jego zdaniem, na ogół niepewne, ideologia jednostki w czasach Lizjasza była bardziej elastyczna, niż się dziś powszechnie przyjmuje, zachowane zaś mowy są zbyt szczupłej objętości, aby można było na ich materiale stosować z powodzeniem proste badania stylometryczne, zwłaszcza że trzeba się liczyć z faktem przystosowania stylu mowy do osoby klienta, jak i z możliwością jego współpracy przy układaniu mowy. W ostatecznej konkluzji stwierdza uczony, iż podział na mowy autentyczne i nieautentyczne jest niesłuszny i metodycznie błędny, gdyż w obecnym stanie naszej wiedzy musimy się zadowolić tylko różnymi stopniami prawdopodobieństwa. Tak przedstawiają się z grubsza podstawowe założenia tej pracy, która nie dostarcza pozytywnych rezultatów, tzn. nie daje mocnych podstaw do uznania niektórych mów za bezwzględnie autentyczne, lecz kwestionuje użyteczność powszechnie stosowanych metod przy badaniach autentyczności.

Sceptycyzm poznawczy D., wypływający z jego niewiary w skuteczność tych metod, jest na tle wielu innych prac tego typu zjawiskiem w pewnym sensie pozytywnym. Wiadomo bowiem, że zbyt łatwo, zbyt schematycznie i często na podstawie zbyt mało przekonywających dowodów (jak środki stylistyczne, użycie wyrazów itd.) odmawiano Lizjaszowi autorstwa tych mów, które później uznano za jego własność. Z drugiej przecież strony wydaje się, że postawa badawcza D. jest zbyt radykalna: jest rzeczą pewną, że na podstawie samych kryteriów ideologicznych, ewentualnie chronologicznych czy stylistycznych nie możemy wydać kategorycznego werdyktu o Lizjaszowym autorstwie określonej mowy. Nie ulega natomiast wątpliwości, że w przypadku niektórych przynajmniej mów — które dozwalają na zastosowanie całego kompleksu tych środków — możemy określić, czy mowy te są dziełem Lizjasza. Jest to generalne zastrzeżenie recenzującego w odniesieniu do książki D., pracy

dawał tylko krytyce zepsucie moralne sobie współczesnych. Świadczy o tym m. in. jego rozróżnianie terminologiczne na Greków i Rzymian oraz na barbarzyńców, tj. tych, którzy żyli poza granicami imperium (s. 124). Tak więc stosunek Plutarcha do Rzymu jest „grecki" przez urodzenie i język, a „rzymski" przez wspólne z Rzymem interesy (s. 125). Poglądy zaś jego, jak wykazuje to autor polemizując z dotychczasowymi hipotezami, są wspólne ówczesnym, wykształconym i bogatym Grekom. Natomiast przedstawiciele klas niższych (Peregrinus) dawali często wyraz swej dezaprobacie wobec istniejącego porządku (s. 129).

Praca J. jest więc ważnym krokiem naprzód w tej dziedzinie badań. Jak to staraliśmy się przedstawić, poprawia on i uściśla dotychczasowe poglądy uczonych. Na uwagę zasługują drobiazgowe analizy źródeł, por. tu dwa dodatki (s. 131—133). W jednym z nich np. autor poprawia dotychczasową interpretację zdania w *Praec. ger. reip.* 813 E. Należy tylko żałować, że założenia pracy kazały mu tak selekcyjnie traktować w swych analizach traktaty moralne Cheronejczyka. Przez to bowiem uszły jego uwagi problemy aktualne w rzymskiej rzeczywistości, których głębsza analiza mogłaby rzucić więcej światła na stosunek Plutarcha do Rzymian, np. na stopień jego zaangażowania w rzymską problematykę społeczno-kulturalną.

Kazimierz Korus (Kraków)

Eos LXI 1973

Wilhelm Fahr, ΘΕΟΥΣ NOMIZEIN. Zum Problem der Anfänge des Atheismus bei den Griechen, Diss. Tübingen, Hildesheim 1969 = SPUDASMATA. Studien zur klassischen Philologie und ihren Grenzgebieten, Bd. XXVI 1969, ss. X+211.

Dysertacja napisana pod kierunkiem prof. Hildebrechta Hommela z Tübingen powinna zainteresować każdego badacza antycznego ateizmu. Nareszcie pojawiła się rozprawa wychodząca od zaniedbanych dotąd badań językowych[1] i dopiero na ich podstawie wyciągająca ogólniejsze wnioski dotyczące greckiej religii i ateizmu.

Głównym zadaniem pracy F. jest analiza semantyczna słowa νομίζειν oraz zwrotów θεοὺς νομίζειν, θεοὺς νομίζειν εἶναι, θεοὺς ἡγεῖσθαι i przymiotnika ἄθεος od wystąpienia ich w zachowanej literaturze po wczesne pisma Platona (rozdz. I—III, s. 10—157). Autor uważa, że zbadanie zmian znaczenia θεοὺς νομίζειν winno umożliwić odpowiedź na pytanie o początek ateizmu u Greków (s. 1).

Przedstawmy możliwie krótko wyniki badań językowych F., po dokładnej analizie i interpretacji podsumowane przez niego w IV rozdziale (s. 158—171).

Samo νομίζειν pojawia się dopiero na początku VI w. p. n. e. i ma od razu dwa zakresy znaczeń — „mieć w zwyczaju", „być w zwyczaju" oraz „sądzić", „fałszywie mniemać" (przeciwieństwo εἰδέναι)[2]. F. zwraca uwagę na to, że rezultaty analizy νομίζειν znajdują swoje potwierdzenie i uzupełnienie w badaniach znaczenia słowa νόμος przeprowadzonych przez F. Heinimanna w pracy *Nomos und Physis. Herkunft und Bedeutung einer Antithese im griechischen Denken des 5. Jahrhunderts*, Schweiz. Beitr. zur Altertumswiss. H. 1, 1945.

Zwrot θεοὺς νομίζειν występuje początkowo w znaczeniu „czcić bogów według zwyczaju"

---

[1] W. Nestle recenzując pracę A. B. Drachmanna, *Atheism in Pagan Antiquity*, London-Copenhagen-Christiania 1922, zwrócił uwagę, że we wstępnym rozdziale brak dokładnego zbadania pojęcia ἀσέβεια (Ph. W. XLIV 1924, col. 1070).

[2] Po raz pierwszy u Alkaiosa fr. 13 D: νομίσδεται (pierwszy zakres znaczeniowy). Natomiast u Theognisa występuje już νομίζειν w dwojakim znaczeniu (1,279; 1,141).

Il serait désirable que de telles biographies ayant le caractère de monographies apparaissent plus souvent car elles facilitent considérablement le travail du philologue et de l'historien.

Helena Cichocka (Warszawa)

Eos LXI 1973

Medievalia et humanistica. Studies in Medieval et Renaissance Culture, founded in 1943 by S. Harrison Thomson, New Series Number 1, In Honor of S. Harrison Thomson, edited by Paul Maurice Clogan, Case Western Reserve University The Press of Case Western Reserve University, Cleveland et London 1970, pp. XII+251.

I am most grateful to Professor Paul M. Clogan, who was so kind as to send me the first volume of the new series of „Medievalia et Humanistica", as the periodical is not known to scholars in Poland, and it will be most useful and interesting to those who carry on the field research on medieval and Renaissance culture and literature.

The founder and the first editor (in the years 1943—1968) was Professor S. Harrison Thomson, and that is why the first volume of the new series (under the editorship of Professor Paul Maurice Clogan) is dedicated to him and why the volume contains the articles, written by specialists, who in one way or another share Professor Thomson's wide scholarly interests in the intellectual and cultural traditions of the Middle Ages and Renaissance. Each article makes a new original, and significant contribution to knowledge or understanding of a text or subject of particular interest to the former editor" (p. VII). In fact, there are to be found the essays on literary problems, on art, history, music, social and economical situation of the cities in Middle Ages or Renaissance.

Space does not allow for the examination of details, not even a short report of all the articles, but if we consider the value of them, we must conclude — it is my point of view — that each essay is the result of great exactness in the study of the problem, which is proved by a scientific commentary and a large, comprehensive bibliography following each paper.

Having regard to the needs and interests of classical philologists, it is worth mentioning the first edition of a medieval poem *Planctus* of Oedipus, elaborated by Paul M. Clogan (pp. 233—239). The text is preserved in at least four manuscripts (one from the XII-th, and three from the XIII-th century); it is important to know, that in two cases the same manuscripts contain also the *Thebaid* of Statius. The poem is a proof that the story of Oedipus exercised a strange fascination over the medieval literature.

The Editor underlines the stanzas where the *Planctus* becomes specific, as the crime and its social and cosmic implications are examined (p. 237). Let us quote some lines:

Incestavi matris cubilia
Vibrans ferrum per patris ilia;
Quis hominum inter tot milia
Perpetravit umquam similia?

Turpis fama Tebani germinis
Mundi sonat diffusa terminis
Quadrifidi terrarum liminis
Tangit metas vox nostri criminis.

Me oderunt revera superi
Patentibus hoc signis comperi
Umbram sontem istius miseri
Aborrebunt etiam inferi.

się zaś ζ- tłumaczy wczesnym przejmowaniem wyrazów z dialektów sąsiednich niegreckich: może trackich? Trzeba powiedzieć, że w tak rozbudowanych rodzinach wyrazów jak ζεύγνυμι, ζυγόν, albo jak ζώννυμι, ζωστήρ niełatwo jest dopatrzyć się elementów zapożyczonych. W każdym razie formy z ζ- pojawiły się bardzo wcześnie, bo w tekstach pisma linearnego są już zapisy takie jak *ze-u-ke-u-si* tj. ζευγεῦσι, podczas gdy początkowe *i̯*- jest tam jeszcze częściowo zachowane w wyrazach, w których później stoi *spiritus asper*, np. w zaimku względnym *i̯o*- (por. Thumb-Scherer, *Dial.* II, s. 330 i 338).

Pochodzeniem form koniugacyjnych greckiego czasownika zajmują się dwa większe artykuły: Françoise Bader, *Parfait et moyen en grec* (s. 1—21); C. J. Ruijgh, *Le redoublement dit attique dans l'évolution du système morphologique du verbe grec* (s. 211-230).

F. Bader zwraca uwagę na to, że przy praesens pierwiastkowym (atematycznym) pojawia się praeteritum w postaci imperfectum lub aorystu (φησί: φάτο); natomiast przy odmianie tematycznej, reprezentującej system nowszy, istnieje opozycja potrójna: praesens, aorystu i perfectum (δέρκομαι: ἔδρακον: δέδορκα). — C. J. Ruijgh stara się udowodnić, że końcówki osobowe czasownikowych form perfectum i praes. atematycznego były w liczbie mnogiej jednostajne. Tak jest oczywiście w epoce historycznej; czy jednak jest to stan pierwotny (odziedziczony), to bardzo wątpliwe (por. gr. ἴσμεν, ἴστε, ἴσᾱσι wobec st. ind. *vidmá*, *vidá*, *vidúr*).

Jean Irigoin, *La déclinaison thématique en attique classique, essai de description.* Jest to próba synchronicznego przedstawienia deklinacji klasycznej rzeczowników na -ος.

Trzy artykuły poruszają sprawy słowotwórstwa.

Xavier Mignot, *Considérations sur l'étude sémantique des suffixes dans les langues anciennes*, podaje ogólnikowe rozważania o wartości znaczeniowej przyrostków.

Pierre Monteil, *Les formations grecques diminutives en -ύδριον*, bada szczegółowo wyrazy o wskazanym tu zakończeniu. Jak łatwo dostrzec, punktem wyjścia tej nielicznie reprezentowanej grupy słowotwórczej były wyrazy złożone, których drugi człon zawierał nazwę 'wody': χελύδριον, demin. od χέλυδρος 'wąż wodny'; κλεψύδριον, demin. od κλεψύδρα. Stąd poszły dalsze deminutiva, jak μελύδριον Aristoph. (μέλος 'śpiew'), νησύδριον Xenoph. (νῆσος) itd. Przy omawianiu funkcji deminutywnej tych wyrazów poruszono także funkcję formacji na -ίσκο-ς i nawiasowo wysunięto przypuszczenie, że litewskie przymiotniki na *-iškas* mają być starym zapożyczeniem morfologicznym z germańskiego (s. 141); hipoteza ta jest wysoce nieprawdopodobna.

Georges Redard, *Sur les prétendus causatifs-itératifs en* -έω (s. 183—189), interpretuje tak czasowniki typu φιλέω, jak i typu φορέω, jako pierwotne denominativa: jedne od przymiotników, drugie od rzeczowników odczasownikowych typu φόρος, -φορος.

Ernst Risch, *Les traits non homériques chez Homère* (s. 191—198), wprowadza w historię greckich języków literackich. W tym artykule szwajcarski uczony wskazuje na stylistyczne wyzyskanie w języku eposu homerowego elementów języka potocznego i technicznego, z którymi zetknęliśmy się w tabliczkach pisma linearnego B. U Homera są tylko ślady tej warstwy słownictwa, czasem w postaci form derywowanych. Jest np. przymiotnik δούλιος (δούλιον ἦμαρ Z 463, ξ 340, ρ 323), rzeczownik abstrakcyjny δουλοσύνη (χ 423), ale nie ma wyrazu δοῦλος, częstego w tekstach pisma linearnego (*do-e-ro*, fem. *do-e-ra*) i bardzo pospolitego w tekstach późniejszych. Nie ma w epopei wyrazu δεσπότης, ale fem. δέσποινα pojawia się w *Odysei* 10 razy, itd. Użycie takich technicznych wyrazów w epopei stanowi element wyzyskiwany przez poetę stylistycznie.

Michel Casevitz, *Notes sur la langue de Pindare*, charakteryzuje język tego poety, podkreślając zwłaszcza widoczną u niego tendencję do unikania cech beockich.

Najwięcej przyczynków dotyczy greckiego słownictwa.

Michel Lejeune, *Sur le nom grec de la 'laine'* (s. 93—104). W tekstach pisma linearnego nie ma terminu nazywającego 'wełnę': ten ważny produkt gospodarczy oznaczano w piśmie ideogramem. Ale znalazły się dwie tabliczki z Knossos, zawierające nazwę *weweea* z ideogramem oznaczającym 'tkaninę': jest to z pewnością przymiotnik o znaczeniu 'wełniany', który należy interpretować jako **Fερ Fε(σ)-ε(y)α*, derywat od **Fερ Fος*, homer. εἶρος 'wełna'.

muns unissent les écrivains en tant que stylistes. La variété en effet de la matière linguistique, les proverbes, les citations, les anecdotes concourraient à l'aisance de l'expression tant chez Rej que chez Erasme. Nous accueillons également avec beaucoup de conviction la thèse de Szmydtowa que Rej mérite une place proche d'Erasme de Rotterdam en tant que maître de l'ironie.

En un seul point nous pourrions peut-être discuter avec l'Auteur: avec son affirmation qu'-Erasme n'était pas un homme politique (p. 270—271). Les dernières recherches nous obligent sur ce point à tant soit peu plus de circonspection. Erasme de Rotterdam était étroitement lié à la politique de Charles Quint. La discussion sur le rôle d'Erasme dans la politique mondiale de Charles Quint et de François 1er a été ouverte.

Ainsi, grâce à l'ouvrage de Zofia Szmydtowa, nous avons obtenu une belle étude qui enrichit durablement les études polonaises consacrées à Erasme. Le livre sur Erasme et Rej a été écrit avec l'idée de rapprocher le grand Erasme du lecteur polonais. Ce but a été pleinement atteint. Grâce à Szmydtowa, le nom d'Erasme cessera d'être étranger à l'ensemble des Polonais qui ne connaissent pas ses oeuvres, ce livre les encouragera peut-être aussi à lire les écrits de l'humaniste hollandais, si proche, comme il a été démontré, du père de la littérature polonaise, Mikołaj Rej.

Maria Cytowska (Warszawa)

W rozdziale drugim (s. 13—19) autor bardzo ostrożnie analizuje dość skąpe świadectwa odnoszące się do okresu młodzieńczego i studiów Plutarcha. Za pewny uznaje fakt, że był on już w r. 66 lub 67 uczniem Ammoniosa i że miał już wkrótce, po okresie najżywszego zainteresowania się matematyką, przyłączyć się do Akademii. J. podkreśla niechęć Plutarcha do retoryki, nawet zaznaczoną wyraźnie w pismach noszących wyłącznie piętno retoryczne (np. *de glor. Ath.* 351 A). Zbyt jednak pewnie, jak się wydaje, twierdzi, jakoby Plutarch nie nawiązywał już później do retoryki, chociaż zostawiała ona ślady w jego dojrzałych pracach (s. 14). Sprzeciwia się temu stwierdzeniu sama odautorska wypowiedź Cheronejczyka, który, mając około 50 lat, przyznaje się, że „pragnie wskrzesić po dłuższym czasie praktykę retoryczną, aby przypodobać się chłopcom i razem z nimi być młodym" (por. ustalenia chronologiczne i świadectwa przytaczane przez T. Sinkę, *Lit. gr.*, t. III, cz. 1, Kraków 1951, s. 212). J. zwraca uwagę czytelnika na liczne podróże Plutarcha. Z nich na uwagę zasługuje ta, którą prawdopodobnie odbył z Ammoniosem do Delf, aby zobaczyć Nerona uczestniczącego w igrzyskach pytyjskich (s. 17). Wiąże się z nią opinia Plutarcha o Neronie. Choć z jednej strony ocenia go jako człowieka dobrego, tylko skorumpowanego przez pochlebców, to jednak ostatecznie uważa Nerona za tyrana, a jego usunięcie za szlachetny czyn (s. 19). To uchwycenie przez J. poglądów filozofa cheronejskiego na Nerona jest pewnym novum w stosunku do pracy R. Flacelière'a, który widział tylko pozytywny stosunek Plutarcha do cesarza (por. *Rome et ses empereurs vus par Plutarque*, L'Antiquité Classique XXXII 1963, s. 38 i n.).

Rozdział trzeci (s. 20—27) autor poświęca okresowi dojrzałemu życia Plutarcha za Flawiuszy i stara się wykazać, że działalność polityczna, społeczna (wykłady filozoficzne), towarzyska, troski rodzinne były tak absorbujące dla mędrca cheronejskiego, że właściwie nie miał on czasu na twórczość literacką. Za jedynie pewny utwór z tego okresu J. uważa *De fraterno amore*. Uwzględnia wprawdzie jeszcze biografie cesarzy, ale ich datowania nie traktuje jako pewne. Wydaje się jednak, że można by tu dodać przynajmniej traktat *De audiendis poetis*, idąc za stwierdzeniem samego Plutarcha (1,15 A): ἐπεὶ τοίνυν οὔτ' ἴσως δυνατόν ἐστι οὔτ' ὠφέλιμον ποιημάτων ἀπείργειν τὸν τηλικοῦτον ἡλίκος οὑμός τε τὸ νῦν Σώκλαρός ἐστι καὶ ὁ σὸς Κλέανδρος, εὖ μάλα παραφυλάττωμεν αὐτούς, ὡς ἐν ταῖς ἀναγνώσεσι μᾶλλον ἢ ταῖς ὁδοῖς παιδαγωγίας δεομένους. ἃ δ' οὖν ἐμοὶ περὶ ποιημάτων εἰπεῖν πρῴην ἐπῆλθε, νῦν πρὸς σὲ γεγραμμένα πέμψαι διενοήθην. Posyła zatem przyjacielowi traktat ten w chwili, gdy Soklaros, jego syn, przystępował do czytania poezji, czyli chłopiec mógł mieć około 12—15 lat, bo w tym mniej więcej czasie chłopcy zaczynali czytać poezję w szkołach gramatyków. Wiadomo zaś z drugiej strony, że Plutarch ożenił się około r. 70, zatem jego wypowiedź pozwala ustalić czas napisania rozprawki na r. 85.

W rozdziale czwartym (s. 28—38) J. omawia całokształt działalności politycznej i literackiej Cheronejczyka w ramach imperium rzymskiego, poczynając od panowania Nerwy, a kończąc na Hadrianie. Drogą porównań ze współczesnymi Plutarcha, jak Dionem z Prusy, Epiktetem, Apolloniuszem z Tyany, dochodzi do wniosku, że kariera Plutarcha pod wieloma względami jest odbiciem szerszego historycznego faktu, a mianowicie absorpcji greckiej elity kulturalnej w socjalnych i administracyjnych warunkach imperium. W rozdziałach V i VI (s. 39—64) autor, poddając szczegółowej analizie środowisko Cheronejczyka, czyni krok naprzód w dotychczasowych studiach nad tym problemem. W przekonywający sposób uzasadnia, że utrzymujący się jeszcze tradycyjny sposób dzielenia przyjaciół Plutarcha na greckich i rzymskich jest nieadekwatny w stosunku do rzeczywistości. Takiemu podziałowi sprzeciwiają się specyficzne, społeczne warunki w imperium rzymskim, nie mówiąc już o możliwości pomyłki przy rozróżnianiu Greków i Rzymian według ich nazwisk. W świetle bowiem epigraficznych badań okazuje się, że czysto rzymskie nazwiska nosili także Grecy, jak np. Clodius Pulcher, który pochodził z Epidauru (s. 39, por. też s. 45 i n.). Ukazując kolejno wspólne cechy przyjaciół Plutarcha (s. 40—46) autor dochodzi do wniosku, że ze względu na wzrastającą ilość Greków piastujących wysokie rzymskie stanowiska zrodziło się społeczne poczucie transcendentności lokalnego i rzymskiego obywatelstwa (s. 46—47). Przy tej charakterystyce J., analizując jeszcze raz świadectwa, polemizuje z dotychczasowym ustaleniem odnośnie Nigrinusa. Uzasadnia w przekonywający sposób, że byli Nigrinus i Kwietus Awidiusze, a Plutarch

Eos LXI 1973

Nicola Criniti, Bibliografia Catilinaria, Pubblicazioni dell'Università Cattolica del S. Cuore: Saggi e ricerche, Serie terza, Scienze Storiche 6, Milano (Editrice Vita e Pensiero) MCMLXXI, pp. 84.

La bibliographie de Nicola Criniti embrassant la majorité des ouvrages consacrés au problème Catilina occupe une place importante parmi celles qui traitent de la littérature antique. Elle contient 918 positions bibliographiques que l'auteur divise en deux parties principales: 1º bibliographie des ouvrages historiques et historiographiques; 2º bibliographie des ouvrages nés de l'imagination, tels que romans, vies romancées, pièces de théâtre, compositions musicales, tableaux et films.

Chaque partie est suivie d'un index. A la première l'auteur joint un index systématique des ouvrages historiques et historiographiques, divisé d'une manière très commode pour le lecteur. La voilà: a) monographies, b) esquisses, synthèses et études générales, c) littérature traitant de la conjuration même, d) celle traitant de la personalité de Catilina, de ses partisans et d'importants personnages historiques, e) sources et témoignages, f) tradition liée à Catilina. L'auteur complète son index par un autre qui est une chronologie des ouvrages mentionnés.

La deuxième partie est divisée d'après les pays où ont été écrits les ouvrages. L'auteur lui a ajouté également un index chronologique.

Le choix des positions bibliographiques porte la marque de la subjectivité de l'auteur car — ce qu'elle souligne dans l'avantpropos (p. 2) — elle a sélectionné le matériel.

Cette sélection prête à discussion, car selon nous sa bibliographie aurait pris de la valeur si elle contenait la monographie de Salluste par M. L. Paladini, *Sallustio*, Milano-Messina 1948, l'ouvrage relativement récent de Wistrand: *Sallust on judical murders in Rome* (Studia Graeca et Latina Gothoburgensia XXIV, Acta Universitatis Gothoburgensis, 1968, p. 88) et également plusieurs brèves dissertations autrichiennes et une allemande du XIX scl.: K. Brandt, *De Sallustio historico*, Salzwedel 1869, p. 13; M. Jäger, *De C. Sallusti Crispi moribus et scriptis*, Salzburg 1884, p. 42; J. Pajk, *Sallust als Ethiker*, H. I, Wien 1892, p. 12; H. II, Wien 1894, p. 19; H. III, Wien 1895, p. 16.

Comme l'auteur insère dans sa bibliographie quelques ouvrages de Polonais: K. Kumaniecki, *Cyceron i jego współcześni* (Cicéron et ses contemporains), Warszawa 1959, cf. p. 32; E. Konik, *Spisek Katyliny* (La conjuration de Catilina), Języki Obce w Szkole V 1961, p. 257—266, cf. p. 31; J. Wikarjak, *Kampania przedwyborcza Cycerona w r. 65/64 p. n. e.* (La campagne électorale de Cicéron en 65/64 a. n. e.), Meander, XIX 1964, p. 241—54, cf. p. 56, il est regrettable qu'elle ait omis deux ouvrages de M. St. Popławski dont les sujets traitent également du problème Catilina: *Polityczna publicystyka w dobie Cezara i Augusta* (Le journalisme politique au temps de César et d'Auguste), Lublin 1935, p. 305; *Remarques sur la forme littéraire des oeuvres de Salluste*, Eos XXXIV 1932/1933, p. 373—390.

Il faudrait encore attirer l'attention sur le manque des traductions des ouvrages de Salluste et de Cicéron ayant trait à la conjuration de Catilina. Ces traductions sont précédées souvent par de longues introductions ayant parfois le caractère de savantes monographies. Comme l'auteur l'a fait relativement aux ouvrages nés de l'imagination (romans, vies romancées etc.) une partie de la biographie destinée aux traductions, et naturellement tenant compte du pays où elles ont été faites, serait très utile. Parmi les traductions en polonais celle de K. Kumaniecki se distingue surtout: Gajus Sallustius Krispus, *Sprzysiężenie Katyliny i Wojna z Jugurtą* — przełożył i opatrzył wstępem K. Kumaniecki, Komitet Nauk o Kulturze Antycznej PAN, Wrocław 1971, intr. 46 pp. (C. Salluste Crispus, *La conjuration de Catilina et La guerre de Jugurtha*, traduction avec avant-propos de K. Kumaniecki).

En général, l'ouvrage de Criniti se distingue par sa clarté et l'ordre parfait du matériel et celui des index.

tes. L'auteur traite du style d'Erasme également dans le chapitre suivant de son livre. Elle montre sur des exemples choisis des oeuvres du Hollandais son humour, son goût de la plaisanterie, l'aisance avec laquelle il soulève les thèmes même les plus relevés. Zofia Szmydtowa qui est bon connaisseur de la langue d'Erasme s'oppose à l'affirmation des savants qui répètent après Huizinga que l'humaniste hollandais, partisan du laconisme, ne l'appliquait pas lui-même; il n'a pas créé en effet un seul aphorisme ou sentence. Szmydtowa démontre que l'on peut du contexte de ses oeuvres, dégager des réflexions exprimées d'une manière laconique. Comparant le style d'Erasme avec sa caractéristique du style de Cicéron, il arrive à une conclusion très surprenante mais juste: «Si l'on prend en considération les remarques sur le style de Cicéron distribuées adroitement en trois rôles dans le dialogue (*Ciceronianus*), malgré le rideau de fumée que constitue le rappel insistant du style négligent d'Erasme, la ressemblance de sa méthode avec celle du célèbre maître de l'éloquence romaine s'avère être frappante» (p. 74).

L'auteur donne également une analyse intéressante de l'oeuvre *Lingua* (chapitre III). Elle voit dans cette petite oeuvre une sorte d'apologie, une oeuvre dans laquelle Erasme repousse les attaques des religieux qui, dans leur rancune, qualifient le grand humaniste de renégat et de hérétique. Pour se défendre, Erasme recourt dans *Lingua* à l'exagération satirique. En raison de l'énorme quantité contenue dans *Lingua* d'exemples, de citations, de sentences puisées aussi bien dans la littérature antique que dans la vie de son époque, Szmydtowa qualifie à juste raison cette oeuvre de «livre encyclopédique à caractère laïc». Elle n'oublie pas non plus de noter dans cet ouvrage d'Erasme les passages qui ont trait à la Pologne: une anecdote sur le roi de Pologne Jean Albert et une mention sur son frère, le roi Sigismond. La dédicace de l'oeuvre *Lingua* à un Polonais, le grand-chancelier de la Couronne, Krzysztof Szydłowiecki (1467—1532) confirme les contacts d'Erasme avec les Polonais. Parmi les amis polonais d'Erasme, l'Auteur place au premier rang l'évêque de Cracovie, Piotr Tomicki (1464—1535). Elle voit en Tomicki un homme aussi proche d'Erasme que l'était Thomas More. Elle donne une caractéristique très juste de ces dèux si remarquables individualités. Elle se prononce à juste raison contre la thèse de Huinzinga qui qualifie l'oeuvre *Utopie* de plaisanterie, constatant que sous le couvert de la plaisanterie est présenté dans *Utopie* le sort tragique des agriculteurs anglais. La subtile analyse de la correspondance d'Erasme avec Tomicki, surtout de la lettre du 25 octobre 1535, écrite quatre jours avant la mort de Tomicki, est particulièrement précieuse dans ce livre. Après avoir traité des rapports d'amitié des Polonais avec Erasme, Szmydtowa passe à un autre problème: celui des influences et des échos erasmiens dans l'oeuvre de Mikołaj Rej. Zofia Szmydtowa qui est l'auteur d'une étude pénétrante intitulée *Erasme de Rotterdam et Kochanowski*, décèle de nombreux traits communs non seulement dans l'oeuvre, mais aussi dans le psychisme de Rej et d'Erasme. Parmi eux, elle distingue: leur aversion pour l'arianisme, l'absence de profondes préventions à l'égard des Turcs, l'aspiration à la renaissance de la culture, une analogie dans la compréhension de la science évangélique et de la nature de l'homme. Tous les deux, en tant qu'éducateurs et popularisateurs de talent, croient en l'influence salutaire de l'éducation, tous les deux exhortent à la concorde, et condamnent la guerre. Une façon critique de voir la réalité, ce qui trouve une expression dans des écrits imprégnés d'un esprit de comédie, les unit aussi. Et l'humaniste Hollandais et le Polonais ont une même opinion sur la question de la libre volonté bien que l'admirateur d'Erasme, Rej, ait rejoint le calvinisme. Szmydtowa voit dans l'oeuvre de Rej avant tout des échos de *Enchiridion militis Christiani*, de *Paraclesis*. La remarque que ces deux écrits d'Erasme ont précisément influé sur le rythme et le style de Rej est très pénétrante. A l'occasion, l'auteur donne une excellente analyse de: *Bref entretien*, *de Miroir*, *Postylla*. Elle rappelle que Rej a inclu à *La vie d'un brave homme* le *Colloquium*: *Militaria* polonisé. Elle observe que dans *Espiègleries* (*Figliki*), l'anecdote: *Le Seigneur qui s'est laissé tenter par une métairie* a sa genèse également dans *Colloquia* d'Erasme. C'est une paraphrase versifiée et fortement raccourcie de *Colloquium*: *Uxor mempsigamos*.

Une analyse pénétrante des oeuvres des deux auteurs permet à Szmydtowa de tirer des conclusions très justes. C'est ainsi qu'est précieuse avant tout la remarque que de nombreux traits com-

Wydatki

1.	Osobowy fundusz płac	22.939.—
2.	Bezosobowy fundusz płac (bez kosztów na popularyzację)	6.990.—
3.	Nagrody PTF	5.000.—
4.	Składki ZUS	3.424,70
5.	Materiały biurowe, druki	1.110,40
6.	Przedmioty nietrwałe (szafa)	1.600.—
7.	Koszty podróży (bez kosztów związanych z przejazdami prelegentów)	24.935,50
8.	Usługi materialne	2.336.—
9.	Popularyzacja i koszty podróży prelegentów	8.400.—
10.	Druk „Eos”	102.167.—
11.	Honoraria autorskie „Eos”	85.575.—
12.	Opłaty pocztowe	310,15
13.	Różne	1.312.—
	Ogółem wydatki:	266.099,75

B

Sprawozdania Kół PTF

SPRAWOZDANIA KÓŁ PTF

1. Sprawozdanie Koła Gdańsko-Gdyńskiego

Zarząd: przew. — mgr Maria Wujtewicz, sekr. — mgr Feliks Wujtewicz, skarbnik — mgr Barbara Mossakowska; Komisja Rewizyjna: mgr Adela Sławińska, mgr Maria Illukiewicz.

Zebrania naukowe:

1. Mgr M. Wujtewicz: *Sprawozdanie z LXVII Walnego Zgromadzenia PTF w Warszawie.*
2. Mgr M. Gurbisz: *Wybrane pozycje z nowości wydawniczych z zakresu kultury antycznej.*
3. Mgr P. Gruszka: *Akcja wyjazdowa teatru szkolnego Koła Krzewienia Kultury Antycznej przy II LO w Gdańsku.*
4. Mgr M. Illukiewicz: *Praca z nowym podręcznikiem w klasie IV — próba oceny.*
5. Mgr B. Stolarska: *Różnica między uczeniem a nauczaniem na lekcji języka obcego.*
6. Mgr F. Wujtewicz: *Sprawozdanie z przebiegu uroczystości jubileuszowej Koła Toruńskiego PTF.*
7. Doc. dr habil. K. Mężyński: *Gotfryd Ernest Groddeck jako filolog i pedagog.*
8. Mgr M. Wujtewicz: *Centralny kurs języka łacińskiego jako forum wymiany doświadczeń i kuźnica nowych metod nauczania.*

Koło nawiązało współpracę z Gdańskim Oddziałem Towarzystwa Literackiego im. Adama Mickiewicza oraz z Uniwersytetem Gdańskim. Nadal utrzymywana jest ścisła współpraca z Wojewódzkim Ośrodkiem Metodycznym, w którym instruktorem języka łacińskiego w br. została mgr M. Wujtewicz. Stan nauki języka łacińskiego w województwie gdańskim przedstawia się następująco: województwo posiada tylko 16 szkół z językiem łacińskim, w tym 12 — nadobowiązkowo, 4 — obowiązkowo. Przewodnicząca Koła zgłosiła w kuratorium postulat utworzenia większej ilości klas o profilu humanistycznym. W centralnym kursie dla nauczycieli, zorganizowanym przez Ośrodek Metodyczny i Ministerstwo Oświaty w br. w Ropczycach, wzięły udział dwie osoby z Koła. Naukę języka greckiego dla studentów historii Uniwersytetu Gdańskiego prowadziły nadal dwie osoby: mgr F. Wujtewicz i mgr P. Gruszka. W ramach działalności popularyzacyjnej Koło Krzewienia Kultury Antycznej przy II LO w Gdańsku wystawiło sztukę *Kupiec* Plauta w reżyserii mgra

Olivier Masson, *Vocabulaire grec et anthroponymie: le substantif μάληκος et le nom Μάλ̄εqος ou Μάληκος*. Rzadki wyraz, znany z glos: μάληκος ὄνομα ὀρνέου, ma odpowiednik w imieniu Μάληκος, tj. w imionach osobowych, przekazanych inskrypcyjnie z różnych stron Grecji, poczynając od napisu z VIII lub VII w. na wazie z Koryntu (w Atenach od V i IV w.).

Claude Moussy, *'Αταλός, ἀτάλλω, ἀτιτάλλω*, przyjmuje etymologię **at-al-o-* i upatruje w *-al-* ten pierwiastek, który tkwi też w łac. *alumnus*.

Jean-Louis Perpillou, *La signification du verbe εὔχομαι dans l'épopée*. Różne odcienie znaczeniowe tego czasownika w tekście Homera autor sprowadza do jednego: 'proclamer une juste prétention'.

Jacqueline de Romilly, *Vocabulaire et propagande ou les premiers emplois du mot ὁμόνοια*. Wyraz ten, jako hasło polityczne, wszedł w użycie w r. 411 w związku z wypadkami historycznymi tego roku.

Martín S. Ruipérez *'Ηλέκτωρ et ἤλεκτρον 'ambre'*. Nazwa 'bursztynu' pochodzi od pierwiastka, który tkwi w ἀλέξω, ἀλαλκεῖν 'chronić przed niebezpieczeństwem, przed wrogiem'; bo bursztynowi przypisywano własności amuletu.

Oswald Szemerényi, *Etyma Graeca III*: sześć etymologii wyrazów: 1. ἱστορέω (połączenie form pierwiastków **wid-* 'wiedzieć' i **ais-* 'szukać'), 2. ζημία, 3. (κατα)λεύω 'to stone', 4. διαμπερές, 5. χόνδρος, 6. ἀσκέω.

Nadia Van Brock, *De πύξ à πᾶς*. Wyrazy πύξ, πυγμή zawierają pierwiastek **penk*^{w}- (tj. **pénk*^{w}*-s / pn̥k*^{w}*-ós*), ten sam co w πᾶς, gdzie **pen-t-*; autorka odrzuca zestawienie z łac. *pungō, pugil*.

Oto zawartość tego pięknego zbioru prac, które się przyczynią bez wątpienia do postępu w badaniach nad historią języka greckiego. Profesor Chantraine otrzymał wspaniały prezent na swój asłużony jubileusz.

Jan Safarewicz (Kraków)

Eos LXI 1973

Gianna Petrone, La battuta a sorpresa negli oratori latini, Palermo 1971, Palumbo Editore 8°, pp. 129, 1 nlb.

Nella „Premessa" al suo libro, la Petrone definisce lo scopo del suo lavoro in questi termini: „Questa ricerca è volta individuare e rintracciare una particolare figura stilistica: l'ἀπροσδόκητον, ovvero la struttura dell'inatteso. Nata in sede sincronica con l'intenzione di verificare la presenza ipotetica di questa forma per il solo Cicerone, cui fondati motivi indirizzavano, si è estesa successivamente in modo diacronico alla retorica latina al fine di sottoporre ad un'ulteriore considerazione quelle cause ultime, che si erano enucleate, il significato che all' ἀπροσδόκητον avevo attribuito, i suoi usi, le ricorrenze, la distribuzione, e per inquadrare nella giusta prospettiva, ponendola in rapporto con gli altri retori, la relativa frequenza di questo construtto riscontrata in Cicerone".

Oltre la „Premessa" che contiene la definizione dell' ἀπροσδόκητον, come lo intendeva Cicerone, il lavoro della Petrone è composto di quattro capitoli seguenti: Esempi anteriori a Cicerone; l'ἀπροσδόκητον ironico nelle orazioni di Cicerone; l'ἀπροσδόκητον negativo nelle orazioni di Cicerone; esempi posteriori a Cicerone.

Siccome „la quasi totale perdita dell'oratoria latina pre-ciceroniana limita fortemente il campo d'indagine" – l'autrice cerca altrove eventuali esempi di questa figura stilistica e si rivolge al teatro. Siamo completamente d'accordo con la Petrone, quando afferma che „il teatro plautino, che dà al ridicolo infinite forme, adopera talvolta l'ἀπροσδόκητον" – e tutti gli esempi citati ci persuado nopienamente. Però, meno persuadenti ci sembrano le ricerche dell'ἀπροσδόκητον nella tragedia romana.

Musimy zdawać sobie jednak sprawę z tego, że F. ukazuje tylko pewną wizję rozwoju greckiej religii, nie posiadającą wartości absolutnej. Nawet aprobując przedstawione przez F. główne tendencje rozwojowe religii greckiej, nie zawsze można zgodzić się z autorem dysertacji w szczegółach. Niektóre interpretacje są dyskusyjne, zdarza się, że autor przemilcza stanowisko nie zgadzające się z jego koncepcją, czasem spotykamy po prostu błędne stwierdzenia.

F. twierdzi na przykład, że Ksenofanes nigdy nie był zaliczany do ateistów (s. 20). Jednakże w *Liber Suda* s. v. ἔρρε (ed. Adler) czytamy Ὦ Ξενοφάνεις καὶ Διαγόραι καὶ Ἵππωνες Ἐπίκουροι καὶ πᾶς ὁ λοιπὸς κατάλογος τῶν κακοδαιμόνων τε καὶ θεοῖς ἐχθρῶν ἔρρεσθε. Dopiero w XVII w. J. Kühn ustalił, że cytowany fragment pochodzi z filozoficznego pisma Klaudiosa Ailianosa (fr. 33 Hercher) żyjącego na przełomie II/III w. n. e. Ksenofanes nie został tutaj co prawda nazwany ateistą, lecz jest zaliczony do osób będących wrogami bogów. Znamienne jest umieszczenie jego imienia obok Diagorasa z Melos, uchodzącego za typowego ateistę, oraz Hippona, występującego często z przydomkiem ἄθεος. Jest więc oczywiste, że autor stawia na równi Ksenofanesa oraz ateistów Diagorasa i Hippona.

Oczywiście Ailianos zaliczył niesłusznie Ksenofanesa do grona ateistów, ale wydaje się nam, że miał on ku temu pewne powody. W okresie cesarstwa głównym rywalem religii pogańskiej było chrześcijaństwo, którego apologeci, zwalczając bogów pogańskich, używali takich argumentów jak Ksenofanes — krytykowali politeizm, antropomorfizm, antropopatyzm i niemoralność bogów. W oczach pogan chrześcijanie byli ateistami (Cl. Al. *Str.* VII 1,1; Eus. *PE* I 2,2; Arnob. *adv. nat.* I 29, III 28, VI 27), a więc nietrudno było zaliczyć do ateistów również Ksenofanesa i umieścić go obok Diagorasa i Hippona.

W innym miejscu F. pisze, że spośród presokratyków za ateistę uchodził Anaksagoras (s. 23) i powołuje się na Ireneusza (*adv. haer.* 2,14,2 = FVS 59 A 113). Naszym zdaniem ta wzmianka niczego nie dowodzi (cf. Drachmann, *o. c.* s. 154). Trzeba pamiętać, że Zeller-Nestle nie wykluczali nawet możliwości, że Ireneusz pomieszał Anaksagorasa z Diagorasem (*Philosophie der Griechen*, I 2^6 Leipzig 1920, s. 1253 — przyp. 4).

Istnieją jeszcze trzy miejsca w literaturze greckiej, które mogą sugerować, że Anaksagorasa uważano za ateistę. F. nie wymienił ich jednak na poparcie swojej tezy. W jednym z dialogów Lukiana Dzeus mówi, że Anaksagoras uczył swych uczniów, iż bogowie wcale nie istnieją (*Timon* 10). Natomiast Markellinos podaje w biografii Tukidydesa, że ów historyk był uczniem Anaksagorasa i dlatego został uznany za ateistę (*Vita Thucyd.* 22). Dla Markellinosa jest więc oczywiste, że sam nauczyciel też musiał być ateistą. Trzecim miejscem jest Apuleiusa z Madauros *Apol.* 27.

Wydaje się nam jednak, że te późne testimonia wcale nie upoważniają do stwierdzenia, że Anaksagorasa uważano powszechnie za ateistę. Analizując katalogi ateistyczne mogliśmy stwierdzić właśnie coś przeciwnego (cf. M. Winiarczyk, *Starożytne wykazy ateistów. Próba zbadania tradycji*, Classica Wratislaviensia VI — w druku). Imię Anaksagorasa nie pojawiło się ani razu w katalogu ateistów. Wydaje się nawet dosyć dziwne, że potomni nie obdarzyli Anaksagorasa przydomkiem ἄθεος (cf. J. Geffcken, *Die ἀσέβεια des Anaxagoras*, Hermes XLII 1907, s. 127—133), podczas gdy do współczesnego Anaksagorasowi filozofa ze szkoły jońskiej Hippona przylgnęło to określenie.

W innym miejscu F. twierdzi, że Diagoras z Melos był pierwszym typowym ateistą negującym istnienie bogów (s. 89—92). Cytuje on na poparcie swego poglądu rozprawę F. Jacoby'ego Διαγόρας ὁ Ἄθεος, Berlin 1959 (Abhandl. d. Deutschen Akad. d. Wissensch. zu Berlin, Klasse f. Sprache, Literatur u. Kunst Jg. 1959 Nr. 3). Nie wspomina jednak o tym, że jest to pogląd całkowicie odosobniony. Ze stanowiskiem Jacoby'ego polemizował recenzent jego pracy F. Wehrli, który uważał, że postawa Diagorasa jest przejawem ogólnego upadku pobożności w końcu V w. p. n. e. (Gnomon XXXIII 1961, s. 126). Autor ostatniej pracy na ten temat, L. Woodbury (*The Date and Atheism of Diagoras of Melos*, Phoenix XIX 1965, s. 178—211), wykazywał, że Diagorasa oskarżono prawdopodobnie o wyszydzanie i zdradę misteriów (s. 208 sqq.); przydomek ἄθεος byłby użyty w starym znaczeniu występującym u liryków i tragików. Zgadzamy się z F., że w końcu V w. p. n. e. mogli istnieć Grecy negujący istnienie bogów, ale naszym zdaniem nie można stanowczo twierdzić, że

województwa wrocławskiego. Koło współpracuje z Towarzystem Wiedzy Powszechnej; służy także konsultacjami przy przygotowywaniu imprez związanych z antykiem. Od września 1970 r. w IX Liceum Ogólnokształcącym język grecki jest obowiązkowym przedmiotem humanistycznym przez dwa lata, 3 godz. tygodniowo. Lekcje prowadzi mgr W. Siwakowska. Od września 1971 także młodzież liceum VI uczy się greki nadobowiązkowo pod kierunkiem mgra E. Białego.

Koło liczy 44 członków.

Cena zł 45.—

INDEX AUCTORUM

	Paginae
Brożek Mieczysław (Cracoviae)	239, 255
Cichocka Helena (Varsaviae)	309
Cytowska Maria (Varsaviae)	312
Horowski Jan (Posnaniae)	187
Kaczmarkowski Michał (Lublini)	213
Korus Kazimierz (Cracoviae)	296
Małunowicz Leokadia (Lublini)	273
Mostowska-Głombiowska Bożena (Wratislaviae)	257
Pianko Gabriela (Varsaviae)	307
Plezia Marian (Cracoviae)	173, 294
Safarewicz Jan (Cracoviae)	303
Stabryła Stanisław (Cracoviae)	261
Turasiewicz Romuald (Cracoviae)	289
Winiarczyk Marek (Wratislaviae)	299
Winniczuk Lidia (Varsaviae)	310

WARUNKI PRENUMERATY:

Przedpłaty na prenumeratę przyjmowane są do 10 grudnia na rok następny.
Cena 1 prenumeraty rocznej wynosi zł 100,—
Przedpłaty na prenumeratę krajową dla czytelników indywidualnych przyjmują urzędy pocztowe oraz listonosze. — Czytelnicy indywidualni mogą dokonywać przedpłat również na konto PKO Nr 1-6-100 020 Centrala Kolportażu Prasy i Wydawnictw „Ruch", Warszawa, ul. Towarowa 28. — Wszystkie instytucje państwowe i społeczne mogą zamawiać prenumeratę wyłącznie za pośrednictwem Oddziałów i Delegatur „Ruch" znajdujących się we wszystkich miastach powiatowych i wojewódzkich. — Prenumeratę ze zleceniem wysyłki za granicę, która jest o 40% droższa od krajowej, przyjmuje Biuro Kolportażu Wydawnictw Zagranicznych „Ruch", Warszawa, ul. Wronia 23, tel. 20-46-88, konto PKO nr 1-6-100 024. — Egzemplarze archiwalne można nabyć w Punkcie Wysyłkowym Prasy Archiwalnej „Ruch" — Warszawa, ul. Nowowiejska 15/17 na miejscu lub na zamówienie za zaliczeniem pocztowym.

SUBSCRIPTION

Subscription fees should be sent not later than the 10th of December for the comming year.
One-year subscription rate is 100 złoty.
Subscription orders from abroad (40% dearer) can be placed with Biuro Kolportażu Wydawnictw Zagranicznych „Ruch", Warszawa, ul. Wronia 23, tel. 20-46-88; konto PKO nr. 1-6-100 024.
Copies out of print can be bought at: Punkt Wysyłkowy Prasy Archiwalnej „Ruch" — Warszawa, ul. Nowowiejska 15/17 or ordered C.O.D.